

Verstreute Blätter



für seine Schüler gesammelt

von

August Israel.



Zur Feier des 9. April 1894 und zu Gunsten der Israel-Stiftung



836

100/100

Paq 570

Zerstreute Blätter

für seine Schüler gesammelt

von

August Israel.

Dr. Isr 1

Zur Feier des 9. April 1894 und zu Gunsten der Israel-Stiftung.

Ischopau.

Gedruckt bei f. A. Raschke.

1894.



Dr. B. istg

Meiner guten Frau Laura in treuer Liebe gewidmet.

Inhalts-Verzeichnis.

Aus der Schule.

	Seite
1. Rede bei Eröffnung des Seminars am 9. April 1869 . . .	3
2. Von den besondern Schwierigkeiten des Seminarunterrichts. Ansprache bei der Einweisung von vier Lehrern am 26. April 1870	10
3. Zwei Reden zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs.	
1. Was erwarten König und Vaterland von dem Lehrer der Jugend? 1869	16
2. Welche gemeinsamen Interessen hat die Schule mit der Familie, mit der Gemeinde und dem Staate? 1880 . . .	21
4. Sechs Reden bei Entlassung der Kandidaten.	
1. Ostern 1876	31
2. Die Erziehung als Kunst aufgefaßt. 1880	35
3. Ratschläge für angehende Lehrer. 1885	42
4. Die Pädagogik eine edle Kunst, aber ein elendes Hand- werk. 1886	48
5. Der Lehrer im Kampfe gegen die Sozialdemokratie. 1890	54
6. Unterwinde sich nicht jedermann, Lehrer zu sein. 1893	61
5. Martin Luther. Festrede, am 10. November 1883 gehalten	68
6. Zum Gedächtnisse M. Valentin Weigels bei der 300. Wieder- tehr seines Todestages den 10. Juni 1888	78

Über die Schule.

	Seite
7. Ist es ratsam, dem pädagogischen Unterrichte im Seminare Herbarts System zu Grunde zu legen? Vortrag, gehalten auf dem 6. deutschen Seminarlehrertage zu Berlin am 28. September 1881	89
8. Über die wirksamsten Mittel zur Hebung des Lehrerstandes. Historisch-politische Betrachtung, angestellt auf der 9. Generalversammlung des Allgemeinen Sächsischen Lehrervereins in Dresden am 28. September 1891	105
9. Zur Seminarfrage.	
1. Über die Einrichtung der sächsischen Seminare. 1864	124
2. Die Seminarvorbildung im Königreiche Sachsen. 1872	131
3. Dr. P. über die Seminarbildung. 1872	139
4. Die Berechtigung der sächsischen Volksschullehrer zu Universitätsstudien. 1886	142
10. Zur Schulgeschichte.	
1. Übersicht über die wichtigsten pädagogischen Schriften aus der Zeit des Humanismus. Litterarische Nachweise und Ergänzungen	146
2. Joachim Heinrich Campe	165
3. Professor Röckls Besuch bei Dinter im Jahre 1805	178

Aus den Bergen.

11. Bilder aus den Alpen. (1862.)	
1. Das schönst gelegene deutsche Schulhaus	185
2. Über das steinerne Meer	187
3. Über die Pfandelscharte nach Heiligenblut	192
4. Zwei Tage am Pasterzengletscher. Von Heiligenblut über Gastein nach Salzburg	201
12. Über einige wenig bekannte Punkte in den deutschen Alpen. (1864.)	
1. Steinernes Meer. Selrain- und Stuibenthal. Ramoljoch und Muth bei Gurgl	211
2. Alpenpforten. Das Duxer Joch. Das Sellajoch. Über das Mauriser Goldbergwerk nach Gastein	225

	Seite
13. Erfahrungen auf Alpenreisen. Vortrag, gehalten in der Museums-gesellschaft zu Annaberg am 19. Januar 1882 . . .	232
14. Auszüge von Vorträgen in der Chemnitzer Sektion des Alpenvereins 2c. (1888 und 1890.)	
1. Von Galtür im obern Paznaun über den Augstenberg (3182 m) nach Schuls im untern Engadin	250
2. Altes und Neues aus dem Zillertale und den Dolomiten	252
3. Das Brockengespenst auf dem Schlern	255
15. Übersicht über meine Alpenreisen	256

Zu den „Zerstreuten Blättern“ gehören auch die Bilder. Das Titelbild ist Ostern 1893 für das Gedenkblatt der Abgehenden aufgenommen worden, das Bild vor dem Abschnitte „Aus den Bergen“ im Sommer 1889 von den Gebrüdern Greger, eine halbe Stunde unter der Höhe des Pfitscher Joches (Nordseite). Der Holzschnitt auf Seite 200 ist mit derselben Platte gedruckt, wie die Einzeldrucke im Jahre 1862, deren sich die Annaberger Schüler noch erinnern werden.

Der Text der Aufsätze ist in allen wesentlichen Stücken unverändert geblieben, nur die Form ist da und dort geglättet worden, wobei mir mein Bruder Adolf in sehr dankenswerter Weise behilflich war.

Auß der Schule.





1. Rede bei Eröffnung des Seminars

am 9. April 1869.

Hochgeehrte Festversammlung! Als ich in früher Jugend zum ersten Male die Schwelle einer Schule überschritten hatte und sah, wie der Lehrer vor unsern staunenden Augen die Buchstaben, die gedruckt vor uns lagen, mit kundiger Hand an die Wandtafel zauberte, da klopfte das kleine Herz, und voll Zagen hielt ich es für unmöglich, daß je der Mutter Lieblingswunsch in Erfüllung gehen könne, wenn solches von einem Lehrer verlangt werde. Seitdem ist fast ein Menschenalter vergangen, der Knabe und Jüngling hat jene dem Kinde unüberwindlich scheinende und noch manche andere Schwierigkeit überwinden gelernt und der Mann über ein Jahrzehnt reiche Gelegenheit gehabt, sich im Dienste der Schule und insbesondere des Seminars zu üben. Und doch — ich muß es gestehen — als ich vor wenig Monden zum ersten Male an der Seite des um Sachsens Schulwesen so hochverdienten Mannes, dessen Vertrauen ich den ehrenvollen Ruf an diese Anstalt verdanke, auf diesen Bau zuschritt, da trat mir, wie einst in meiner Kindheit, die Größe und Bedeutsamkeit des Lehrerberufs mit fast erdrückender Gewalt vor die Seele. Aber ich glaube fast, daß jeden für die Schule Begeisterten, wäre er in meiner Lage gewesen, ein ähnliches Gefühl überkommen sein würde. Denn wenn man sich auch von aller modernen Überschätzung der Bedeutung des Schulwesens freihält, so muß doch schon der Beruf des Volksschullehrers gegenüber der Familie, der Kirche und dem Staate höchst verantwortungsvoll und sein Einfluß tiefgreifend genannt werden. Ungleich schwerer aber wiegt der Beruf des Seminars und die Thätigkeit seiner Lehrer, welche die Aufgabe haben, Volksschullehrer zu bilden, und die somit auf den Geist, der in den Schulen einer ganzen Provinz herrscht und von da aus seine Strahlen ausbreitet, bestimmend und maßgebend einwirken können und sollen. Mit Recht wird die geehrte Versammlung von mir erwarten, daß ich ihr in dieser Stunde nicht vorenthalte, wie ich mich zu der mir übertragenen schwierigen Aufgabe stelle; es liegt dies

im Interesse sowohl der hohen Behörde, die mir ein so wichtiges Amt anvertraut, wie dieser Stadt, die mit so lebhafter, werthätiger Teilnahme auf die Entwicklung unserer Anstalt blickt, als auch im Interesse der Männer, die zur Mitarbeiterschaft am gemeinsamen Werke berufen sind. So erlauben Sie mir denn, daß ich Ihnen mit wenig Strichen den Plan zu dem Gebäude, das wir mit Gottes Hilfe und unter dem Schutze unserer erleuchteten und so schulfreundlichen Regierung aufrichten wollen, wie er mir im Geiste vorschwebt, entwerfe.

Wie dieses Haus, das soeben seine Weihe empfangen, festgegründet, harmonisch gegliedert und dem Blicke weithin sichtbar dasteht, so wollen auch wir unsern Bau

1. gründen auf den Felsengrund des Evangeliums,
2. Sorge tragen, daß sich seine Teile zu einem harmonischen Ganzen zusammenschließen,
3. ihn unter dem Schutze des Herrn mitten hineinstellen ins volle Menschenleben.

1. Vor allem wollen wir unserm Gebäude einen unerschütterlichen Grund geben. Da giebt es nur einen, der sicher und fest ist: das Evangelium. Wer das nicht anerkennt, wem die Geschichte und die eigene Erfahrung nicht gelehrt haben, daß das Christentum, das in die Menschheit getretene Göttliche, die weltbewegende Macht ist, die in alle menschlichen Verhältnisse, groß und klein, segensreich und vollendend eingreift — mit dem mag ich weder die Schulfrage im allgemeinen, noch die Seminarfrage im besonderen diskutieren. Denn es ist leicht nachzuweisen, daß, wie auf dem sozialen Gebiete, so namentlich auch im Bereiche der Pädagogik alle Versuche zur Lösung schwieriger Fragen, wenn sie ein anderes als das christliche Prinzip aufstellen, regelmäßig nur matte und abgeblaßte Schattenbilder christlicher Grundideen sind, an denen das Gute nicht neu und das Neue nicht gut ist. Die große und schwierige Frage ist aber die, in welcher Weise das christliche Prinzip bei der Lehrerbildung zur Geltung gebracht werden soll, wie man in den Gemütern der Jugend eine geistesfreie, gemütsgläubige und thatkräftige Frömmigkeit, deren unser Geschlecht mehr als je bedarf, begründet, fern von aller Heuchelei, dieser gottesslästerlichen Karikatur aller Religion. Man hat das Ziel zu erreichen gesucht, indem man alles Gewicht auf die reine, unverfälschte Lehre des Reformationszeitalters legte, man versprach sich viel von der Hervorsuchung und strengen Einhaltung altkirchlicher Formen, von der Vermehrung und Verlängerung der häuslichen und kirchlichen Andachten, man suchte die Zöglinge der Seminare möglichst

von der Welt und den Zeitströmungen, wie sie sich in der Litteratur und in der Tagespresse spiegeln, abzusperren. Ich glaube sagen zu dürfen: ohne durchschlagenden Erfolg. Denn so wichtig und unumgänglich notwendig es für das Fortbestehen unserer evangelischen Kirche ist, daß ihre Diener und Lehrer an ihr Bekenntnis gebunden sind, das in allen Stücken eine feste Norm und Schranke bildet, so ist es doch unzweifelhaft, daß das Wesen des Christentums, wie es unsere evangelische Kirche auffaßt, nicht darin besteht, jede von der Wissenschaft errungene Thatsache zu bekämpfen und jeden alten Irrtum, den sie nachgewiesen, zu verteidigen; auch nicht darin, ganz an der Peripherie liegende Lehren, über welche die Meinungen seit der Apostel Zeiten geteilt gewesen sind, zu einer Wichtigkeit zu erheben, als stünden sie im Zentrum der christlichen Lehre. Das verstößt gegen das in dubiis libertas, auch nur allzuhäufig gegen das in omnibus caritas und führt nie zu der vor allen anzustrebenden unitas in necessariis! Ferner: christliche Zucht und Sitte ist sicher die größte Zierde des einzelnen und der ganzen Gemeinde und ist weit erhaben über das sogenannte moralische Handeln der Weltkinder; aber sie läßt sich nicht äußerlich angewöhnen und künstlich kultivieren. Nur wenn sie Blüte und Frucht echt christlichen Sinnes ist, zeigt sie sich unaufgefordert in allen Verhältnissen des Lebens, im Hause und auf der Gasse, daheim und in der Fremde, in Freude und Trauer, an heiliger und profaner Stätte. Echt christliche Gesinnung aber weckt man weder durch Streitfälle, noch durch lange Andachtsübungen. Ich fand sie bei vielen, deren dogmatische Meinungen nicht in allen Punkten übereinstimmten und die auch weit davon entfernt waren, Gott auf eine besondere und aparte Art dienen zu wollen. Es kommt vielmehr vor allen Dingen, um mit Matthias Claudius zu reden, auf eine gewisse Gestalt des inwendigen Menschen an, auf eine gewisse innerliche Denkart, Fassung und Haltung, die Stand hält in den verschiedensten Lagen des Lebens. Es wird unsere Aufgabe sein, der Jugend, die uns anvertraut wird, diese gewisse Gestalt finden zu helfen (denn a priori und ohne Erfahrung hat sie wohl noch niemand gefunden), sie wird lernen und erfahren müssen, „daß nur das Ewige und Unsichtbare bleibenden Wert hat, und daß der Glaube die Schätze sammelt, die Motten und Rost nicht fressen; nicht der Glaube, der, wenn er in die Hand genommen und besehen wird, nur Hader und Zank gebiert, sondern der Glaube, der in seinem natürlichen Acker, im Menschenherzen wurzelt und da zeigt, was er ist und was er kann. Wie man sich schon im Kleinen und in Dingen dieser Welt überzeugen kann, indem ein Mensch, der Glauben und Vertrauen zu sich und seiner Sache hat, mit Bollherzigkeit und Sicherheit fährt, wie ihm alles von der Hand

geht und es um ihn gegen den hageren und unschlüssigen Klügler und Zweifler gar ein ander Wesen und Ding ist.“ Die Jugend muß das allmählich einsehen und erfahren. Und „daß einer, der ewigen und unvergänglichen Dingen vertraut, der an einen allgegenwärtigen Tröster, einen Stillen alles Haders glaubt und einen neuen Himmel und eine neue Erde hofft, auf dieser Erde seinen Fuß in Ungewittern und sein Haupt in Sonnenstrahlen hat, daß er hier immer unverlegen und allezeit größer ist als das, was ihm begegnet, daß er immer genug hat, vergiebt, vergißt, seine Feinde liebt und die segnet, die ihm fluchen.“* Diesen Sinn zu wecken und zu beleben, diesen Felsengrund unsers Baues zu erreichen, werden wir wohl tief und anhaltend graben müssen. Wenn uns auch eine geregelte Haus- und Lebensordnung und ein wohlervogener Lehrplan dabei unterstützen werden, so reicht das doch nicht aus, wenn nicht unser ganzes Streben unausgesetzt auf dieses hohe Ziel gerichtet ist, wenn wir nicht jeden Augenblick still und unererschlaft sammeln auch im kleinsten Punkte die größte Kraft und nimmer vergessen, daß der Segen von oben kommt! Sind wir aber gewiß, daß unser Grund sicher und ohne Wanken, so wollen wir dann, wie die Werkleute, die diesen Bau vollendet, fröhlich und unverzagt weiter bauen und unser Augenmerk darauf richten,

2. daß sich alles zu einem harmonischen Ganzen zusammenschließe. — Durchwandern Sie diese Räume und sehen Sie, wie eines sich dem anderen fügt, wie der Baumeister den verschiedensten Bedürfnissen des Lebens und den besonderen Erfordernissen der Schule Rechnung getragen, wie nichts zu kurz kommt und nichts dominiert, wie alles zweckmäßig und schön sich dem Auge, das das Ganze mit Wohlgefallen überblickt, darstellt, und wie der wiederholten Betrachtung und der eingehenden Prüfung immer mehr sich die Harmonie des Ganzen erschließt. So soll auch unser Bau erscheinen. Wahrlich vielgestaltig ist der Zweck, den wir erreichen, bunt die Reihe der Fächer, die hier gelehrt werden sollen, auch wenn wir ganz absehen von den absonderlichen Forderungen unserer unruhigen, rastlosen Zeit, in der der eine ein kleines Lehrbuch der Archäologie für Primärschulen schreibt, ein anderer Psychologie oder Volkswirtschaftslehre für Gegenstände erklärt, die in den oberen Klassen der Volksschule nicht zu übergehen seien. Bleiben wir nur bei dem stehen, was das Gesetz, den Forderungen der Zeit Rechnung tragend, uns vorschreibt und vergegenwärtigen wir uns, was in den verschiedensten Zweigen des Wissens und in musicis von einem angehenden Lehrer verlangt wird, und wie man sich nicht damit begnügen kann, daß

* Sämtliche Werke des Wandsbecker Bothen VII, 325 ff.

er selbst wohl bewandert in allem ist, sondern verlangen muß, daß er auch im stande sei, jeden Gegenstand methodisch zurechtzulegen, um sein Wissen den Kindern wieder schnell, sicher und geistbildend zu vermitteln: in der That, man weiß kaum, wo man anfangen soll. Und wenn man gar alle die Ansprüche, die in neuerer Zeit von berufener und unberufener Seite an die Seminare gemacht werden, aufmerksam prüft und zusammenstellt: wahrlich Lehrer und Schüler müßten Methusalems Alter erreichen und Salomos Weisheit besitzen, wenn kein Titelchen von dem verloren gehen sollte, was angeblich Forderung der Wissenschaft und der Zeit ist. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, das Maß der menschlichen, auch der jugendlichen Kraft ist ein gegebenes, und wenn wir auch auf den Schultern unserer Voreltern stehen, wenn auch unsere Schulknaben über wichtige astronomische und andere wissenschaftliche Fragen ein klares Wissen besitzen, das einem Plato und Aristoteles verborgen blieb, wenn unsere Kinder auch — Dank den außerordentlichen Fortschritten der Methodik — vieles in unglaublich kurzer Zeit erlernen: es hat doch Lehren und Lernen seine Grenze, die man nicht ohne Gefahr überschreitet, und das Seminar, wie jede Schule muß sich beschränken; beschränken in der Anzahl der Unterrichtsfächer und beschränken in den Zielen, und wie sich überhaupt in der Beschränkung der Meister zeigt, so insbesondere der Schulmeister. Ich verzichte aber in dieser Beziehung auf die Hoffnung, daß sobald eine, wenn auch nur annähernde Einigung der weit auseinandergehenden Meinungen erzielt werden könne. Wir werden uns begnügen müssen, einen Plan, auf Erfahrung gestützt und der immer Fühlung behält mit dem gesunden Pulschlage der Zeit, harmonisch zu gestalten, und so einige zu befriedigen. Denn der Mensch, dem Höchsten nachstrebend, erreicht eben nur einiges. Wir können nicht alles lehren. Haben wir aber einem Zweige des Wissens oder Könnens ein wenn auch bescheidenes Plätzchen eingeräumt, so gebührt ihm doch eben dieses bescheidene Plätzchen ganz und unverkümmert, kein wenn auch noch so wichtiger Gegenstand hat in dieser Beziehung etwas voraus, kein Fach darf dem anderen Luft und Licht benehmen, das Klavierkammerlein darf nicht zu einer Bälgekammer für die stolze Orgel gemacht werden. Wir haben in dieser Beziehung nur „Lehrfächer ersten Ranges“ und alles, was wir lehren und treiben, muß fachgemäß und gründlich betrieben werden. So soll sich der Musikunterricht durchaus freihalten von allem Dilettantismus; so bescheiden auch die Leistungen auf den einzelnen Instrumenten mitunter sein mögen: man muß es dem Schwächsten auf den ersten Blick ansehen, daß er Schule gehabt. Denn „weißt du, wie auch der Kleine was ist? Er

mache das Kleine recht, der Große begehrt just ebenso das Große zu thun.“ Dem Begabteren werde der Weg zum Parnas geebnet; wie weit er in die Höhe kommt, ob er überhaupt weiter steigt, das kann nicht unsere Sorge sein, genug, daß ers kann, wenn er will, und daß sein ästhetischer Sinn im Seminare in einer Atmosphäre ernster, klassischer Musik eine feste Grundlage gewonnen. Ähnliches gilt von den Wissenschaften. Wie viel in jedem Fache geleistet werden kann und soll, das hängt gar sehr von der Individualität der Lehrer und Schüler ab. Die Praxis lehrt, daß die Jahrgänge verschieden sind. Eins aber steht fest: überall müssen die Schüler auf den rechten Weg gebracht werden, sie sollen schließlich das Gefühl haben, daß sie weiter studieren können, wenn sie wollen; die Siegel von den für den Laien und Anfänger oft so rätselhaften Lehrbüchern müssen hinweggenommen werden, über den Anfang, der in allen Dingen so schwer ist, müssen wir unsern Schülern hinweghelfen. Die theoretische Pädagogik und die praktischen Übungen müssen jeden befähigen, alles beim richtigen Ende zu erfassen, jeden Gegenstand methodisch zurecht zu legen und der Art, wie Kinder und Anfänger denken, nachzugehen; nirgends, auch in den Naturwissenschaften nicht, kommt es auf Massen von Thatfachen oder lange Reihen von Zahlen oder Namen an: sehen, hören, beobachten lernen — das ist das große Geheimnis. Es klingt so leicht und ist so schwer, es versteht sich so von selbst und es wird doch so viel dagegen gefehlt. Dieses Ziel zu erreichen, soll uns keine Schwierigkeit schrecken, wir wollen sorgen und umherschauen, Kraft und Zeit zu Rate halten, unsere Mühe hoch anlegen und wo es darauf ankommt, geduldig und unverdrossen des glücklichen Augenblicks harren, aber auch nie vergessen, daß Künste und Wissenschaften nur der Weg, nicht das Ziel sind, daß der, welcher sie für das Ziel nehmen wollte, einem Manne gleichen würde, der in der Wüste absattelt, um das Pferd zu bewundern und bewundern zu lassen, das ihn weiter ins gelobte Land tragen sollte.

3. Aber nur das Leben bildet den Mann, und wenig bedeuten die Worte. Wie dieses Haus aufgerichtet ist, von weitem sichtbar, zur Seite die ragende Stadt und zu Füßen die eiligen Wellen, die das mächtige Rad bewegen, während drüben der Zug der Wagen von des Dampfes unsichtbarer Kraft getrieben vorüberbraust, und rings Garten und Feld oder schattiger Wald einladend winkt, so wollen auch wir unsern geistigen Bau mitten hineinstellen ins volle Menschenleben. — Was zunächst uns anbelangt, meine Herren Mitarbeiter, so liegt es auf der Hand, daß wir uns nicht isolieren dürfen und daß wir die Augen offen halten müssen, damit das Rad der Zeit nicht über uns weggehe,

daß wir mit den Fortschritten unserer Wissenschaft Schritt halten und immer bedacht sein müssen, das edle Metall, das die Männer der Wissenschaft aus tiefem Schachte ans Licht bringen, in gangbare Münze umzuprägen. Es trocken ja in der Einsamkeit und Abgeschlossenheit die Säfte des Gemüths, es stockt der Gedanken Lauf — wir müssen hinaus in mancherlei Gemeinschaft mit anderen Geistern; der Wellenschlag des geistigen Lebens unserer Zeit muß uns erfrischen, und die Fragen, die in der Gegenwart die Geister bewegen, dürfen uns nicht fremd bleiben, ja wir wollen mithelfen, mitforschen, mitarbeiten in unserer Weise und in unserm Kreise, zumeist still und geräuschlos. Denn da, wo die Extreme aufeinander plagen, wo man in der Erbitterung des Kampfes keine Waffe scheut, da ist nicht unser Platz, wir wissen Zeit und Mühe besser anzulegen; unser Haus steht nicht zwischen tausenden Rädern oder im Gewühle des Marktes, und das Katheder ist keine Tribüne, von der aus man der Jugend gährenden Most für klaren Wein schenkt. Doch wollen wir unser Hausrecht wahren und einen kecken Angreifer nicht durch unzeitiges Zurückhalten übermütig werden lassen. Aber auch die Jugend, die wir heranzubilden, muß in lebendiger Anschauung das tote Wort der Schule richtig schätzen lernen. Wir wissen es ja recht wohl, wie uns zu Mute war, als wir, dem Seminare entwachsen, spürten, was das Leben für Ansprüche an uns machte, wie auf uns einstürmte die Arbeit der Schule, die Sorge um die Kinder, um die eigene Fortbildung, die Ungeduld der Eltern, die Ansprüche der Vorgesetzten, der Gemeinde und des geselligen Lebens. Wir wissen es, wie schwer es da oft war, das *semper idem velle et idem nolle*, das den Mann ziert, einzuhalten, wir erfuhren, daß das Leben sich nicht nach uns und unsern vorgefaßten Meinungen richtet, sondern daß wir uns nach dem Leben richten mußten. Ja wenn es möglich wäre, abgeschlossen von aller Welt eine charakterfeste, tüchtige Lehrer- generation heranzuziehen, wenn man die Jugend ebenso leicht von der Sünde wie von den Menschen absondern könnte, was hinderte uns denn, die Mauern höher zu türmen und die Gräben tiefer zu ziehen? Nun gilt aber das, was Horaz von der nagenden Sorge sagt, daß sie mit ins erzumpanzerte Schiff steigt und schneller als der Hirsch nicht hinter der eiligen Reiter- schar zurückbleibt, in voller Ausdehnung von der Sünde: sie schleicht über die höchsten Mauern und tiefsten Gräben und wuchert oft im Geheimen und im abgeschlossenen Kreise ärger als im Gewühle des Marktes. Und so werden wir zwar, wenn unser Werk gelingen soll, Schranken aufrichten, eiserne Schranken gegen die gefährlichsten Feinde der Jugend, Müßiggang und Genußsucht; aber wir wollen uns hüten, den frischen Hauch der Jugendlust von den Stirnen abzustreifen und des Auges Glanz zu trüben,

in dem sich muntere Thatenlust spiegelt; wir wollen nicht mehr, als nötig ist, den jungen Geist, der Spielraum gewinnen soll, Welt und Menschheit in größerem Umfange zu überblicken, nach fremden Gedanken beschränken; wir wollen Sorge tragen, daß die Welt der Ideale, die sich der Jüngling erbaut und deren Schimmer ihm freundlich weit hinein ins Leben leuchtet, nicht vor der Zeit verblasse. Dabei vergesse ich nicht, daß wir schlechte Lehrer bilden sollen, einfache Männer, die im bescheidenen Hause inmitten ihrer anspruchslosen Gemeinde sich glücklich fühlen, die still und unbemerkt des Lebens Rätsel lösen: denn die feindlichen Mächte des Lebens, der Ehrgeiz und der Neid, die Gewinnsucht und die Eitelkeit, der Zweifel und die Lieblosigkeit, wohnen nicht nur in Palästen und Großstädten, sie untergraben auch das Glück der niedrigen Hütte und des einsamen Walddorfes, und ein frommer, charakterfester Sinn und ein frisches, auf das Ideale gerichtetes Streben thut dem letzten Hilfslehrer im abgelegenen Gebirgsdorfe ebenso not wie dem ersten Lehrer in der Residenz, ein gedeihliches Wirken ohne diese Ausrüstung ist für keinen Lehrer denkbar. — Doch ich muß abbrechen; mein Thema ist mit Worten nicht zu erschöpfen. So wollen wir denn mit Freudigkeit und Zuversicht an unser Werk gehen — es ist Einer, der dazu helfen kann, daß es gelinge, und dem sei Ehre in Ewigkeit!

(Sächsische Schulzeitung 1870 Nr. 6.)

2. Von den besondern Schwierigkeiten des Seminarunterrichts.

Ansprache bei der Einweisung von vier Lehrern am 26. April 1870.

Geehrte Herren, liebe Schüler! Als vor Jahresfrist diese Anstalt eröffnet wurde, nahmen wir uns vor, den geistigen Bau, den wir hier zu errichten haben, zu gründen auf den Felsgrund des Evangeliums, ihn harmonisch zu gestalten und mitten hineinzustellen ins volle Menschenleben. In diesem Sinne haben wir ein Jahr gearbeitet, und ich glaube, auch die neuen Werkleute, die heute eintreten, werden mit unsrem Plane einverstanden sein, auch das neue Material, das uns in den nächsten Tagen zuströmen wird, darf in diesem Geiste bearbeitet werden. Wir müssen ja fortbauen auf dem ewigen Grunde, wir müssen einmütig nach einem Plane ein gemeinsames Ziel verfolgen und wir müssen in

steter Beziehung zum Leben, das uns umflutet, bleiben, wir müssen für das Leben erziehen und unterrichten. Ich wüßte in dieser Beziehung nichts Neues zu sagen. Lassen Sie mich deshalb Ihre Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt lenken. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß Sie, meine Herren, die Sie im Begriffe stehen, ein Lehramt am Seminare zu übernehmen, sei es zum ersten Male, sei es nur unter veränderten Verhältnissen, nicht glauben werden, es sei dies eine leichte Sache: ist doch unser Beruf überhaupt ein schwieriger und verantwortungsreicher. Das Lehramt am Seminare aber bietet außer den gewöhnlichen Schwierigkeiten, die mit dem Lehramt als solchem verbunden sind, noch ganz besondere, ihm eigentümliche und von ihm unzertrennliche. Auf diese möchte ich Sie jetzt in Kürze hinweisen.

Zwar könnte es für den ersten Blick geeigneter scheinen, wenn ich das Gegenteil versuchte, wenn ich Ihnen die Vorteile und Vorzüge des Berufes, den Sie sich gewählt, in möglichst günstige Beleuchtung rückte. Allein einesteils sind die besonderen Schwierigkeiten unseres Berufes nur die Rehrseite seiner besonderen Vorzüge und Reize, sodann werden Sie mir auch zugeben, daß ein Bergführer besser thut, seine Schützlinge auf Mühen und Beschwerden vorzubereiten, anstatt sie in Sorglosigkeit zu wiegen, die sich bitter rächt, auch ist ja die volle Erkenntnis der Schwierigkeiten in erster Linie nötig, um ihrer Herr zu werden. Wie ich schon gesagt, gedenke ich Ihre Aufmerksamkeit nur auf die besonderen, mit dem Lehramte am Seminare unauflöslich verbundenen Schwierigkeiten zu lenken. Ich sehe also ab von den genugsam bekannten Schwierigkeiten des Lehramtes überhaupt; ich sehe auch davon ab, daß seit Jahresfrist unsre Räume gewachsen, daß sich das Haus gedehnt, daß wir heute zum ersten Male unsre Übungsschule vertreten sehen, die fortan einen nicht geringen Teil unsrer Sorge ausmachen wird: denn diese erhöhten Schwierigkeiten gehen nur uns an, die wir dieser Anstalt schon angehören. Ich sehe endlich auch davon ab, daß uns das Internat manche Sorge aufbürdet, die wir zum Besten unsrer Schüler gern übernehmen, da das Internat nicht notwendig mit einem Seminare verbunden sein muß. Drei Schwierigkeiten aber, so scheint es mir, hängen mit dem Wesen des Seminarunterrichtes zusammen.

1. Auswahl und Anordnung des Unterrichtsstoffes für das Seminar ist schwieriger als für irgend eine andere Schule.

2. Die Schüler des Seminars besitzen kritischere Augen, als die Schüler anderer Schulen.

3. Versäumnisse und Mißgriffe beim Seminarunterrichte haben weitgreifende, schwerempfindliche Folgen.

1. Zunächst behaupte ich, daß die Auswahl und Anordnung des Unterrichtsstoffes dem Seminarlehrer größere Schwierigkeiten bietet, als dem Lehrer an anderen Schulen. Einen handgreiflichen Beweis dafür liefert die bis zur Stunde fortdauernde Ungleichheit der Lehrpläne der Seminare, nicht nur der deutschen, sondern auch der sächsischen. Diese Verschiedenheit wird sogar nie ganz zu beseitigen sein, weil ihr Grund, der encyclopädische Charakter des Seminarlehrplanes, nicht beseitigt werden kann. So lange als die Elementarschule den Grund des Könnens und Wissens legen soll und muß, bleibt es dabei, daß das Seminar seine Zöglinge in eine Menge zum Teil weit von einander entlegene Gebiete des Wissens und Könnens einführen und einweihen muß. Nehmen wir an, das Seminar habe zunächst nur auf die Bedürfnisse der Dorfschule Rücksicht zu nehmen, und stecken wir die Grenzen der Dorfschule noch so eng: es gehört doch eine tüchtige, vielseitige Bildung dazu, um einer Dorfschule mit Ehren vorzustehen. Zunächst muß der Lehrer derselben in religiöser Beziehung ein Mann von Kopf und Herz sein; denn in der religiösen Bildung vermag die Dorfschule mit jeder andern Elementarschule zu wetteifern. Der Aberglaube, die Sinnlichkeit, leichtsinniger Zweifel und wie sonst die Feinde des religiösen Lebens heißen mögen, die der Lehrer bei klein und groß zu bekämpfen hat, zeigen in Stadt und Land nur verschiedene Formen und verschiedene Kampfart; ihnen mit Erfolg entgegentreten zu können, erfordert aller Orten gleiche Einsicht, Festigkeit und Klugheit. Im Bezug auf sprachliche Bildung wird zwar der Dorfschulmeister für seine Kenntnis der deutschen Litteratur, für seinen Lessing und Goethe und Schiller im ganzen wenig Verwendung haben, dafür werden ihm aber die Werke jener Männer um so liebere und angenehmere Gesellschafter in seiner Einsamkeit sein. Aber auch ihn kann erst die Kenntnis des Entwicklungsganges unserer Sprache, die Kenntnis ihrer früheren Form und Gestaltung befähigen, seine Kinder, insbesondre ihren Dialekt, richtig zu verstehen und zu verwerten, nur sie wird ihn davor bewahren, seine Unkenntnis hinter einem vornehmen „das ist falsch, das heißt nicht so“ zu verbergen und damit manchen herrlichen Rest der alten Sprache ausrotten zu helfen. Was weiter Rechnen, Schreiben und Singen anbelangt, so lernt das die Dorfjugend bei richtiger Anleitung genau so gut, wie die Jugend der Städte. Und was Realkenntnisse betrifft, so hat zwar in Bezug auf den Umfang die Stadtschule einen Vorsprung und wird ihn behalten; aber auch der Lehrer auf dem Dorfe soll im stande sein, und zwar in den wenigen ihm zugemessenen Stunden und mit geringen Hilfsmitteln, seine Kinder in die sie umgebende Natur einzuführen und sie mit der Geschichte unseres Volkes bekannt zu

machen. Das setzt aber voraus, daß er im Stande ist, selbst in Natur und Geschichte heimisch zu werden, und dazu gehören wieder gründliche Kenntnisse der verschiedensten Art, die das Seminar sorgsam und mühsam vermitteln muß. Welch vielseitige Aufgabe also für das Seminar: seine Schüler, auch die, an welche man einst die geringsten Anforderungen stellen wird, religiös so weit zu bilden, daß sie nicht vor jedem feichten Zweifler gleich die Segel streichen müssen; sie im Gebiete ihrer Muttersprache so heimisch zu machen, daß sie zu Hütern und Wächtern dieses Volksheligtums befähigt sind; sie in den Stand zu setzen, der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen, die eigne Heimat nach den verschiedensten Seiten hin zu erforschen, aus der Geschichte der Vorzeit die Bewegungen der Gegenwart zu verstehen, und nebenbei auch noch tüchtige Kantoren und Organisten zu bilden, wie das aus praktischen Gründen vorläufig noch durchaus nötig ist! Wie viel einfacher gestaltet sich nicht dagegen der Lehrplan andrer Mittelschulen, welche die Kenntnis alter oder neuer Sprachen im Vereine mit Mathematik sich als Aufgabe setzen; wie viel leichter ist da Auswahl und Anordnung des seit Jahrhunderten feststehenden und nur unbedeutenden Wandlungen unterliegenden Hauptlehrstoffes. Wenn ich auch zugeben will, daß sich wenigstens die Realschulen einer annähernden — aber auch nur annähernden — Buntheit des Lektionsplanes erfreuen, wie das Seminar, so komme ich jetzt auf die zweite besondere Schwierigkeit, die sich nur dem Seminarlehrer gegenüberstellt,

2. daß die Schüler des Seminars kritischere Augen besitzen, als die Schüler andrer Anstalten. Während sich der Gymnasial- und Realschullehrer völlig damit begnügen kann, wenn die Mehrzahl der Schüler nur überhaupt etwas lernt und vorwärts kommt, muß sich der Seminarlehrer immer fragen: sind deine Schüler auch ihres Stoffes so mächtig, daß sie andern auf leichte und doch geistbildende Weise davon mitteilen können? Es genügt nicht, daß sein Verfahren überhaupt zum Ziele führt, es muß auch seine Methode fehlerfrei und bildend sein. Sicher ist das Sprichwort wahr, daß jeder Lehrer in einem gläsernen Hause wohnt; es ist bekannt, daß selbst kleine Kinder ein merkwürdiges Talent entwickeln, die Schwächen des Lehrers zu erspähen und auszubeuten, und daß es auf allen höheren Schulen Leuten giebt, die mit unwiderstehlicher Komik ihre gestrengen Herren Lehrer kopieren. Das bezieht sich aber größtenteils auf Außerlichkeiten: über den Lehrer als solchen, über den Wert oder Unwert seiner Methode haben die Schüler gewiß nur ein sehr dunkles, verworrenes Urteil. Anders im Seminare. Wir geben ja unsern Schülern selbst die

Waffen in die Hand, wir weihen sie ein in alle Geheimnisse der Schulpraxis, entwickeln ihnen die Grundsätze der Didaktik psychologisch, und es kann und soll gar nicht fehlen, daß sie zuerst und zunächst auf unsere eigene Thätigkeit merken, ob und wie weit wir die als maßgebend bezeichneten Regeln befolgen, ob wir selbst korrekt fragen, logisch disponieren, elementar verfahren, die Individualität berücksichtigen u. s. w. Da wir müssen das sogar wünschen, wir müssen unsere Schüler anhalten, an unserm eignen Thun, am lebendigen Beispiele das tote Wort der Theorie richtig schätzen und verstehen zu lernen. — Meine Herren Kollegen, wir haben sämtlich einst auf den Bänken eines Seminars gesessen, wir wissen aus eigener Erfahrung, daß unsere Thätigkeit, wenn sie ersprießlich und fruchtbringend ist, kritische Schüler erzieht. Ich kann Ihnen aber auch versichern, und diejenigen unter Ihnen, die bereits an einem Seminare thätig waren, werden mir das bestätigen: unsere Schüler wissen auch unsere Thätigkeit zu würdigen und zu schätzen. Denn in dem Maße, als der Seminarist pädagogische Einsicht gewinnt, je mehr er sich gewöhnt, alles, was er lernt und die Art, wie er es lernt, unter den pädagogischen Gesichtspunkt zu stellen: in dem Maße lernt er auch einen guten Unterricht schätzen. Er verfällt auch später nicht leicht in den Fehler, bei seinen Studien nur seiner Laune oder Liebhaberei zu folgen, und unter den Lehrern findet man die dankbarsten Schüler. Wenn das auch manchmal nicht so scheint, so erklärt sich das vielleicht aus dem, was mir als dritte Schwierigkeit des Seminarunterrichts noch zu besprechen bleibt, wenn es auch dadurch nicht entschuldigt wird.

3. Es haben Mißgriffe und Versäumnisse beim Seminarunterrichte die bedenklichsten Folgen. Es ist gewiß nachtheilig, wenn in einer Volksschule oder Realschule, oder in einem Gymnasium irgend ein Gegenstand lückenhaft und ungenügend behandelt oder gar übergangen wird. Der einzelne kann möglicherweise schwer dafür büßen müssen, es kann der eine oder der andre durch die Lücken seines Wissens und Könnens, welche die Schule verschuldete, in seinem Fortkommen gehemmt oder sonst empfindlich geschädigt werden. Allein der Schade trifft nur einzelne, er erbt auch nicht fort, denn die verständigen Väter pflegen besonders darauf zu achten, daß die Punkte, in denen ihre eigene Bildung lückenhaft blieb, bei der Erziehung ihrer Kinder nicht vernachlässigt werden. Der Mehrzahl liefern also die Mängel des Schulunterrichts höchstens Stoff zu ergötzlichen Schul-Anekdoten. Viel eingreifendere Folgen hat es hingegen, wenn eine Generation von Lehrern nach der andern aus einem Seminare tritt, in dem einen oder dem andern Sache

mangelhaft oder schief ausgebildet. Darunter leidet eine ganze Provinz Jahrzehnte lang. Allen Respekt vor dem Fortbildungstrieb vieler Lehrer: naturgemäß richtet sich dieser aber meist auf Fächer, die das Seminar bereits solid begründet hat, oder natürliche Anlage und besonderes Geschick ist maßgebend. Das vom Seminare Vernachlässigte oder in ein falsches Geleis Gebrachte wird in der Regel nicht nachgeholt, es wird nicht gründlich ergänzt und verbessert. *Exempla sunt odiosa*. — Woher kommt es denn, daß man so unsäglich geschmackloses, würdeloses Orgelspiel, so barbarische Zwischenspiele in vielen, vielen Kirchen unseres Gebirges hört; warum lassen denn viele Lehrer die ihnen zur Verfügung gestellten physikalischen Apparate auf dem Boden des Schulhauses eine Beute des Staubes werden? Ich habe aus dem Munde tüchtiger Lehrer bittere Klagen gehört, daß es ihnen nahezu unmöglich sei, in gewissen Fächern, die man im Seminare vernachlässigt, irgend etwas Erträgliches zu leisten: es fehle ihnen die Grundlage. Und es giebt ja viele Gegenstände des Seminarunterrichts, die nur unter persönlicher Anleitung des Lehrers erfolgreich begründet werden können; ich erwähne beispielsweise nur die Naturwissenschaften, Zeichnen und Turnen. Auch kann ich nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, daß der Sinn für äußere Ordnung und Sauberkeit, das Achten auf tausend Kleinigkeiten, das einem tüchtigen Lehrer zur andern Natur werden muß: wenn es nicht im Seminare anerzogen wird, später sich schwerlich von selbst findet. Und so könnte ich noch eine geraume Weile fortfahren, zu zeigen, wie die einflußreiche Stellung eines Seminarlehrers zugleich eine Menge ungewöhnlicher, ganz besonderer Schwierigkeiten bietet, doch mag das Gesagte zum Beweise genügen.

Je größer aber die Verantwortung ist, die Sie, meine Herren, von heute an mit uns teilen sollen, je größer die Schwierigkeiten sind, die Sie nicht werden umgehen können, um so größer ist meine Freude, so frische und tüchtige Kräfte unsrer Anstalt zuführen zu dürfen, denen eine zweckmäßige Auswahl und Anordnung des Unterrichtsstoffes bei Mühe und Sorge gewiß gelingen wird, die sich vor dem kritischen Auge ihrer Schüler nicht zu fürchten haben und denen, so Gott will, einst mancher Schüler die dankbare Hand reichen wird; um so lebhafter fühle ich mich verpflichtet, den uns vorgesetzten Behörden den schuldigen herzlichen Dank für ihre Wahl auszusprechen. Möge es uns mit Gottes Hilfe gelingen, durch treues und gewissenhaftes Zusammenwirken unser Seminar zu einer Pflanzschule christlicher und durchweg tüchtiger Lehrer zu machen. Ich für meine Person werde mich bemühen, auch fernerhin dem Goetheschen Spruche nachzukommen, der mit je drei Worten die zwei Hauptmethoden

kennzeichnet, nach denen ein Direktorat geführt werden kann; während weitere zwei Worte eine schlagende Kritik derselben ausdrücken:

Entzwei' und gebiete — tüchtig Wort,
Verein' und leite — besserer Hort!

Nicht zu entzweien und zu gebieten, sondern zu vereinen und zu leiten wird auch ferner mein aufrichtiges Bestreben sein. Das walte Gott!

(Erster Jahresbericht S. 7—11.)

3. Zwei Reden zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs

1869 und 1880.

1. Was erwarten König und Vaterland von dem Lehrer der Jugend?

Hochgeehrte Versammlung, liebe Schüler insbesondre! Dreifach ist der Kreis, in dem sich unser Leben bewegt: wir gehören der Familie, der Kirche und dem Staate an; dreifach ist auch der Kreis unsrer Rechte und Pflichten, und eng ist unser Wohl und Wehe lebenslang an das Schicksal der Familie, der Kirche und des Staates gebunden. Nun begeht man seit uralten Zeiten freudige Ereignisse in der Familie, Geburtstage, Hochzeiten u. festlich, und als Gliedern der Kirche leuchtet uns aus früher Kindheit der Glanz der christlichen Feste. So ist es kein Wunder, daß die Sitte, den Geburtstag Sr. Majestät des Königs in allen höheren Schulen des Landes festlich zu begehen, obwohl sie sich erst aus dem Jahre 1852 schreibt, schnell Anklang und freudige Teilnahme gefunden hat, so daß die Schulgenerationen nach dem Jahre 1852 gegen die früheren um einige der schönsten Schulerinnerungen reicher sind. Es giebt aber auch keinen Tag, der sich mehr dazu eignete, von uns als Gliedern des Staates festlich begangen zu werden, wie gerade den Geburtstag des Landesvaters, der, um mit den Worten unsrer Verfassungs-urkunde zu reden, „das souveräne Oberhaupt des Staates ist, in dessen geheiligter und unverletzlicher Person sich alle Rechte der Staatsgewalt vereinigen“.

Sie, liebe Schüler, sind am Ende geneigt, den heutigen Tag als rein dem Genuße geweiht anzusehen, weil sie vielleicht denken: unser

Eintritt ins öffentliche Leben liegt noch in ziemlicher Ferne. Dem kann ich nicht beistimmen; ich will deshalb Ihre Aufmerksamkeit jetzt auf die ernste Seite der heutigen Feier lenken, nicht um Ihre Festfreude zu dämpfen, sondern um sie zu vertiefen und zu erhöhen, nach dem alten Spruche: *res severa est verum gaudium* — wahre Freude ist ernst. Wohl sind Sie erst angehende Staatsbürger, Sie haben noch kein Amt; aber über kurz oder lang werden auch Sie eidlich geloben, dem Könige treu und gehorsam zu sein und die Gesetze und die Verfassung des Landes genau zu beachten. Wie Sie aber nicht unvorbereitet in diese Anstalt getreten sind, wie Sie lange vorher sich mühten und bedacht waren für die Zukunft, so bedenken Sie auch, daß man nicht mit einem Schlage die ernstesten Pflichten eines guten Bürgers übernehmen und erfüllen kann. Es thut also not, daß Sie sich schon jetzt fragen: Was werden König und Vaterland dereinst an mich als Lehrer für Anforderungen stellen? Die Antwort liegt nicht weit: man wird erwarten, daß Sie in treuer Ausübung Ihres Berufes dem Vaterlande fromme und geschickte Bürger erziehen helfen, und daß Sie sich in der Achtung vor dem Gesetze, in der Liebe zu Ihrem Vaterlande und in der Treue für Ihren König von keinem Ihrer Mitbürger übertreffen lassen. Wohl an denn, so lassen Sie sich im Hinblick auf diese ernstesten Anforderungen, die König und Vaterland einst unfehlbar an Sie stellen werden, in dieser festlichen Stunde mahnen, daß Sie schon jetzt und täglich Gelegenheit haben, sich für die Zukunft, die eiligen Schrittes nahende, zu bereiten, indem Sie, um jener doppelten Anforderung einst genügen zu können, Ihrer Berufsbildung sowohl als auch Ihrer Charakterbildung alle Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuwenden.

1. Sie sollen dem Vaterlande einst durch Lehre und Beispiel fromme und tüchtige Bürger heranbilden helfen. Lehren aber kann man nur, wenn man selbst gelehrt ist; aber niemand wird im Schlafe gelehrt oder geübt. Sie werden denken, das läuft auf die gewöhnliche, auch an nicht-festlichen Tagen oft gehörte Mahnung zum Fleiße hinaus. Ja wohl. Der große Sebastian Bach wußte einem Schüler, der ihn begierig fragte, auf welchem Wege der Gipfel der Kunst zu erreichen sei, auch nur zu sagen: Übe dich, übe dich, übe dich! Und Euklid antwortete seinem königlichen Schüler, der ihn bat, er möge ihn auf einem leichteren Wege in die Geheimnisse der Mathematik einführen: es giebt keinen besonderen Weg für Könige. Die Zweige der Tugend sprossen allen, wie Plato sagt, aus Schweiß und Mühe, und Sie können überzeugt sein, daß die Regeln, die man zu befolgen hat, um ein brauchbarer und tüchtiger Mensch zu

werden, sehr einfach sind, daß seit uralten Zeiten Helden und Gelehrte, Künstler und Praktiker eine Methode angewendet haben, sich ein rühmliches und gesegnetes Andenken zu sichern: ihre Jugendzeit war voll Fleiß und Mühe. Auch für den zukünftigen Lehrer giebt es keinen besonderen Weg; ihm winkt aber vor anderen ein besonderes, ein schönes Ziel. Wer die Jugend hat, besitzt die Zukunft, die Schule hat einen tiefgreifenden Einfluß auf das Gedeihen des Staates. Es ist nicht zufällig, daß das protestantische England, Nord-Amerika und der protestantische Teil von Deutschland in der Bildung und Gesittung Spanien und den südamerikanischen Staaten, auch Österreich entschieden überlegen sind, denn die Volksschule ist eine Frucht, gleichzeitig auch eine Stütze der Reformation, und unser Land, die Wiege der Reformation, konnte von jeher einen Stolz darin setzen, daß sein blühendes Schulwesen auch in der Fremde als musterhaft anerkannt und nachgeahmt wird. Mögen auch Sie, liebe Schüler, einst unter der Zahl derer gefunden werden, die weit entfernt sind, auf dem ererbten Ruhme der Vorfahren auszuruhen, die vielmehr der schwierigen Aufgabe sich unterziehen, den guten und wohlbegründeten Ruf unsrer Schulen zu erhalten und durch eigne Thätigkeit tiefer zu begründen. Das kann aber in unsrer rasch vorwärts schreitenden, unablässig weiter drängenden Zeit nur geschehen auf Grund einer umfassenden und gründlichen Vorbereitung und Vorbildung. Die erwarb aber, ich wiederhole es, vom Anbeginn noch nie ein Lässiger und Träger. Es lerne also, so lange es Zeit ist, ein jeder seine Lektion, dann wird es in der einen Hauptbeziehung auch wohl im Schulhause stehen, es werden darin fromme und geschickte Bürger erzogen werden.

2. Doch das Wissen und Können macht den tüchtigen Lehrer nicht allein, man verlangt auch, daß er ein Charakter sei. Denn heutzutage spürt man den Wellenschlag des öffentlichen Lebens auch in den abgelegensten Walddörfern, in allen Gemeinden regt sich reicheres kirchliches und politisches Leben, und es ist sehr natürlich, daß man in Stadt und Land sein Augenmerk nicht zuletzt auf den Mann richtet, der, wie das Sprichwort sagt, in einem gläsernen Hause wohnt, weil auf sein Thun und Treiben täglich so viele Augenpaare gerichtet sind. Was verlangt man von ihm? Etwa daß er als Agitator auftrete, daß er sich als Volksredner auszeichne, daß er mitten hinein trete in das staubaufwirbelnde Treiben der Parteien? Gewiß nicht, aber: nennt man die besten Namen, so werde auch der seine genannt. Das verlangt man von ihm, daß er ein Patriot sei, daß er sich in der Achtung vor dem Gesetze, in der Liebe zu seinem Vaterlande und in der Treue für seinen König von keinem seiner Mitbürger übertreffen lasse. Denn

wer die Gesetze nicht achtet, wer sein Vaterland nicht liebt und in der Treue gegen seinen Landesherrn wankt, der ist kein wahrer Patriot, und wenn er dies noch so laut und oft mündlich und schriftlich versichert. Die Keime des Patriotismus aber müssen frühzeitig gelegt und sorgfältig gepflegt werden. Zunächst die Achtung vor dem Gesetze. Ein Schüler, der keine Achtung vor der Ordnung hat, die ein Zusammenleben vieler erst möglich und erträglich macht, der sich höchstens durch die Furcht vor der Strafe vor gröberen Ausschreitungen abhalten läßt, der wird sich auch später in seinem Amte, in einer freieren und unabhängigeren Stellung gehen lassen; anstatt seiner Gemeinde in der Achtung vor dem Gesetze ein leuchtendes Vorbild zu sein, wird er — wie die Erfahrung leider zuweilen lehrt — wohl gar mit Polizei und Gericht in unsanfte Berührung kommen. Was ein Häschen werden will, krümmt sich beizeiten, und wer im kleinen nicht treu ist, der wird auch im großen untreu sein; wer in beschränkten, übersichtlichen Verhältnissen sich nicht willig und gern in Formen bewegt, die nicht Eigensinn und Zufall, sondern Wohlwollen und die Notwendigkeit vorschreiben, der wird auch später seine Freiheit mißbrauchen, er wird auch als Lehrer Argerniß geben. Halten Sie auch kindischen Troß und schlaues Hintergehen nicht für Eigenschaften eines tüchtigen Charakters: grade zu gehen ist des ehrlichen Mannes Sitte; mit voller Überlegung beugt er sich vor dem Gesetze, es hinterlistig zu umgehen hält er für schimpfliche Feigheit. Wer sich bewußt ist, daß einmal eine ganze Gemeinde auf sein Thun und Treiben blicken wird, daß man gesetzlichen Sinn unerbittlich von ihm verlangen wird, kann nicht im Unklaren sein, welchen Weg er einzuschlagen hat: es führt nur einer zum Ziele, daß er sich früh gewöhne, der segensreichen Himmelstochter, die sich Gesetz und Ordnung nennt, willig zu dienen. Man verlangt aber auch weiter vom Lehrer, daß er sein Vaterland liebe und daß seine Liebe rein und lauter sei, gleich weit entfernt von dem gespreizten Weltbürgertume, das alles Fremde mit Vorliebe preist, dem wir das leidige Sprichwort verdanken: es ist nicht weit her, und von dem chinesischen Pfahlbürgertume, das alle heimischen Mängel und Gebrechen für eitel Vorzüge hält. Jedenfalls aber ist diesem zweiten Punkte leichter nachzukommen als dem ersten. Denn nicht leicht möchte es ein andres deutsches Land geben, in dem es dem Lehrer leichter wird, die heilige Flamme der Vaterlandsliebe im eignen Busen zu nähren und daran die Gemüther der Jugend zu erwärmen, wie unser theures Sachsenland. Es hieße Wasser ins Meer tragen, wollte ich darüber einen umständlichen Beweis antreten, wird doch die Thatsache selbst außerhalb unsres engeren Vaterlandes bereitwillig anerkannt. Renne irgendwo in deutschen Landen

dein Heimatland, und alsbald lenkt sich das Gespräch entweder auf die glorreichen Zeiten der Reformation oder auf den rastlosen Gewerbefleiß deines Volkes, auf seine blühenden Schulen oder auf seinen weit ausgedehnten Handel, auf die Kunstschätze der Residenz oder auf berühmte Männer, die Sachsen mit Stolz seine Söhne nennt, und nicht zuletzt kommt die Rede auf die Weisheit und Gerechtigkeit seines erhabenen Regenten. Da schlägt das Herz höher, und wenn man auch mit Freude und Stolz auf Deutschlands Geschichte und wachsende Macht blickt, wenn man mit Genugthuung wahrnimmt, was deutsche Wissenschaft und Kunst geleistet und gern alle die reichen Gauen vom brandenden Meere bis zu den Zinnen der Alpen, gern jenen Strand, wo die Möve zieht, und jenes Land, wo die Donau brausend geht, sein nennt — immer ziehts uns heimwärts und im innersten Herzen, da wohnt die Liebe für unser liebes teures Heimatland. Und wenn Sie sich, liebe Schüler, daran erinnern, daß unsre Schulen und insbesondere die Seminare, Dank der Fürsorge unsrer erleuchteten Regierung, zu den besten zählen, und daß wir die Einrichtungen unsres Hauses nicht zu laut preisen dürfen, um den Neid der Schwestern nicht zu erregen, so frage ich: was müßte das wohl für ein gefühlloser Mensch sein, der hier aus- und eingeht, und der doch seinem Vaterlande nicht mit inniger Liebe zugethan wäre? Und ich setze hinzu, der sich nicht gewiß wäre, daß ihn dereinst auch in der Treue für seinen König keiner seiner Mitbürger übertreffen wird. Wenn er sieht und hört, wie es in aller Munde ist, daß unser teurer König* seinen Thron mit seltenen Tugenden schmückt, mit Weisheit und Milde, mit Gerechtigkeit und Frömmigkeit, die so vereint auf der Menschheit Höhen wohl einzig bei ihm sich finden. Nun Gott sei Dank, so Schweres auch unser erlauchter Fürst getragen als Familienvater und Regent, eins muß ihn nächst der Hoffnung auf die Hilfe des Herrn immer ausgerichtet haben: er hat die Treue seines Volkes auch in trüben Tagen nicht wanken sehen! Überall sieht er sich von der Liebe seines Volkes getragen und getrost kann er, wie jener Eberhard mit dem Barte, sein Haupt kühnlich legen jedem Unterthan in' Schoß. Sie werden mit dem Gefühle der Liebe und Treue für ihren König nicht allein stehen. Sie werden sich darin mit Jung und Alt, mit Hoch und Niedrig, mit Vornehm und Gering begegnen. Sie haben aber auch vor andern Ursache, sich der Liebe und Treue zu befleißigen; denn fragen Sie sich doch auch: wie viele von Ihnen wohl im stande sein würden, ihrer Neigung, sich dem Lehrerberufe zu widmen, zu folgen, wenn nicht unsre Regierung den Seminaren und

* König Johann 1854—1873.

den Lehrern ihre ganz besondere Fürsorge widmete! Wohlan, so pflegen und wahren Sie die Liebe und Treue zunächst im eigenen Herzen und pflanzen Sie dereinst diese Gesinnung in die Herzen der Jugend, die man Ihnen anvertrauen wird, daß die Wolsdorf und die Reibisch nicht aussterben im sächsischen Lande. — Du aber, allmächtiger Gott, du Herr der Herren und König der Könige, höre unsre Bitte am heutigen Tage: *Salvum fac regem!*

(Sächs. Schulz. 1870 Nr. 17.)

2. Welche gemeinsamen Interessen hat die Schule mit der Familie, mit der Gemeinde und dem Staate?

Hochverehrte und liebe Festgenossen! Die Gelegenheiten sind spärlich, bei denen es einem aus unserm Kollegium vergönnt ist, im Namen der Schule zu hochverehrten Gästen und zugleich zu den Gliedern der Anstalt zu sprechen. Der heute wiederkehrende Anlaß aber ist nicht nur eigenartig, sondern gewiß der solenneſte, feſtlichſte im ganzen Jahre. Denn wenn die Eltern der Schüler und die Freunde der Anstalt unsern Prüfungen bewohnen oder bei der Aufnahme oder Entlassung von Kindern oder Schülern unsre Schwelle überschreiten, so sind das zwar auch zumal für den einzelnen nicht unwichtige Akte; aber heute haben wir unsre alltägliche Arbeit unterbrochen, voll feſtlich froher Erwartung schlagen die Herzen aller Schüler, und wieder haben wir die Ehre und Freude, zu sehen, daß unsrer Einladung folgend so viele gekommen, um mit uns Gott dem Herrn zu danken, daß er dem Leben unsres erhabenen Königs wieder ein Jahr zugesetzt, unter dessen mildem und weisem Scepter die Bürger sicher wohnen und wir Lehrer und Schüler unbesorgt unsrer Arbeit obliegen können; um mit uns den Herrn aller Herren, den König aller Könige zu bitten, er möge auch in Zukunft seine Gnade walten lassen über ihm, den wir mit gerechtem Stolze unsern König und Herrn nennen:* wir Bürger, weil er dem Sachsennamen zu neuem Glanze in deutschen Landen verholfen; wir Lehrer und Schüler, weil er, in die Fußstapfen seines weisen Vaters tretend, den alten Ruf unsres Schulwesens ungeschmälert erhält.

Fasse ich aber die Thatsache ins Auge, daß es ein gemeinsames Interesse ist, das uns heute zusammenführt, und zwar ein höchwichtiges,

* König Albert seit 1873.

hauptsächlich, wurzelhaftes Interesse (weil uns wohl bewußt ist, daß ein geordnetes Staatswesen die Grundbedingung des allgemeinen und besonderen Wohlstandes ist, der König aber als souveränes Oberhaupt dieses Staatswesens alle Rechte der Staatsgewalt in sich vereinigt): so giebt mir dies Anlaß, um die Erlaubnis zu bitten, gerade in dieser festlichen Stunde in Kürze die Frage erörtern zu dürfen:

Welche gemeinsamen Interessen hat die Schule mit der Bürgerschaft, mit Gemeinde und Staat?

indem ich zunächst anzudeuten versuche:

Was die Schule der Gemeinde und dem Staate leisten kann und soll,

und dann hinzufüge:

Was die Schule vom Staate und von der Gemeinde billigerweise erwarten darf, um ihre Aufgabe ungehindert zu lösen.

Unter Schule verstehe ich die Volksschule, die für die Mehrzahl der Bürger die Schule schlechthin ist und bleiben wird, deren Aufgabe und Ziel auch für die Einrichtungen und Bestrebungen unsrer Anstalt ganz allein maßgebend ist. Die Beziehungen zur Kirche lassen wir heute, ohne ihrer Bedeutung zu nahe treten zu wollen, unerörtert.

1. Man denkt und urteilt im Volke gar sehr verschieden über die Schule. Da begegnen wir zunächst Leuten, denen die Schule überhaupt zuwider ist, entweder weil sie sich ärgern, daß sie ihre herangewachsenen Kinder nicht voll als kleine Sklaven ausnutzen können, da sie dieselben täglich einige Stunden zur Schule schicken müssen, oder weil sie der Meinung sind, der gemeine Mann könne eigentlich nicht wenig genug wissen: was über ein wenig Lesen und Schreiben hinausgehe, sei für ihn überflüssiger, ja schädlicher Luxus. Diese Stimmen werden zwar niemals ganz verstummen, sie sind aber so sehr in der Minderzahl, daß wir uns bei ihnen nicht aufhalten wollen. „Ich müßte viel Leder haben,“ sagt Luther, „wollte ich allen Leuten die Mäuler zuknäufeln.“ Auch die übertriebenen Lobpreisungen und die mit ihnen regelmäßig abwechselnden maßlosen Anklagen, mit denen man die Schule beunruhigt, sind unschwer auf das richtige Maß zurückzuführen: weder hat bei Sadowa der preussische Schulmeister die Österreicher oder bei Sedan der deutsche die Franzosen geschlagen, noch ist die Schule hauptsächlich oder gar allein verantwortlich für die Verwahrlosung der Jugend, für den Mißerfolg bei der Ausstellung zu Philadelphia oder für die Ausbreitung der Sozialdemokratie. Ein bescheiden Teil Ruhm nimmt sie allerdings einerseits in

Anspruch, wie sie andererseits nicht kurzweg alle und jede Verantwortung ablehnen kann, da sie ja ein Faktor im Volksleben ist, nicht eine bloße Null. Es wird darauf ankommen, Größe, Art und Wirksamkeit dieses Faktors mit möglichster Genauigkeit zu bestimmen, wenn von uns das Verhältnis zwischen Schule und Leben richtig erkannt werden, und infolgedessen unsere Anforderung an die Schule billig sein, unser Urtheil über ihre Leistungen gerecht ausfallen soll.

Fragen wir zunächst: Weshalb bringen wohl die Eltern ihre Kinder zur Schule? Fast fürchte ich, daß man die Frage trivial finden und die Antwort für selbstverständlich halten wird: „Darum, daß sie etwas lernen sollen“ (nach Fritz Reuter zunächst „stille sitzen und verständlich das Maul halten!“) „weil die Eltern entweder nicht Zeit oder nicht Lust, oder nicht Geschick und Geduld genug haben, sie selbst zu unterrichten.“ Diese weit verbreitete Meinung, daß das Lernen der Hauptzweck der Schule sei, ist aber irrtümlich; sie muß wenigstens mit großer Vorsicht gegen irrtümliche Auffassung näher bestimmt werden. Denn eine Schule, die neben äußerer Zucht, neben Eindämmung und Zähmung des jugendlichen Übermuts nichts weiter leistet, als daß sie den Kindern, wenn auch noch so große Massen von Kenntnissen gedächtnismäßig überliefert, ist ganz und gar auf Abwegen, so sehr man mit ihr vielleicht auch augenblicklich zufrieden ist, weil die Kinder ja „so sehr viel lernen!“ Oder ist es ein Geheimnis, daß die Menge des Gelernten, die Masse von gedächtnismäßig angeeigneten Sprüchen, Namen, Jahrezahlen, Regeln, Formeln mit wahrhaft erschreckender Schnelligkeit theils während, theils nach der Schulzeit spurlos vergessen werden? Aber damit er viel zu vergessen habe, darum lernt doch wohl niemand. Weil nun aber nur das, was sich der kindliche Geist in langsamer, selbstthätiger Arbeit wirklich aneignet, das, was nicht angeflogen, sondern gewissermaßen gewachsen ist, sein unverlierbarer Besitz ist, der ihn auch befähigt, weiteres sich anzueignen, und so zugleich an innerer Kraft zu erstarken und dabei zu wachsen, so ist leicht einzusehen, daß es in der Schule vielmehr darauf ankommen muß, nicht wie viel, sondern wie, auf welche Art und Weise man lernt.

Die alte Schule wußte nichts Besseres zu thun, als den Kindern anfänglich vorzusagen und sie nachsagen zu lassen; und wenn sie dann lesen konnten, verwandelte sich der Unterricht in „Aufsagenlassen“ des Auswendiggelernten. Das ganze Schulgeschäft war Mechanismus, eine Dual für Lehrer und Schüler; die Klagen von beiden Seiten waren endlos, das Resultat bei allen Minderbegabten unendlich unbedeutend. Daß es besser geworden, daß die Kinder im allgemeinen gern zur Schule gehen, daß die Ergebnisse erfreulicher und wertvoller, auch sichrer

zu erreichen sind, verdankt die Welt den Bemühungen der Philanthropen und noch mehr dem genialen und edlen Pestalozzi, der der Schule die Augen geöffnet und den richtigen Weg gezeigt, wie sie durch einen Unterricht, der sich streng und gewissenhaft der sorgsam erforschten Entwicklung des kindlichen Geistes anschließt, alle schlummernden Geisteskräfte zur freien und kräftigen Entfaltung bringen könne. Pestalozzi's Idee war, vor allen den Armen zu helfen, nicht durch Almosen, auch nicht durch reichliche Überlieferungen aus dem geistigen Hausrate der Väter, sondern durch systematische Weckung und Ausbildung ihrer Geisteskraft mit den einfachsten, jeder Mutter und jedem Lehrer zugänglichen Mitteln. Leider kann man nicht sagen, daß sein Geist schon alle Schulen durchdringe. Vielfach hat nur die durch ihn und die Philanthropen verbesserte Methode Eingang gefunden; das leichtere, mühelosere Lernen hat man bis zur Virtuosität ausgebildet, zum Schaden für das intensive, das in erster Linie immer auf Weckung und Stärkung der Geisteskraft gerichtet sein muß. Man fühlt sich mitunter versucht, Rousseau beistimmend auszurufen: „Unter so viel vortrefflichen Methoden, die Erlernung der Wissenschaft zu verkürzen, würde es uns sehr not thun, daß uns jemand eine gäbe, sie mit Anstrengung zu lernen.“ Man würde jedoch ein Unrecht begehen, wollte man den Schulen und insbesondere den Lehrern in dieser Beziehung alle Schuld zuschieben. Man zwingt sie nämlich nicht selten wider ihr besseres Wissen zu jenem schillernden und hohlen Wesen, das gekennzeichnet ist durch prahlende Lehr- und Stundenpläne, glänzende Examina, Prämien und Schaustellungen aller Art, das doch nur Widerwillen gegen die Fortbildung und gegen die Fortbildungsschule, Interesselosigkeit allem gegenüber, was über gut Essen und Trinken hinausgeht, zur Frucht hat, und dem man es beimessen muß, wenn weder Naturgefühl noch Kunstsinne, weder Naturkenntnis noch geschichtliches Interesse bei der der Schule entwachsenen Jugend zu finden ist. Inwiefern aber die Ursachen dieser betrübenden Erscheinung außerhalb der Schule liegen, behalte ich mir noch zu erörtern vor. Halten wir jetzt fest: die Menge thuts, was das Lernen betrifft, nicht; daß es hell in den Köpfen werde, daß jeder seine gesunden fünf Sinne vollständig brauchen lerne, dazu soll und kann die Schule den Kindern verhelfen. Damit sollte und könnte man auch wohl zufrieden sein.

Was nun weiter die Zucht betrifft, so läßt sich leicht zeigen, daß die öffentliche Schule, auch die nur mäßigen Ansprüchen genügende, viel größeren Einfluß und Wert für die bürgerliche Gesellschaft haben kann, als man für gewöhnlich glaubt und fordert, indem man etwa nur verlangt, daß sie der Zügellosigkeit der Jugend einen Kiegel vorschiebe.

Dies fällt einer normalen Schule nicht einmal besonders schwer. Es kommt ja alle Jahre vor, daß Eltern und Bekannte besorgt meinen: der Junge oder das Meidlin werde wohl dem Lehrer besondre Not und Mühe verursachen ob seiner absonderlichen Unbändigkeit oder ungewöhnlichen Beweglichkeit. Es hat jedoch keine Not: diese kleinen Unholde sitzen gar bald ganz still, aufmerksam und gespannt vor dem Lehrer (dem übrigens jederzeit, ich will das verraten, mit dem alten Dinter die Kinder lieber sind, die des Zaumes, als die, welche der Sporen bedürfen). Was ist es denn, das auch die lebhaftesten Kinder so sicher und so bald bändigt? Nicht die Rute, auch sonst keine äußere Gewalt: die braucht der Elementarlehrer nur ganz ausnahmsweise. Es ist vielmehr das Gesetz, das dem Kinde in der Schule zum ersten Male, wenn auch noch nicht in seiner vollen Strenge, so doch schon mit seiner Hoheit und Unverletzlichkeit entgegentritt, dem es sich beugen und unterordnen lernen muß, wenn es im Leben nicht unglücklich werden soll. Wohl ist es wahr, die Thüre des Kinderparadieses schließt sich, wenn das Kind seinen Fuß zum ersten Male über die Schulschwelle setzt. Das ist unser Los auf Erden. Aber die Schule leitet das Kind sicher über aus der Sorglosigkeit des Vaterhauses in die rauhe und harte Welt. Im Hause da galt der Wille des Vaters oder der Mutter alles; er bestimmte, ob das Kind dies oder das thun oder lassen, dies oder das genießen oder entbehren sollte; eine gewisse Ungezwungenheit herrscht in jedem häuslichen Kreise, in dem sich die Verhältnisse gesund und natürlich gestalten haben auch selbst dann, wenn der Vater für streng gilt. Anders in der Schule. Mit dem Glockenschlage muß man da sein; seinen Platz darf man nicht beliebig wählen oder verlassen; die Aufgaben sind zur bestimmten Zeit zu lösen; genauer wird alles genommen; härter trifft der Tadel als daheim. Ein fremder Mann leitet alles, nach ihm richtet sich alles. Zwar ist er den Kindern zugethan; sie merken und fühlen das auch, denn bald verehren und lieben sie ihn, und sein Wort, seine Autorität geht ihnen nun über jede andre. Aber eine solche Vertraulichkeit wie zwischen Vater und Kind kommt nicht auf, dem einzelnen Kinde gegenüber zeigt der Lehrer immer eine gewisse Zurückhaltung, sein Wohlwollen gilt eben der ganzen Schar; der Gesamtheit ist sein ganzes Thun, auch sein Herz gewidmet. Das Kind nun lernt sich früh als Glied dieser Gesamtheit fühlen; ein gewisser Corpsgeist beseelt bald auch die ganz Kleinen; mit einem gewissen Stolze sehen sie auf die herab, die noch nicht zur Schule gehen; alte kameradschaftliche Bande lockern sich, neue mit den Schulgenossen werden geschlossen. Wer möchte bezweifeln, daß dieser Corpsgeist, diese Gewöhnung, einem Ganzen sich unterzuordnen, sich in der pünktlichen Erfüllung eines

allmählich wachsenden Pflichtenkreises zu üben, eine vortreffliche Vorbereitung für das Leben ist, das von uns ganz unerbittlich und streng genaue Pflichterfüllung verlangt und Unterordnung unter die Gesamtheit, ohne alle Rücksicht auf unsre besondere Art und Neigung? Dabei ist ganz besonders zu betonen, daß das Wesen einer guten Schule keineswegs in starrer Buchstabengesetzmäßigkeit zu suchen ist. Sie hält vielmehr ungefähr die Mitte zwischen dem Elternhause und dem bürgerlichen Leben. Im Elternhause kann und soll die Eigenart der Kinder voll und ganz berücksichtigt werden, die Welt bekümmert sich nicht um die Besonderheit des einzelnen; das Kind, das aus dem Vaterhause unmittelbar in die Welt gestoßen würde, wäre übel daran. Da ist die Schule die wohlthätige Mittlerin; sie trägt noch der Individualität möglichst Rechnung und bereitet das Kind doch durch den Geist der Gesetzmäßigkeit, der in ihr waltet, vor für die Zeit, in der es sich der im bürgerlichen Leben notwendigen Gleichheit vor dem Gesetze endlich ganz unterwerfen muß.

Für die Mädchen reicht die Schule in dieser Beziehung völlig aus, für die Knaben bildet der Militärdienst noch eine notwendige und wirksame Ergänzung.

Wenn wir hierzu noch erwägen, daß die öffentliche Schule auch insofern eine Vorschule für das Leben ist, als jeder im Wettlaufe mit den andern seine eignen sowohl als auch die Kräfte anderer abschätzen lernt, daß der begabte Knabe, wenn er reich ist, lernt, was er wagen darf, der arme, was er leisten kann; daß der minderbegabte die größere geistige Kraft anderer achten und anerkennen lernt, auch wenn sie die einzige Auszeichnung der Armut sein sollte. Wenn ferner dies alles noch unterstützt wird dadurch, daß strenge Unparteilichkeit als oberstes Gesetz in der Schule gilt, daß der Schwache, der Arme nicht unterdrückt, vielmehr alle Leistungen nach dem Maße der sittlichen Kraft gemessen und beurteilt werden, die ihr zu Grunde liegen: so vermindert sich auch das Gewicht der Einwendungen, die man gegen die öffentliche Schule vorbringt: sie hindere die Begabten am raschen Vorschreiten und sie gefährde durch rohes Wort und schlimmes Beispiel die Unschuld; vorausgesetzt, daß die Schule überhaupt beflissen ist, diese nicht abzuleugnenden Mängel und Gefahren auf ein Minimum herab zu bringen. Offenbar infolge der richtigen Würdigung aller Vorteile, welche die öffentliche Schule bietet, ist ihr Ansehen im Steigen begriffen. Wie es in England längst Sitte ist, daß auch der höchste Adel seine Söhne in die öffentliche Schule zu Eton schickt, so hat auch bereits der künftige deutsche Kaiser als „Prinz Wilhelm“ auf den Bänken des Kasseler Gymnasiums gesessen. An Nachahmung dieses Beispiels dürfte es nicht fehlen.

So erfreulich dies aber auch ist und überhaupt die Teilnahme, die man dem öffentlichen Schulwesen von allen Seiten widmet, so hängen doch gerade damit einige Hauptklippen zusammen, an denen der wohlthätige Einfluß der Schule größtenteils scheitern und zu Grunde gehen kann. Nicht alle Teilnahme ist fördernd, man kann auch jemanden durch unüberlegte Freundschaft zu Grunde richten. Dies führt uns auf die andre Frage:

2. Was darf die Schule billigerweise von der Gemeinde und vom Staate erwarten, wenn sie in der Lösung ihrer Aufgabe ungehindert bleiben soll? Die Antwort kann kurz dahin lauten: Man verlange nicht mehr von ihr als sie leisten kann, auch nichts Fremdes oder Überflüssiges. Und man beenge ihr im Innern den Raum zur freien und selbständigen Entfaltung nicht.

Viele Eltern haben zur Schule ein so unbedingtes Vertrauen — wenn es nicht vielleicht bloße Bequemlichkeit ist — daß sie ihr die Erziehung ihrer Kinder ganz und gar überlassen, samt der Heilung aller moralischen Schäden und Fehler, mit denen die lieben Kleinen bei ihrem Eintritte in die Schule bereits behaftet sind. Die Schule soll die Faulen fleißig, die Lügenhaften wahrhaftig, die Leichtfertigen ernsthaft, die Zänkischen verträglich, die Hinterlistigen offen, und selbstverständlich auch die Beschränkten zu hellen Köpfen machen. „Warte nur, wenn Du in die Schule kommen wirst“ — so droht die Mutter, anstatt zu strafen, wenn sie sich keinen Rat mehr weiß. Aber die Schule kann in diesen Dingen nichts weiter thun, als dem Hause ihre Hilfe leihen; denn beim Eintritte in die Schule sind ja die Charaktere, wenn auch noch nicht fest, so doch schon hinreichend deutlich ausgeprägt, und während der gesamten Schulzeit sind die Kinder, was wohl zu beachten, den größeren Teil des Tages den Einflüssen des Hauses und der Umgebung ausgesetzt, was auch nicht dadurch ausgeglichen wird, daß der Lehrer, wenn er psychologisch gebildet ist, in der Regel die Kinder schneller und besser durchschaut wie die Eltern. Der volle und größtmögliche Segen der Schulerziehung kann nur dann eintreten, wenn die Kinder nicht nur von frühester Jugend an sorgfältig und gewissenhaft geleitet worden sind, sondern wenn auch das Haus auf die Schulkinder fort und fort ein wachsameres Auge hat. Ist das Gegenteil der Fall, arbeitet man wohl gar durch geringschätziges Reden der Schule entgegen, so ist die Schule ohnmächtig, und Vorwürfe bei Mißerfolg treffen sie unverdient.

Bitteren Tadel anstatt Dank erntet die Schule freilich meist gerade von den Eltern der Kinder, die ihr die größte Mühe und die schwerste

Sorge gemacht. Darauf muß jeder Lehrer gefaßt sein und er darf sich dadurch nicht nutzlos machen lassen; es muß eben nach des Herrn Willen Unkraut und Weizen, beides miteinander wachsen bis zur Ernte. Im großen und ganzen wird redliche Lehrarbeit ja doch von den Eltern und (wenn sie zur Einsicht gekommen) auch von den Schülern mit dankbarem Herzen anerkannt. Wer unter unsern Berufsgenossen dies leugnen sollte, der wäre zu beklagen, denn er hätte seinen Beruf verfehlt.

Daß man der Schule im Bezug auf ihre erziehliche Aufgabe zu viel zumuten und sie hinterher schelten kann, sahen wir; auch daß dies sich ertragen läßt, weil sie trotzdem ihren Weg unbeirrt fortgehen und sich mit dem Beifalle der Verständigen begnügen kann. Schlimmer ist es schon, daß man sie im Bezug auf ihre Aufgabe als Lehranstalt nicht selten auf falsche Wege zu drängen sucht, indem man auf die Menge des Wissens, auf die Menge der Fächer das Hauptgewicht legt, und damit der wahren Bildung die Wurzeln abgräbt; wenn man nicht gar dahin gelangt, die Aufgabe der Schule als Erziehungsanstalt zu vergessen und sie zu einer bloßen Verstandes- oder vielmehr Gedächtnisappreturanstalt zu erniedrigen. Wir sehen ab von den Bestrebungen, die Schule zu benutzen, um allerhand reformatorische Gedanken zu verwirklichen, weil die Fälle vereinzelt sind, und weil die Auffassung, daß die Schule schlechterdings nur das Festbegründete und gesetzlich oder herkömmlich Eingebürgerte zu lehren hat, daß sie sich von allem Hypothetischen und von allen Neuerungen so lange fern zu halten hat, bis diese im Leben Geltung erlangt haben, doch die herrschende ist (wie wir z. B. daraus erkennen, daß die Schule trotz der augenscheinlichen Vorzüge, die das dezimale Maß- und Gewichtssystem hat, und trotzdem daß es in der Wissenschaft längst angewandt wurde, doch geduldig mit Eimern und Scheffeln, preußischen Thalern und rheinischen Gulden, Neugroschen und Silbergroschen, Dresdner und Berliner Ellen, Klaftern und Ruten fortgerechnet hat, bis die Polizei die Ellen konfiszierte und die alten Münzen aus dem Verkehr verschwanden). Aber die Gefahr, zu viel und zu vielerlei zu lehren, liegt in unsrer Zeit besonders nahe. Von allen Dächern predigt man: Wissen ist Macht. Jawohl: „Wissen“ — aber nicht „Nachsagen“. Unendlich breit, freilich meist auch unendlich seicht ist der Strom von Wissensstrom, der uns umflutet, riesig sind die Massen Papier, die tagtäglich bedruckt werden, unaufhörlich mehren sich die Erfindungen und Entdeckungen, die gemacht werden (vermeintliche und wirkliche, wichtige und gleichgiltige, aber meist mit gleichem Geräusch verkündete). Was Wunder, daß vielfach davon mehr in die Schule dringt,

als für den Magen der Kinder gesund ist, Überdruß, ja Ekel am Lernen erzeugend. Weil die Gesetzgebung nur die untere Grenze (obwohl hoch genug) für die Klassen- und Schulziele angesetzt hat, so überbieten sich einzelne Gemeinden förmlich, darüber hinauszugehen.* Mit Stolz blickt man auf die Stundenpläne der Kleinen, die mit zehn Jahren Algebra, mit elf Chemie und so fort gelehrt bekommen, ja die mit sieben bis acht Jahren schon den großen und kleinen Belt auf der Landkarte auffuchen müssen; auch „ein bißchen Französisch“** ist gar so schön, so vornehm. Nur darf man nicht etwa zehn Monate nach zurückgelegter Schulzeit nach einem Restchen fragen — „da erstummt das arme Kind“. Man vergißt doch gar so schnell — lautet die Ausrede. Es steht aber fest: was man einmal rechtschaffen gewußt hat, vergißt man nicht, wenigstens nicht so leicht, und man besinnt sich wieder darauf. In der Schule sollte aber nur in dieser „rechtschaffenen Weise“ gelernt werden. Dann darf man aber nicht von dem einen zum andern gejagt werden; man darf nicht schon Neues pflanzen wollen, bevor noch das Alte Wurzel geschlagen hat. Daß die Lehrer dem Drängen nach schädlicher Erweiterung des Unterrichtsstoffes häufig allzuwillig nachgegeben, ja daß sie schon seit alten Zeiten „an vielen Orten selbstn Beipflichter, ja eigentliche Ursächer gewesen sind, daß die Jugend frühzeitig übertrieben und mit unnötigen Dingen genarret wird,“ kommt daher, daß die Resultate des vernünftigen Lernens nie so glänzend sind wie die des geschäftigen Vielerleitreibens. Das Beste, die köstliche Frucht des rationellen Unterrichts: die erstarrte geistige Kraft läßt sich nicht so ohne weiteres aufzeigen, nicht so bequem wie das Vielerleiwissen beim Examen durch ein Feuerwerk pompöser Fragen und Antworten aller Welt vor die Augen führen. Es gehört immer ein kundiger Blick dazu, das, was nicht schimmert und glänzt, doch als Gold zu erkennen. Seitens des Lehrers ist aber eine gewisse Entsagung, ja in vielen Fällen wirkliche Selbstverleugnung von nöten, dem mundus vult decipi — die Welt will betrogen sein — nicht mit einem verächtlichen und doch so bequemen: ergo decipiatur — also werde sie

* Nur langsam gleich einem bestrickenden Zauberbanne weicht die Über-
spannung der Schul- und Klassenziele; erst jüngst lasen wir in einem offiziellen
Berichte über das Schulwesen einer größeren Stadt, daß „bei möglichst günstiger
Berechnung in der mittleren Volksschule 22 Prozent, in der einfachen
aber 24 Prozent sämtlicher Schulkinder jährlich sitzen bleiben“ (d. h. das
Klassenziel nicht erreichen). Diese Zahlen reden deutlich — für den der „Ohren
hat zu hören!“

** Vergleiche u. a. über die Schädlichkeit dieser Unsitte Lazarus, das Leben
der Seele I 61 ff. Immer noch giebt es deutsche Mütter, die es vertragen, daß
ihre Kinder zuerst „Bonnensranzösisch“ und hinterdrein erst ihre Muttersprache
erlernen. Aber sie werden seltner; auch die, die das bewundern.

betrogen — zu begegnen. Jedenfalls ist der Wunsch berechtigt, man möge die Schule nicht überladen, man möge sich bemühen, mehr auf die fruchtschaffende, als auf die äußerlich glänzende Wirksamkeit derselben zu achten, diese hervorheben und nach Verdienst würdigen. Man wird sie dadurch vor gefährlichem Scheinwesen bewahren und ihrer Wirksamkeit Wert und Dauer sichern.

Und das muß sie endlich auch noch wünschen, daß man ihr die notwendige innere Freiheit, die Selbständigkeit innerhalb ihrer vier Mauern nicht verkümmere. Wir leben in einer Zeit, in der Gesetze und Regulative aller Art wie aus dem Boden quellen, und die Schule steht in dieser Beziehung gewiß nicht in letzter Reihe (ruft man doch von den verschiedensten Seiten: Nun gönnt ihr Ruhe, laßt ihr endlich einmal Zeit zur ungestörten Arbeit). Und doch wüßte ich nicht, wo das Wort des Fürsten Bismarck: „Personen sind wirksamer als Institutionen,“ wahrer wäre als auf dem Gebiete der Schule! Ein tüchtiger, gewissenhafter und treuer Lehrer ist die Seele der Schule: ist er zur Stelle, so gedeiht die Schule selbst bei mangelhaften Institutionen; fehlt er, so schützt auch das musterhafteste Schulhaus, der trefflichste Lehrplan, die Hülle und Fülle der besten Lehrmittel die Schule nicht vor dem Vergabehn! Das wird auch immer so bleiben. Denn was man überwachen, was man kontrollieren, schematisieren kann, ist wenig mehr, als daß in einer gegebenen Zeit ein gegebenes Pensum abgehandelt oder eingeübt wird. Das ist recht wenig, und das können recht viele. Aber geistbildenden Unterricht zu erteilen ist eine freie That, ein selbständiges Werk, dem man wohl den äußeren Rahmen vorschreiben und fest umgrenzen kann und soll, das aber immer und überall nur einem selbständigen tüchtigen Lehrer, der sich seiner Verantwortung bewußt, und der täglich tiefer in sein Fach einzudringen bemüht ist, gelingen wird. Die Voraussetzung ist, daß ihm die Entwicklung des menschlichen Geistes in der Hauptsache bekannt und sein Bemühen um tieferes Eindringen ein unausgesetztes ist; daß er ferner befähigt ist, sich in seiner Muttersprache und in seiner Heimat, in der Umgebung seiner Schule zurecht zu finden, und daß er die zahllosen Anknüpfungspunkte, die sich da für seinen Unterricht finden, nicht übersieht, sondern sorgsam und mit steigender Gewandtheit und Umsicht benützt.

Sie, meine jungen Freunde, wollen Lehrer werden! Möchte doch auch diese Festfeier für Sie ein Antrieb werden, daß Sie sich mit aller Kraft bemühen, Lehrer in des Wortes bestem Sinne zu werden. Sie werden dann im Stande sein, das zu leisten, woran die Feier des Geburtstages Ihres Königs Sie mahnt, Sie werden dann Ihren Pflichten als

Untertanen und Staatsbürger nachzukommen vermögen: denn nach Luthers Worte steht es dann im Lande wohl, wenn erst jeder seine Lektion gelernt hat! Wir alle aber, die wir hier versammelt sind, wollen aufs neue geloben, in unwandelbarer Treue, jeder an seinem Platze, dem gemeinen Besten zu dienen, und damit zugleich unserm erhabenen Könige, dem wir ja unmittelbar nichts bieten und leisten können, als daß wir jetzt mit dem Chöre vor Gottes Angesichte stehen: *Salvum fac regem!*

(Erster Jahresbericht S. 32—39.)

4. Sechs Reden bei Entlassung der Kandidaten

1876, 1880, 1885, 1886, 1890 und 1895.

1. Ostern 1876.

Liebe Kollegen, liebe Abiturienten, liebe Schüler! Alter löblicher Sitte gemäß sind wir hier versammelt, um Worte des Abschiedes und letzte Wünsche mit denen zu tauschen, die fortan nur das Band der Erinnerung mit uns verknüpfen wird. Bietet nun schon der Jahresabschluß, die Entlassungsfeierlichkeit an sich selbst reiche Veranlassung, das Gemüth in seinen Tiefen zu erregen, so kommt heute noch dazu, daß mit den Abiturienten auch leider auf längere Zeit der Geist ruhiger Entwicklung aus der Anstalt weichen wird, ausgetrieben von idealfeindlichen Sparsamkeits- und Nützlichkeitsmächten; daß auch demnächst drei Glieder unsres Kollegiums scheiden, um an Schwesteranstalten ihre Thätigkeit fortzusetzen. Sie, meine Herren Kollegen, wissen, wie meine Bemühungen zunächst darauf gerichtet waren, Sie allesamt der Anstalt zu erhalten, nicht bloß, weil häufiger Lehrerwechsel jeder Schule, insbesondere aber einem Seminare schadet, sondern auch aus Gründen, die der Person und dem persönlichen Verkehre galten. Es gelang mir nicht, die Centripetalkraft überwog. Seitens ihrer zeitherigen Schüler haben Sie bereits erfreuliche Zeichen der Anhänglichkeit und dankbaren Liebe erhalten, die Sie lebenslang an die Stätte Ihrer ersten Thätigkeit als Seminarlehrer erinnern mögen! Wir Zurückbleibenden wünschen Ihnen vom Herzen Gottes ferneren Segen im Amte und im Hause; wir danken Ihnen für Ihre treue Mithilfe, und daß Sie mit uns redlich Leid und Freude geteilt, zum Teil lange Jahre hindurch; endlich bitten wir Sie: denken Sie auch unsrer in der

Ferne und bleiben Sie uns liebe Kollegen und Mitarbeiter auch in Ihrem neuen Wirkungskreise!

Ich wende mich nun zu Ihnen, liebe Abiturienten, die Sie an einem Wendepunkte Ihres Lebens stehen, dem an Bedeutung wohl nur noch einer gleichsteht. Sie wollen aufhören, für Ihre Eltern oder Vormünder ein Gegenstand materieller Sorgen zu sein; Sie wollen, wie man sagt, Ihr Brot nun selbst verdienen. Das ist schon etwas. Denn zwanzig lange Jahre hindurch haben Sie die Notdurst des Lebens von fremder Hand empfangen, zwanzig lange Jahre haben Sie gelebt und noch nichts Nennenswerthes geleistet auf dem ungeheuren Markte des Lebens; immer haben Sie nur eingesammelt: jetzt wollen Sie aus langer Passivität heraustreten, Sie wollen sich auf eigene Füße stellen. Aber was viel mehr ist: Sie wollen in ein Amt treten und thatkräftig das Gute in der Welt mehren, das Böse mindern helfen! Kinder wollen Sie erziehen und unterrichten: Kinder, die den Eltern das Liebste in der Welt sind und die Gottes Bild in der Seele tragen! Nur frevelhafter Leichtsinns könnte die Bedeutung des Schrittes verkennen. Und wem nicht in diesen Tagen zuweilen ein wenig bange geworden, den möchte ich nicht loben! Es ist mir zwar ein Bedürfnis, es Ihnen auch in dieser Stunde zu bezeugen, daß Sie redlich gearbeitet haben, daß ein jeder nach der ihm verliehenen Kraft sich einen ganz achtungswerten Schatz von Können und Wissen erworben, gut ausreichend für den Anfang; daß mithin auch alle Hoffnung vorhanden ist, daß Sie zur Ehre Gottes, zum Segen der Jugend und zu unsrer Freude Ihr Amt führen werden. Aber was Sie jetzt sind, was Sie wissen und können, reicht eben nur für den Anfang aus. Denn der Beruf des Lehrers ist nun einmal so, daß er beharrlich fortgesetzte und ganz gleichmäßige Arbeit und Mühe gebieterisch verlangt, daß mit einem kräftigen Anlaufe, dem Nachdruck und Dauer fehlt, wenig ausgerichtet ist. Lassen Sie sich also die Mahnung und Bitte gefallen: *Nunquam retrorsum!* Stillstand ist Rückgang! Wer die Hand an den Pflug legt und schauet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes! „Nicht, daß ichs schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin. Meine Brüder, ich schätze mich selbst noch nicht, daß ich es ergriffen habe!“ Das sagt der geistesgewaltigste der Apostel, zwar von dem himmlischen Kleinode, dem nachzujagen auch unsre allererste und heiligste Sorge sein muß; es mag aber erlaubt sein, die Mahnung zunächst auch direkt auf Ihren Beruf zu beziehen, da sie das, was not thut, so treffend bezeichnet: Nicht, daß ichs schon ergriffen habe, oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen

möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin. Daß der Apostel von Christo Jesu ergriffen ist, das ist die Voraussetzung seines unaufhaltamen Wettlaufens! So wird auch nur der von Ihnen unaufhaltfam zum Zielpunkte seines Berufes vordringen, der zuvor selbst davon ergriffen ist, der nicht als Mietling in den Weinberg des Herrn um des lieben Brotes willen eintritt, der vielmehr voll Begeisterung von der Hoheit und Herrlichkeit des Ideals der Erziehung ergriffen ist, das Bild Gottes, das in die Seele des Menschen gelegt ist, in immer strahlenderer Schönheit herauszubilden. Man bezeichnet zuweilen das Ideal der Erziehung auch als Heranbildung der Jugend zur Humanität, als Herausbildung des Menschen im Menschen. Es mag gelten, wenn mans recht versteht! Der Herr sagt ja auch zu Petrus: Von nun an wirst du Menschen fangen, und er selbst nennt sich des Menschen Sohn. Aber der Mensch im idealen Sinne ist gemeint, den Gott nach seinem Bilde schuf; nicht ein Wesen, das sich allmählich im Kampfe ums Dasein mit Naturnotwendigkeit vom Tiere zur vernünftigen Kreatur entwickelt. Allen Respekt vor der Entwicklung! Niemand weiß ja ihren Wert besser zu schätzen als der Lehrer und Erzieher; aber eine Entwicklung ohne vernünftiges Ziel, nur auf Gewaterwohl und gut Glück, ist ihm ein Ungedanke. Seine ganze Thätigkeit würde ihres festen Stützpunktes beraubt, wenn ihm als Ideal der Erziehung nicht etwas Bestimmtes und Festes, etwas Greifbares und mit deutlichem Umrisse Erkennbares vorschwebte. Das ist der Mensch, in dem Christus eine Gestalt gewonnen, der bestrebt ist, vollkommen zu werden, wie sein Vater im Himmel vollkommen ist! Und der eben deshalb auch von sich im vollen Sinne des Wortes sagen kann: Homo sum, humani nil a me alienum puto! Verlieren Sie das nie aus den Augen! Sie geraten sonst in Gefahr, Handwerker zu werden, Stundenhalter, die unzufriedenen Geistes sich an den Schulwagen angekettet fühlen, und die doch nicht den Mut haben, einem Berufe zu entsagen, der eben nur im idealen Sinne wahrhafte Befriedigung gewähren kann. Oder Sie geraten in Gefahr, das mundus vult decipi, ergo decipiatur in einem Berufe zu üben, in dem es doppelt und dreifach Sünde ist! Hüten Sie sich! Nehmen Sie Ihrer selbst wahr! — Und nun komme ich nochmals auf das Wort des Apostels zurück: Nicht, daß ichs schon ergriffen habe. Ich jage nach dem vorgesteckten Ziele, dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu! Das gilt Ihnen als Christen, es gilt Ihnen noch mehr als christlichen Lehrern! Am Beispiele bilden sich Kinder am besten — longum iter est per praecepta, breve et efficax per exempla. „Licht ist Licht. Wem Licht aufgegangen ist, erleuchtet, auch ohne daß

ers weiß und will“ (Herder), und wie man eine Sache wissen muß, ganz wissen muß, die man lehren will, so muß man sich auch vor allem bestreben, das zu sein und immer mehr zu werden, wozu man andre bilden will. Halten Sie sich also auch allezeit an des Apostels Wort in dem eigentlichen Sinne, in dem es gesagt ist, dann werden Sie Segen von Ihrer Mühe haben!

Indem ich Sie nunmehr dem Schutze Gottes empfehle und Sie aus dem engeren Verbande unsrer Anstalt entlasse, habe ich noch ein Wort zu denen auf dem Herzen, die noch eine kürzere oder längere Frist bei uns verweilen. Ich habe schon vorhin die Gefahr angedeutet, die uns, und vorzugsweise Ihnen, liebe Schüler, droht! Sie haben wohl bereits davon gehört, daß man damit umgeht, Ihre Bildungszeit abzukürzen? Es mögen etliche oder vielleicht gar viele unter Ihnen sein, die das mit Jubel vernommen! Lassen Sie sich nicht bethören, der kurzen Lust möchte langes Leid nur allzubald folgen! Kennen Sie die Treibhauspflanzen? O, sie wachsen schnell, aber sie taugen wenig, ins freie Land, an die frische Luft verpflanzt, gehen viele zu Grunde. Der Same, der auf das Steinigte fällt, wächst auch schnell, aber dieweil er nicht Wurzel hat, verdorret er, wenn die Sonne unerbittlich scheint. Man kann den Wein, auch wenn er noch nicht ganz ausgegohren, schenken und trinken, ein kluger Mann zieht aber den ausgegohrenen vor. Ich mag Ihnen nicht verschweigen, daß ich mit großer Besorgnis der nächsten Zukunft entgesehe, daß es mich tief bekümmert hat, daß meine Warnungen und Mahnungen zwar Zustimmung und Unterstützung fanden bei allen Sachverständigen, daß sie aber nicht vermochten, den ins Rollen geratenen Stein aufzuhalten, der zerstörend in unsern Pflanzgarten hereinrollt. Ja ich würde sicher seine Pflege jetzt aufgeben, wenn es mir beschieden wäre, lediglich meiner gewissenhaften Überzeugung ohne alle andre Rücksicht zu folgen! Ich spreche auch nicht bloß eine theoretische Überzeugung aus, sondern ich habe leider die Erfahrung für mich. Ich habe schon einmal die Zerstörung mit durchlebt, die ein massenhafter verfrühter Abgang der Seminarzöglinge zur Folge hat! Vergrößern Sie aber das Übel nicht noch durch Ihren Leichtsinns; suchen Sie, soweit es Ihnen nur möglich ist, durch Ernst und strengen Fleiß zu retten, was zu retten ist! Ohne Schädigung der Gediegenheit Ihrer Ausbildung geht es ohnehin nicht ab, und namentlich die Begabteren unter Ihnen mögen bedenken, daß sie gerade am meisten Einbuße erleiden, daß sie gerade die meiste Ursache haben, die diesjährigen Abiturienten zu beneiden, denen man Zeit ließ, ihre Bildung den Forderungen der Natur gemäß zu vollenden! Zeit und Ort ist nicht dazu angethan, das zu erweisen und diese Gedankenreihe weiter zu spinnen.

Du aber, o Gott, der du uns bis hierher geführt, der du schweres Leid von uns ferngehalten, und der du alle diese Jünglinge wieder ihrem Ziele um den Schritt eines Jahres näher geführt, sei auch ferner bei uns. Tröste die Eltern des lieben Schülers, dessen stille und friedliebende Seele du in diesen Tagen zu dir in das Reich des ewigen Friedens genommen! Gib deinen Segen zu unsrer weiteren Arbeit und erweise dich auch diesen jungen Männern, die nun hingehen, in deinem Reiche zu arbeiten, allezeit, wenn sie dich suchen, als der alleinige Helfer und Tröster für und für. Amen.

(7. Jahresbericht S. 41—43.)

2. Die Erziehung als Kunst aufgefaßt.

Ostern 1880.

Liebe Kollegen, liebe Abiturienten, liebe Schüler! Der nächste Eindruck, unter dem wir alle im gegenwärtigen Augenblicke stehen, ist wohl der, daß wir wieder dahin gelangt sind, einen arbeitsreichen Abschnitt unsres gemeinsamen Werks abzuschließen. Da hat sich mir nun mitten in dem Getriebe des Examinierens und Korrigierens, der Konferenzen und Besprechungen über die Vergangenheit der Bleibenden und die Zukunft der uns Verlassenden mehrfach die Frage lebhaft aufgedrängt: sind wir denn alle zusammen auch auf dem rechten Wege? Haben wir bloß den guten Willen für uns, das Rechte auf dem rechten Wege zu erstreben, oder dürfen wir hoffen, daß man unser Thun auch in Zukunft ohne Rücksicht auf unsre Person als vernünftig anerkennen und billigen wird? Folgen Sie mir ein wenig bei der Probe auf dieses Exempel. „Den schlechten Mann muß man verachten, der nie bedacht, was er vollbringt,“ den Handwerker schon ziert es, wenn er im innern Herzen spüret, was er erschafft mit seiner Hand. Uns ward der Beruf zu Höherem! Da schlagen zunächst von draußen widerstreitende Stimmen an unser Ohr. „Was soll dem Lehrer Gelehrsamkeit, was soll ihm Latein, was soll ihm Trigonometrie, was Physik und dergleichen; auch „die großen Gesichtspunkte mag er andern überlassen“ und thun, was seines Amtes ist! So die einen. „Mehr Licht!“ rufen die andern, „es muß dahin kommen, daß auch der Dorfschulmeister, wie der Dorfpfarrer, auf der Universität gebildet wird; ist das vorläufig noch zu teuer, so ist das zu beklagen, es ist aber nur um so mehr und um so energischer zu erstreben!“ O, und sie haben alle schlagende Gründe, wenn man sie einzeln

hört. Es ist ja ganz sicher, daß die Dorfjungen vor allen Dingen deutsch reden, lesen und schreiben lernen müssen, und daß der Lehrer bei ihnen sein Latein gewiß nicht an den Mann bringen kann; es ist ebenso gewiß, daß sie mit den vier Spezies und dem Bruchfaze vollauf zu thun haben und daß $x + y$ ihnen lebenslang fremd bleiben soll, so fremd als Interferenz und Atavismus, wenn sie nur mit einer gründlichen Heimatkunde einen unvergleichlichen Schatz erwerben. Wozu braucht also der Lehrer das viele und genaue Wissen? Wiederum kann aber doch nicht der erste beste „Musterschüler“, sei es nun in der einfachen, sei es in der mittleren oder höheren Volksschule am Ende seiner Schulzeit auf das Katheder los marschieren, rechtsumkehrt machen und nun los dozieren! Das geht nicht; etwas muß schon dazu gelernt werden, so ein wenig Schulkunde, vielleicht auch gar etwas Psychologie, Methodik und dergleichen, obwohl auch nicht wenige der Meinung sind, das finde sich schon, der Lehrer sei ja die Methode. Wenn wir diesen Lehrer nur gleich hätten!

Da kommt ein Schiedsmann. Was wollt ihr denn? Wißt ihr nicht, daß man nur die rechte Mitte einzuhalten braucht, um das Richtige zu treffen? Hat nicht Aristoteles schon gezeigt, daß selbst die Tugend immer nur die rechte Mitte ist, so die Tapferkeit die Mitte zwischen Tollkühnheit und Feigheit? Und hat nicht Horaz schon gesungen:

Auream quisquis mediocritatem
Diligit tutus, caret obsoleti
Sordibus tecti, caret invidenda
Sobrius aula?

Also was wollt ihr? Hübsch die Mitte halten — nicht zu gelehrt darf der Lehrer sein, aber etwas mehr wissen, wie die Schuljungen muß er. Wissen wirs jetzt oder sind wir dadurch auch noch nicht klüger wie zuvor? Ist diese gepriesene Mitte nicht die gefährliche Halbbildung, die man fliehen soll? Ist diese goldne Mittelstraße nicht etwa die breite Straße der Mittelmäßigkeit? Und weiß man überhaupt, was zu viel und wo es zu wenig ist? Wenn wir hier keinen Ausweg finden, drehen wir uns im Kreise. Auf den richtigen Weg bringt uns vielleicht der Sprachgebrauch, der mit einem gewissen Instinkte in vielen Fällen so schlagend das Wesen einer Sache bezeichnet. Die Ausdrücke: Erziehungskunst, Unterrichtskunst sind alt und schon Zwingli schrieb über das Thema: Quo pacto ingenui adolescentes formandi sint. Der Vergleich liegt ja nahe: wie der Künstler aus einem Marmorblocke eine menschliche Gestalt ausmeißelt oder wie er sie aus einem Thonklumpen formt, so formt der Erzieher den Menschen nach Gottes Bilde, und wenn

es auch nicht so ganz in seiner Hand liegt, wie Erasmus meint, „aus der rohen Masse entweder eine Bestie oder ein numen zu bilden,“ so wird doch niemand bezweifeln, daß durch die Erziehung das Kind am Leibe und Geiste geformt wird, man müßte denn die Möglichkeit der Erziehung überhaupt leugnen. Die Erziehung aber als Kunst aufgefaßt zeigt uns den richtigen Standpunkt für die Beurteilung dessen, was dem Lehrer und Erzieher not thut. Was den Künstler zum Künstler macht, dessen bedarf auch der Lehrer und Erzieher, was des Künstlers Stolz und höchstes Ziel ist, darnach muß auch der Lehrer ringen!

1. Fragen wir zunächst: Wann ist das höchste Ziel der Kunst erreicht? so wird uns die Antwort: Wenn sie wieder wie Natur erscheint! Wenn eine Sängerin so leicht und mühelos wie ein Vöglein die Töne aneinanderreicht — das ist höchste Kunst! Wenn der Maler das Bild sprechend ähnlich getroffen, wenn man bei Bildern unbekannter Personen sogleich das Gefühl hat, der Mann muß gelebt, muß so dreingeschaut haben, wenn man beim Anblick oder beim Betreten eines Hauses keinen Augenblick im Zweifel ist, dieses Haus ist einem ernstern Zwecke gewidmet, es mag eine Bibliothek, ein Museum sein, wenn uns eine Musik mit zwingender Gewalt zur Begeisterung oder zur Andacht stimmt, wenn uns der Dichter gleichsam das Wort von den Lippen nimmt — dann stehen wir vollendeter Kunst gegenüber! Sieht aber eine Kirche inwendig wie ein Theater aus, fühlen wir, wie sich der Sänger mit dem Rhythmus oder mit dem Treppen plagt, sehen wir, wie gesucht und hölzern die Stellung der Figuren auf einem Bilde ist, klingt eine Kirchenmusik opernhast oder bietet uns der Dichter nur geschraubte Bilder und kühne Wortstellungen, so kann nicht von Kunst, sondern nur von Künstelei die Rede sein.

Und in der Schule? Ist das ein Meister, der mit vielem Geschrei und großen Gesten doziert, den die Kinder verwundert anschauen, so daß man sieht, wie's ihnen wie ein Mühlrad im Kopfe umgeht — oder sollen wir den Preis dem zusprechen, der wie von ungefähr immer das fördernde Wort zur rechten Zeit spricht, der hier mit einem Winke, da mit einer Zwischenfrage den natürlichen Gedankenlauf im Flusse hält, bei dem die Kinder, gespannt lauschend, wie die Mäuschen sitzen, von dessen Worten keins verloren geht, und bei dem die Kinder doch schier mühelos lernen, so, als müßte das nur so sein? Über die Antwort sind wir gewiß einig, und alle Eltern, die Kinder zur Schule schicken — sie wissen es oder fühlen es, ob sie es mit einem Schulmeister zu thun haben oder nicht, gerade wie die Blumenmänner in Paris mit wahrer

Begeisterung die Beethovenschen Sinfonien aufnehmen, die ihnen Pasdeloup vorspielt, oder wie zur Matthäuspassion die Massen drängen, obwohl die meisten kaum eine Note kennen.

2. Aber was nützt uns diese Vergleichung, kommen etwa Künstler und Erzieher auch auf gleichem Wege zum Ziele? Gewiß. Zunächst ist daran zu erinnern, daß noch nie ein Künstler vom Himmel gefallen ist — desgleichen auch noch kein Schulmeister. Man behauptet zwar mit Recht, daß das eigentliche Wesen der Kunst nicht lehrbar ist, daß jeder Künstler in Wahrheit ein Mann von Gottes Gnaden ist. Daselbe sagt man mit nicht minderem Rechte auch vom Schulmeister. Wer kennt nicht „geborene“ Schulmeister? Es ist wahr: Es unterwinde sich nicht jedermann, Lehrer zu sein. Wer keinen inneren Drang und Beruf fühlt, wer nur zu uns gekommen, weil ihm eben nichts Andres und nichts Besseres einfiel, der wirds auch nicht weiter als zum Stundenhalter bringen — und das ist ein trauriges Geschäft! Wie sich ferner die künstlerische Natur in tausend Fällen durch alle Hindernisse Bahn gebrochen, so haben wir an Basedow, Campe, Salzmann, Pestalozzi, Dinter Beispiele, daß das Gemüt des gebornen Schulmeisters erst Ruhe findet, wenn es von der Kanzel auf das Katheder, vom Schreibpulte unter die Flachs- und Schwarzköpfchen gelangt ist!

Wie stehts aber mit dem Wissen bei den Künstlern? Da sehen wir, wie der schon berühmte Beethoven, der die ersten zwei Sinfonien und das Septett geschrieben, bei Haydn und Albrechtsberger sich im Contrapunkte übt wie ein Konservatorist, und auf seinem Totenbette finden wir ihn mit dem Studium Händelscher Partituren beschäftigt. Der geniale Mozart weiß in Leipzig die Zeit nicht besser auszukaufen, als in der Thomasschule die Bachschen Motetten aus den Stimmen zu studieren. Goethe ist erfreut von Mendelssohns nicht gewöhnlichen Leistungen in den alten Sprachen. Goethe selbst zeichnet und modelliert in Rom wie ein Maler oder Bildhauer, und sein kolossaler Briefwechsel mit zahllosen Gelehrten ist ein lebendiges Zeugnis, wie dieser genialste Sohn unsres Volkes nie aufhörte, zu studieren, sein Arbeitszimmer in Weimar ist eine ganz richtige Studierstube. Wer Schillers Leben genauer kennt, wird wissen, auf welchen umfassenden Vorstudien seine Dramen beruhen. Als er den ersten Entwurf zu den Kranichen des Ibykus an Goethe geschickt, in dem nur ein Kranichpaar vorkam, schrieb ihm Goethe: „Der Kraniche sollten, als Zugvögel, ein ganzer Schwarm sein, die sowohl über den Ibykus als über das Theater wegfliegen. Sie kommen als Naturphänomen und stellen sich so neben die Sonne und andre regelmäßige Erscheinungen. Auch wird das Wunderbare dadurch weggenommen, indem

es nicht eben dieselben zu sein brauchen; es ist vielleicht nur eine Abtheilung des großen wandernden Heeres, und das Zufällige macht eigentlich, wie mich dünkt, das Ahnungsvolle und Sonderbare in der Geschichte.“ Darauf antwortet Schiller dem Freunde: „Ich werde Ihren Winken folgen. Es ist mir bei dieser Gelegenheit wieder recht fühlbar, was eine lebendige Erkenntnis auch beim Erfinden so viel thut. Mir sind die Kraniche nur aus wenigen Gleichnissen, zu denen sie Gelegenheit gaben, bekannt, und dieser Mangel einer lebendigen Anschauung machte mich hier den schönen Gebrauch übersehen, der sich von diesem Naturphänomen machen läßt.“ Zuletzt schickt er das Gedicht dem Altertumskenner Böttiger mit der Bitte, genau zu untersuchen, ob kein Verstoß gegen die geschichtlich verbürgten Gewohnheiten bei den irthmischen Spielen darin vorkomme! So sehen wir die großen Künstler lebenslang nach immer eindringenderer Sachkenntnis ringen. Daß ihnen aber auch das Menschenherz in seinen tiefsten Tiefen eine bekannte Welt ist, wird uns jedesmal aufs neue klar, wenn wir mit wachsender Lebenserfahrung den Homer und den Shakespeare oder den Goethe und Schiller bei wiederholtem Lesen jedesmal auch besser und voller verstehen!

Und was braucht der Lehrer? Muß er nicht auch vor allem in die innere Welt, in den Mikrokosmos immer tiefer einzudringen suchen, wenn er Frucht schaffen will; und muß er nicht auch von der Außenwelt einen reichen Schatz des Wissens sich aneignen, aus dem er, wie ein guter Hausvater, Altes und Neues hervorholt, um es den Seinen vor die Augen zu stellen? Und haben uns nicht unsre Vorbilder darin vorgeleuchtet: Pestalozzi und Campe, Comenius und Basedow, Salzmann und Dinter? Was haben sie nicht allein geschrieben! Der unermüdete Campe kam einige Male an den Rand des Grabes durch übermäßiges Arbeiten, und Pestalozzi wäre in Stanz bei einem Haare, als er die Alternative sich stellte: „Tod oder Durchsetzung meines Zweckes,“ dem ersteren verfallen. „Es ist ein Wunder, daß ich noch lebe,“ schreibt er an Geßner!

3. Wir finden endlich aber auch beim Künstler die Anweisung für das rechte Maß und die rechte Anwendung des Wissens! Kramen Goethe und Schiller je ihre Gelehrsamkeit aus? Was ist doch das bei Händel, was uns so mächtig ergreift? Sehen wir uns doch seine Themen etwas näher an; moduliert er durch alle vierundzwanzig Tonarten? — Und was sind denn das für Intervalle zu dem „Denn Gott der Herr regieret allmächtig“ — sind das nicht vier simple Töne der Tonleiter auf und nieder, nur unterbrochen durch einen Griff nach der untern Oktave? Ist dieses die Seele ergreifende Intervall auf

„Ein Mann der Schmerzen“ nicht eine einfache, regelrecht vorbereitete große Septime? Wer kann die Madonnen Raphaels, die Nacht Correggios bewundern, ohne gewahr zu werden, wie schlicht, wie natürlich das alles ist? Auch die in St. Peter zu Rom waren, fanden den Tempel anfänglich wider Erwarten einfach, und erst allmählich wuchs er vor ihrem inneren Auge.

Nun, den echten Meister der Schule erkennt man auch vor allem an der Einfachheit, dieser uralten Grundlage aller wahren Erudition; man erkennt ihn fast noch mehr an dem, was er verschweigt, als an dem, was er mitteilt. Das bewußte Verschweigen des gediegenen Lehrers ist leicht und recht wohl zu unterscheiden von dem Nichtwissen! Es mag paradox klingen, aber es ist trotzdem richtig: Der Lehrer muß außerordentlich viel und gründliches lernen, lediglich um in rechter Weise schweigen zu können. Die Halbwisser sind es, die vor den Kindern mit ihrer unverdauten Gelehrsamkeit prahlen, die fort und fort über die Köpfe weg reden. Darum ist es durchaus notwendig, daß der Lehrer eine solide wissenschaftliche Grundlage für sein Wissen habe, damit er von dem ersten Tage an, wo er in seine Schule tritt, seine neue Umgebung, Menschen und Dinge seiner neuen Heimat mit fruchtbarem Erfolge für seine Schule durchforschen kann. Seine Systeme behält er für sich; aber was er da draußen Merkwürdiges mit kundigem, geschultem Auge gesehen, das bringt er heim, und verwunderlich ist's den Kindern, was der Lehrer alles findet auf ihren Feldern und da, wo sie tausend Mal gegangen, ohne etwas Sonderliches zu bemerken, ja daß gar ihre gewöhnliche Umgangssprache des Merkwürdigen, Alttertümlichen und äußerst Sinnreichen vieles birgt, von dem sie gar nichts wußten! Was er in den Büchern über Seelen- und Menschenkunde gelesen, was er den Dichtern abgelauscht — da, wenn er vor seinen Kindern steht, da sieht er die keimenden Leidenschaften in den Gesichtern, da hört er sie aus dem Tone der Stimme, und entschlossen und rechtzeitig beginnt seine Gegenwirkung; zur Verwunderung des Kindes zeigt er ihm, wie und warum es irrging mit seinem Denken — beschämt gesteht es: Ja, ich verwechselte das. Dies alles und noch vielmehr thut der kundige Lehrer unablässig, ohne daß je über seine Lippen kommt: Herbart sagt dies und Beneke meint das!

Zu weit würde es führen, wollte ich noch im einzelnen nachweisen, wie die Grundlage des Wissens für die drei großen Gebiete des Schulunterrichts: Religion, Muttersprache und Heimatkunde beschaffen sein muß, soll sie solid genannt werden. Jedenfalls darf sie nicht zu engherzig bemessen sein, wenn der Lehrer sein Amt selbständig führen, und wenn er

aus seinem im Seminare erworbenen Wissen und Können erfolgreiche Antriebe für das unerläßliche Weiterstudieren und Fortarbeiten schöpfen soll! Was Baco von Verulam von dem Studium der Philosophie sagt, daß das Nippen von Gott abführe, das volle Schöpfen aber zu Gott zurückbringe, das gilt vom Wissen des Lehrers. Das Nippen an den Wissenschaften führt zur Schädigung der Schule, tieferes Eindringen führt zur Einfachheit, zur Wahrheit! Und um schließlich noch einmal auf die Vergleichung mit der Kunst zurückzukommen: wie man schon an einem einfachen Umrisse, an einem einfachen Volksliede und dergleichen erkennen kann, ob man eine kundige Hand, eine geschulte Kehle vor sich hat, so können und sollen auch schon die schüchternen Leistungen des Anfängers in der Lehrkunst Schule zeigen, bewußtes Handeln, gewissenhaft erwogenes Thun. Fleiß und Übung thun dann das ihre, immer freier und doch streng gebunden entfaltet sich die Thätigkeit des Lehrers. Mehr noch an den täglich wachsenden Eifer seiner Kinder, an ihrer gespannten Aufmerksamkeit, als an den äußeren Erfolgen wird er mit Freuden gewahr, daß er mehr und mehr von sich sagen kann: Auch ich bin ein Schulmeister — wie Correggio, als er das erste Bild Raphaels sah, unwillkürlich ausrief: Auch ich bin ein Maler!

Habe ich heute zu Ihnen, liebe Abiturienten, mehr von der Form als vom Inhalte gesprochen, so werden Sie deswegen nicht meinen, daß ich seit gestern über das, was Kern und Stern des Lehrerstrebens sein und bleiben muß, anders denke, es werden Ihnen außer dem, was wir oft darüber verhandelt, gewiß noch Abschiedsworte der letzten Jahre gegenwärtig sein. Heute muß dieser Hinweis genügen.

Indem ich Sie aus dem Verbande unsrer Anstalt hiermit feierlich entlasse, bitte ich Gott, er möge Ihre Schritte lenken und Ihr Herz bewahren, es möge mir und meinen Kollegen, die mit Aufopferung und Treue an Ihrer Bildung gearbeitet, vergönnt sein zu gewahren, daß unsre Arbeit an keinem vergeblich war! Das gebe Gott. Amen.

(Allgemeine deutsche Lehrerz. 1886 Nr. 10.)

3. Ratschläge für angehende Lehrer.

Ostern 1885.

Liebe Kollegen, liebe Abiturienten, liebe Schüler! Immer, wenn ich mich anschicke, meine Gedanken auf die gegenwärtige Stunde zu lenken, kommt es mir zuerst in den Sinn, wie rastlos wir alle im Strome des Lebens treiben. Da hilft kein Gegenstemmen, da hilft kein die Augen verschließen, ehe wirs uns versehen, „gehn wir dahin und wandern von einem Jahr zum andern, wir leben und gedeihen vom alten zu dem neuen“. Es ist mir noch so frisch in der Erinnerung, als wäre es gestern gewesen, daß ich die letzte Entlassungsrede hielt. Auch Sie, liebe Abiturienten, werden eine ähnliche Empfindung haben, und erst wenn Sie Ihre Erinnerung weiter zurückgehen lassen, wenn Sie etwa jenes Abends gedenken, da man Ihren lebensfrohen, leider nur zu wagehalsigen Kameraden Schmidt* bewußtlos ins Haus brachte, wird es Ihnen deutlich werden, daß „die Jahre pfeilgeschwind entfliehen“. Es ist aber etwas andres, gelegentlich das triviale Wort zu wiederholen: „Wie doch die Zeit vergeht“ — oder wirklich und lebhaftig zu gewahren, wie weit uns „des Lebens Strom hinausgetrieben, und wie so fern, so fern jener Uferstrand liegt, an dem unser Lebensschifflein einst, in der Kindheit Tagen, still und ruhig lag.“ Unwillkürlich suchen wir da den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht, und dem muß bange werden, der ihn nicht findet! Wie aber der Schiffer in fernen, fremden Meeren, das Auge fest auf den unwandelbaren Himmelspol gerichtet, furchtlos steuert und endlich durch diesen untrüglichen Wegweiser den ersehnten Hafen findet, so können auch wir, selbst auf dunklen und verschlungenen Lebenspfaden, und wenn uns die Jahre auch noch so schnell verrauschen, ohne Zagen furchtlos weiterschreiten, wenn wir „nicht vergessen, was man so gern vergißt, daß diese arme Erde nicht unsre Heimat ist,“ wenn wir uns alle Morgen gegenwärtig halten:

„Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit,
Betreten nur als eine Brücke
Zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.“

Wie jedoch nur der Schiffer am Himmelspole einen sichern und untrüglichen Wegweiser hat, der seinen Kompaß und seinen Sextanten zu handhaben versteht, weil der Himmelspol nicht unmittelbar das Steuer

* Stürzte 1880 von einem Felsen an der Bschopau ab und starb infolgedessen.

lenkt, so können auch wir als Pilger die Welt als Brücke, die uns zu unserm Herrn und Gott über den Strom der Zeit führt, nur dann froh- bereit betreten, wenn wir sie wohlberichtet betreten. War es nun aber die Aufgabe der Schule, Sie, liebe Abiturienten, die Sie heute aus ihrer Hut und Fürsorge entläßt, so vorzubereiten und auszurüsten, daß Sie den Gang durchs Leben frohbereit antreten können, so mag auch diese letzte Stunde noch an diese Aufgabe anklingen; wie der treue Henner dem Ivo noch einen letzten wohlgemeinten Rat ins Ohr raunt, bevor dieser aufs Roß sich schwingt, um den Kampf mit dem Ismaeliten zu wagen,* so möchte auch ich auf Grund meiner Lebenserfahrung Ihnen noch einen letzten guten Rat mit auf den Weg geben.

Ich darf wohl annehmen, daß Sie sich noch des Themas erinnern, das vorm Jahre in dieser Stunde behandelt wurde. Wir fanden als Antwort auf die Frage, warum so mancher junge Lehrer nicht den Erwartungen entspricht, die die Schule von ihm hegen durfte: Weil er die neugewonnene Freiheit und Selbständigkeit mißbraucht, weil er, anstatt innerhalb sittlicher Schranken sich frei zu bewegen, der Willkür sich hingiebt, wodurch er, anstatt frei zu werden, umgekehrt nur Sklave seiner Neigungen, Launen und Leidenschaften wird. Wir kamen zu dem Resultate, daß es überhaupt ein Grundfehler ist, wenn junge Leute, die selbständig werden, meinen, sie müßten die Brücke hinter sich abbrechen und in jeder Beziehung nun ungefähr das Gegentheil von dem thun, wozu sie zeither angehalten wurden. Das ist immer eine schwere Verirrung, und der Augenblick, in dem der Verirrte gewahr wird, daß er sich vom Ziele mehr und mehr entfernt, anstatt sich ihm zu nähern, kommt sicher; leider aber manchmal so spät, daß eine Umkehr schwierig, wenn nicht gar unmöglich geworden. Gott behüte Sie davor in Gnaden! Er wird Sie bewahren, wenn Sie die edelste Gabe, die der gütige Gott uns armen Sterblichen verliehen hat, die Vernunft, mit Umsicht und Demut Ihr Lebenlang gebrauchen, und sie zu allernächst zur Erkenntnis und Beherrschung der neuen Verhältnisse, in welche Sie Gott stellen wird, benutzen. So verschieden diese nun für jeden einzelnen unter Ihnen auch sein werden, wenn man sie nur äußerlich ansieht, so ist doch kein Zweifel, daß alle jungen Lehrer vermöge der Gleichartigkeit ihres Berufes in der Hauptsache den gleichen Einwirkungen gegenüberstehen, weshalb ich nur an die Zeit zurückzudenken brauche, in welcher ich selbst den ersten Schritt ins Schulamt that, um für meine Ratschläge die sichere Unterlage der Wirklichkeit zu haben.

* G. Freytag, Brüder vom deutschen Hause S. 267.

1. Als ich mich als junger Kandidatus in meiner neuen Heimat einigermaßen wohnlich eingerichtet, bemerkte ich, daß mir gute Freunde, die ich nach dieser Seite hin noch gar nicht kannte, treu gefolgt waren; wenn ich aus der fremden Umgebung in mein mir auch noch fremdes Stübchen trat, grüßten sie mich immer still und vertraulich, sobald ich nur die Thür öffnete, und wenn ich Zeit fand, ihren Gruß zu erwidern, so war mirs immer bald traut und heimisch zu Mute. Sie knüpften die Fäden zwischen dem, was hinter mir lag, und der neuen Welt, in die ich eingetreten, sogleich sicher und fest, und wußten in hundert Fällen mir sofort zu raten, sobald ich nur richtig zu fragen verstand. Ich kenne junge Leute, die, wenn sie die Schule verlassen, nichts Eiligeres zu thun haben, als die Freunde, die ich meine, von sich zu stoßen. Um ein Spottgeld verschleudern sie ihre Bücher, oder sie werfen sie in einen Winkel, aus dem sie nicht winken und grüßen können. Ich kann solche junge Thoren nur bedauern, und wenn einer von Ihnen, liebe Abiturienten, die Genialität eines Pestalozzi besäße, ich würde ihm raten, dem großen Manne eher in allen andern Stücken nachzuahmen, nur nicht darin, daß ers darauf anlege, später mit Pestalozzi sagen zu können: Ich habe seit dreißig Jahren kein Buch gelesen; denn Pestalozzis tragisches Geschick erklärt sich ja eben zum guten Teile aus der Nichtachtung und Nichtbekauntschaft mit dem, was andere Gleichstrebende vor und neben ihm gethan. Es giebt zwar eine Art des Bücherlesens, die beinahe noch schlimmer ist, als keine Bücher zu lesen — nämlich Woche um Woche mit gesteigerter Geschwindigkeit nichtsnußige Romane und dergleichen zu durchblättern. Davor aber brauche ich Sie wohl kaum zu warnen. Doch will ich nicht unterlassen, auch heute nochmals darauf hinzuweisen, daß das Luthersche Wort: „Viel lesen thuts nicht, sondern gut Ding und oft lesen“ sich mir herrlich bewährt hat! Unterlassen Sie ja nicht, auch das, was in den Kreis Ihrer Schullektüre fiel, den Tell, die Iphigenie, Hermann und Dorothea und alles ähnliche von Zeit zu Zeit wieder zu lesen, es wird Ihnen jedesmal wunderbar neu vorkommen. Sollte das bei irgend jemandem nicht zutreffen, so wäre es ein Zeichen, daß in seinem geistigen Leben ein Stillstand eingetreten, daß er sich abgewandt hat von dem hohen und idealen Ziele, dem der Lehrer vor allem zustreben soll. Auf dem Wege zu diesem Ziele aber sind und bleiben gute Bücher eben so verlässliche als unentbehrliche Führer und Freunde. Lassen Sie diese nicht von Ihrer Seite!

2. Seltener als Bücherverächter trifft man unter den jungen Lehrern Sonderlinge, die sich auf den Umgang mit Büchern beschränken, die die lebendige Beziehung mit dem Leben, selbst mit den Kollegen,

meiden. Trotz großer Vorliebe für Bücher und einsames Studieren habe ich doch nie den Versuch gemacht, mich abzusondern, vielmehr ist mir der Umgang mit Kollegen vom Anfange meiner Lehrerthätigkeit an zu einer reichen Quelle der entschiedensten Förderung in meinem Berufe geworden.* Er hat mir zunächst die viva vox meiner Lehrer, die ich anfänglich so schwer vermißte, ersetzt, und mich auch in späterer Zeit und bis zur Stunde aufs mannigfachste angeregt und weitergebildet. Es ist aber mit den Kollegen und Freunden wie mit den Büchern, sie sind ungleich an Wert. Während man aber das schlechte Buch ungelesen lassen kann, drängt sich uns der falsche Freund, der Kollege, von dem man höchstens lernen kann, wie mans nicht zu machen, vielleicht gar auf, und man muß sich seiner erwehren. Hier aber, meine lieben Abiturienten, gilt es, mit aller Vorsicht und Umsicht zu handeln, trotz Jugend und geringer Erfahrung. Guter Rat ist in dieser Sache schwer zu geben, und noch schwerer ist es, ihn zu befolgen. In tausend andren Fällen ist es richtig, den goldnen Mittelweg zu gehen — hier nicht. Hier giebt's nur ein Entweder — oder. Denn auch der junge und bescheidene Lehrer stößt bei älteren Lehrern auf Ansichten, auf Gepflogenheiten, die er suaviter in modo zwar — doch fortiter in re zurückweisen muß, denen er auf keinen Fall auch nur halbwegs entgegenkommen darf. Was gegen die sittlichen Grundsätze verstößt und was klaren pädagogischen Erkenntnissen zuwider läuft, muß auch der Anfänger sich nicht einreden lassen, denn das sittlich Anstößige wird nicht unverfänglich dadurch, daß es ein Graubart verübt, und methodischer und erzieherischer Schlendrian bleibt Schlendrian, auch wenn er sich auf hundertjährige Gepflogenheit berufen sollte. Das sittlich Anstößige aber und das pädagogisch Falsche kann und soll auch der Anfänger genau und klar von seinem Gegenteil unterscheiden, wo und wann es ihm auch entgegengetreten mag, und wo er's findet, ist ihm entschiedene, wenn auch in der Form bescheidene Abwehr zu raten. Damit soll aber keineswegs dem absprechenden Wesen und dem Allesbesserwissenwollen mancher jungen Lehrer das Wort geredet werden. Wenn irgend jemanden, so ziert es den jungen Lehrer, schweigend zu hören und schweigend zu lernen von den erfahreneren und älteren Berufsgenossen, mit bescheidener Frage, der eigenen Einsicht in vielen Dingen mißtrauend, sich ihren Rat zu erbitten. Wie manches habe ich, im Herzen zweifelnd am Erfolge, auf den Rat erprobter älterer Kollegen in der Schule versucht, und der Erfolg hat mich belehrt, wie unbegründet meine Zweifel, wie wertvoll die Erfahrung

* Von denen, die nicht mehr am Leben, seien Ehrentraut und der treffliche Mönch in Zittau dankbaren Herzens genannt.

meiner Freunde war! Aber viele verschließen sich schon früh fremder besserer Einsicht, und oft ist mirs begegnet, daß ich bei andern dieselben Einwendungen vergeblich bekämpfte, von deren Unhaltbarkeit ich mich früher in ähnlicher Lage durch den Versuch überzeugt hatte. Eine ehrliche Probe in zweifelhaften Fällen mögen Sie immerhin machen! Der soll nicht von Grundsätzen reden, der keine zweifelhaften Fälle mehr anerkennen will, dem in der Erziehung und im Unterrichte alles so gewiß und sicher ist, wie das Einmaleins. Er kommt mir vor wie ein Feldherr, der behaupten wollte, jede Schlacht gewinnen zu müssen. Mein Rat demnach für den Umgang mit Ihren künftigen Kollegen geht dahin: Trau, schau, wem? Den tüchtigen und erfahrenen suche dir als Freund zu gewinnen durch bescheidene Gelehrigkeit; er wird nie verlangen, daß du deine eigne Meinung gegen die seine blind eintauschen sollst; viel eher wirst du gewahr werden, daß auch er immer noch lehrend lernt, und daß er in manchen Punkten selbst die Ansicht und das Wissen eines Anfängers, der eben frisch von der Quelle kommt, gar wohl zu schätzen und zu respektieren weiß. Bocht einer dir gegenüber aber immer nur darauf, daß er bereits ein Menschenalter geschulmeister habe, hat er auch dem bescheiden auftretenden jüngeren Genossen nichts weiter entgegenzusetzen als sein Dienstalter — so ehre dieses sein Alter, aber zum Vorbild nimm ihn nicht, auch diskutiere nicht mit ihm — es muß auch solche Klauze geben! Über den Umgang mit den Leuten, die nicht zu Ihren Berufsgenossen gehören, kann ich mich kürzer fassen. Die Ihnen an Lebenserfahrung überlegen sind oder an Kenntnissen, die sollen Sie auffuchen, immer vorausgesetzt, daß es ehrliche und gottesfürchtige Leute sind. Sie werden da zwar nicht immer das Wort zu führen haben, aber es ist der einzige sichere Weg, dereinst in männlichen Jahren in Ihrer Gemeinde dahin zu gelangen, daß Sie ohne Ruhmredigkeit von sich sagen können: „Nennt man die besten Namen, wird auch der meine genannt“. Wohl Ihnen dann, und wohl der Gemeinde, die Sie den Ihren nennt!

3. Zu guterleht möchte ich Sie noch im Geiste in Ihre Schulstube begleiten. Dort werden Sie hoffentlich zuerst heimisch. Man hat ja wohl als Seminarist schon hier und da einen Borschmack davon, wie glücklich ein rechter Lehrer sich dort fühlen kann; aber es ist eben nur ein Borschmack, und ich wünsche nur, daß Sie alle — und recht bald, die volle Erfahrung machen möchten! Ich glaube, ich bin den ersten Vormittag* mit meiner ersten Klasse, einer dritten Knabenklasse zusammengewachsen; ich habe wenigstens nicht die Vorstellung, daß das irgend

* Am 31. März 1856.

eine merkliche Zeit gedauert hätte. „Hier sind Ihre Knaben,“ sagte der Direktor B., mit etlichen dreißig munteren Jungen die Treppe herabkommend, zu mir, der ich vor der Thür der mir angewiesenen Klasse stand. Sprachs und verschwand, und die Knaben gingen mit mir Neuling in die Klasse. Mir war vielleicht so eigentümlich zu Mute, wie ihnen; aber das haben sie wohl in der ersten Stunde gefühlt, der Lehrer meints gut mit uns, denn ich habe sie von der ersten Stunde an allezeit willig gefunden. Zunächst hatte ich aber auch mancherlei von ihnen zu lernen! Diesen zehnjährigen Knaben nämlich war der ganze streng gehandhabte äußere Schulmechanismus, der mir erst vom Hörensagen bekannt war, den ich aber aufrecht erhalten sollte, ganz geläufig, ja selbst manche methodische Mechanismen, die mir fremd waren, die ich aber schulplanmäßig üben sollte, z. B. das Takttschreiben, beherrschten sie sicher. So glich ich manchmal einem Reiter, der den Pfad nicht genau kennt, den aber sein wegfundiges Pferd, das er weise nur ganz leise am Zügel hält, ans Ziel bringt. Aber nicht nur als Anfänger und in so außerordentlicher Lage habe ich von den Kindern gelernt, nein immer und bis zu dieser Stunde lernte ich von meinen Schülern. Auch von Ihnen habe ich gelernt, und ich gestehe Ihnen das gern, mit dem Wunsche, daß es Ihnen auch gelingen möge, fortdauernd von Ihren Schülern zu lernen. Es giebt Lehrer, die davon keine Ahnung haben, ja, die es vielleicht übel nehmen würden, wollte man ihnen sagen, du mußt von deinen Schülern lernen! Diese sich gewissermaßen unfehlbar dünkenden Lehrer werden nicht stutzig, wenn öfter die ganze Klasse nicht zu antworten vermag, oder wenn manchmal alle schriftlichen Arbeiten mißraten. Es kommt ihnen nicht in den Sinn, daß sie die Schuld daran tragen, sie zanken tapfer die ganze Klasse aus, oder ergehen sich in Klagen über sinkenden Fleiß und abnehmende Begabung. Noch weniger bemerken sie, daß die Antwort, die sie kurz mit: „Falsch, der Folgende“ zurückweisen, in ihrer Art richtig war, daß der Knabe etwas für ihn Folgerichtiges gesagt hat, wenn nicht gar die unbestimmte Frage überhaupt auch die gegebene Antwort zuließ. Berfehlungen der Kinder werden einfach bestraft, das nächste Mal härter; aber es kommt dem Meister der Schule nicht bei, den Quellen der Berfehlung nachzuspüren und diese zu verstopfen. Insbesondere ertönt oft die Mahnung: „Wollt ihr achtgeben!“ „Wollt ihr ruhig sitzen!“ Immer wieder jedoch sind die Kinder un aufmerksam, immer wieder werden sie unruhig, bis etwa der Stock auf eine Weile äußerlich die Ruhe herstellt. Wie dauert mich ein solcher Lehrer, der nichts von den Kindern lernt! Wie dauern mich die Kinder, denn sie werden bei einem solchen Lehrer auch nicht viel lernen!

Betrachten Sie ja die Kinder als ein empfindliches Instrument, als einen Multiplikator, der die Schwankungen Ihres Lehrgeschicks jederzeit sicher anzeigt. Die falschen Antworten sind die kleinen Ausschläge, die den Lehrer immer zur Aufmerksamkeit auffordern müssen. Unaufmerksamkeit und allgemeine Fehlerhaftigkeit der Arbeiten aber sind sichere Zeichen, daß die Gesamteinwirkung des Lehrers abgeändert werden muß, wenn der Multiplikator wieder zur Ruhe kommen soll!

Auf diese wenigen Ratschläge beschränke ich mich. Sie werden Ihnen kaum neu sein. Ich verspreche mir aber davon einige Wirkung, da Sie nun jeden Tag in die Lage kommen können, sich ihrer zu erinnern, und ich hoffe, daß Sie dann mit Ivo sagen werden: „Ihr habt gut geraten!“

Du aber, treuer Gott, der du uns diese Jünglinge anvertraut hattest, daß wir sie dir zum Dienste in deinem Weinberge geschickt machten, habe Dank, daß unsre Arbeit an ihnen nicht vergeblich war! Wir senden sie nun in deinen Weinberg, nimm sie gnädig an; hilf ihnen, wenn ihre Kraft noch schwach; gib denen Geduld, die warten müssen, bevor sie gerufen werden. Allen aber, die es redlich meinen, laß ihr Werk gelingen, dir zur Ehre, ihnen und uns zur Freude. Amen.

(Deutsche Schulpraxis 1885 Nr. 17.)

4. Die Pädagogik eine edle Kunst, aber ein elendes Handwerk.

Ostern 1886.

„Geh wir nun weiter schreiten, halte still und sieh' dich um.“ Dieses Wort des welterfahrenen Goethe gilt uns allen heute ganz besonders, Ihnen, liebe Abiturienten, die Sie wirklich weiter schreiten aus diesem Hause und aus dieser Gemeinschaft, und uns, liebe Kollegen und liebe Schüler, die wir wenigstens aus einem Schuljahre ins andre schreiten. Folgen wir diesem: Halte still und sieh dich um! Ich nehme aber in Ihrem Interesse, liebe Abiturienten, das „Sieh dich um“ in dem Sinne: Überschaue, was nun vor dir liegt. Zu einer Umschau im Sinne einer Rückschau ist Ihr Standpunkt nicht geeignet, Sie stehen noch zu nahe; erst in größerer räumlicher und zeitlicher Ferne werden Sie unbefangen und im Zusammenhange begreifen und schätzen lernen; was hinter Ihnen liegt: Ihre Studienzeit als die schönste Hälfte Ihrer Jugend. Was nun vor Ihnen liegt — das ist der Anfang eines Lehrerlebens.

Ist es Glück, ist es Leid, was Ihnen damit beschieden? Diese Frage tritt uns in dieser Stunde besonders nahe. Suchen wir nach der Antwort, so wird uns zunächst jeder, der in der Geschichte Bescheid weiß, sagen, daß diese Antwort zu allen Zeiten widersprechend gelautet hat. Dem Horaz erscheint es als das traurigste Los, das einem Menschen beschieden sein könne, im Alter draußen in der Vorstadt Knaben die Grammatik lehren zu müssen. Der Korinther Keniades hingegen bekennt, mit dem Sklaven Diogenes, den er als Lehrer seiner Söhne gekauft, sei gleichsam ein guter Geist in sein Haus eingezogen, und die Söhne pflegen, zu Männern herangewachsen, diesen ihren alten Lehrer, dem der Vater längst die Freiheit geschenkt, und bereiten ihm, dem Heimatlosen, ein ehrenvolles Grab. Es wäre leicht, eine fortlaufende Kette solcher sich widersprechender Urteile oder Thatsachen anzuführen; ich begnüge mich, noch ein Beispiel aus neuester Zeit anzuziehen. Ein berühmter Professor der ersten Hochschule im deutschen Reiche hat neulich vom Lehrerstande gesagt, „daß infolge seiner Halbbildung Unzufriedenheit in ihm herrsche, und daß Unzufriedenheit durch ihn gesät werde.“ Dagegen versichert der Unterrichtsminister des größten deutschen Staates, „er kenne keinen Beruf, der in sich das Maß der Befriedigung hätte, wie der Lehrerstand; nirgends sei die Pflichterfüllung von reicheren Früchten begleitet, als innerhalb des Elementarlehrerstandes.“ Wenn verständige Männer in ihrem Urteile so weit auseinandergehen, darf man immer annehmen, nicht daß die Wahrheit in der Mitte liegt, sondern daß sie — beide recht haben. Es ist in der That auch in unfrem Falle so, und die Lösung des Rätsels liegt in dem alten Satze, daß die Pädagogik eine edle Kunst, aber ein elendes Handwerk ist. Aus dieser Thatsache erklärt sich ebensowohl das Grauen des Horaz vor dem elenden Handwerk eines Grammatiklehrers, als der „gute Geist“, der mit dem der edlen Kunst des Lehrens und Erziehens mächtigen Diogenes in das Haus des Keniades eingezogen war; daraus erklärt sich die Unzufriedenheit, die heute noch manchen Lehrer verzehrt, nicht minder, als der stille Friede, der über das Wesen der Lehrer ausgegossen ist, die in ihrem Berufe auch das Glück ihres Lebens gefunden haben. Auch an Ihnen, liebe Abiturienten, wird sich das Wort bewähren. Sie werden sich in Ihrem Berufe glücklich fühlen, wenn Sie seine ideale Seite täglich mehr erfassen, oder Sie werden die Schar der Unzufriedenen vermehren, wenn Sie dem handwerksmäßigen Betriebe desselben verfallen. Die Gründe, auf die sich diese meine Voraussage stützt, werden Ihnen zwar nicht ganz neu sein, ich möchte sie Ihnen aber gerade in der gegenwärtigen Stunde noch einmal vor die Seele führen. Sie werden uns klar werden, wenn wir uns das Verhältnis des Lehrers zu den Kindern

und seine Amtsthätigkeit vor Augen stellen, je nachdem er seinen Beruf handwerksmäßig oder künstlerisch betreibt.

1. Bergegenwärtigen wir uns zunächst, wie dem Lehrerhandwerker sein Material, wie ihm die Kinder erscheinen. Es ist des Mlagens kein Ende. Die Knaben sind ihm zu wild, die Mädchen zu empfindlich; die Begabten erscheinen ihm dreist und unverschämt, die Schwachen erregen täglich seinen Zorn. Alle fürchten ihn oder stehen ihm wenigstens fremd gegenüber. Er hat nichts als Ärger von ihnen, denn sie lassen ihn gewiß im Stiche; wenns einmal zum Treffen kommen soll, versagt der Mechanismus. Dazu kommt häufiger Streit mit den Eltern, weil es ohne Fehlgriffe und Härten nicht abgeht, wenn alle Kinder nach einer lieblosen, mechanischen Schablone behandelt werden.

Anders der Lehrer, der sich bemüht, in das Wesen des kindlichen Geistes mehr und mehr einzudringen. Wie weiß er hier sicher den Übermut zu dämpfen, ohne die frische Kraft zu hemmen, und da behutsam den glimmenden Funken zur wirklichen Flamme anzufachen und ganz allmählich zu verstärken; wie schlagen ihm bald auch die Herzen entgegen, wie bald weicht alle Furcht einer unbegrenzten Achtung und kindlichem Vertrauen. Vertrauensvoll und lernfreudig klingt schon der Gruß der Kleinen dem in die Klasse tretenden Lehrer entgegen; der Ärger ist bei ihm ein seltner Gast und vermag sich nicht lange zu halten; die jugendliche Munterkeit schlägt nicht in Ausgelassenheit und Roheit um; es macht sich entschieden das Bestreben bemerklich, den Lehrer nicht mutwillig zu ärgern. Die munteren Mädchen der Freundin und Gehilfin Pestalozzis, Rosette Kasthofer, beschloßen, während einer längeren, durch Krankheit veranlaßten Abwesenheit ihrer verehrten Lehrerin auch die kleinste Ausgelassenheit zu meiden, damit bei ihrer Rückkehr keine Klage sie betrübe. Und sie hielten Wort. Das passiert freilich einem Lehrer, der in seinen Kindern nur seine Quälgeister sieht, niemals. Es ist aber doch wohl kein Zweifel, daß es leichter und angenehmer ist, mit willigen, folgamen Kindern zu verkehren als mit widerwilligen und unartigen. In dem einen oder dem andern Falle zu sein ist fast ausschließlich die Sache des Lehrers. Es taucht aber vielleicht bei einigen der Zweifel auf, ob auch bei Kindern ungebildeter Eltern ein so ideales Verhältnis, wie es eben angedeutet wurde, möglich sei. Darauf ist zu antworten: die Erfahrung in Schulen lehrt, daß die Kinder der unteren Stände dem Lehrer im allgemeinen keine größeren Schwierigkeiten bereiten, als die Kinder der Wohlhabenden und Reichen. Ehrenhafte Gesinnung und gottesfürchtige Eltern findet man auch in den ärmeren Volksschichten. Ja der Lehrer armer Kinder hat noch einen Vorteil voraus: vor allem wissen nämlich

die Kinder, denen es versagt ist, von einem liebenden Mutterauge behütet zu werden, oder die im elterlichen Hause Unfrieden und raube Behandlung erfahren müssen, die Liebe ihres Lehrers doppelt und dreifach zu schätzen. Ihr junges Herz ist liebebedürftig, und wie einst die armen Waisenfinder den Vater Pestalozzi durch ihre Anhänglichkeit und Liebe beglückten, so hat es heute noch jeder Lehrer der Armen in der Hand, ein Hort der wirklichen und der thatsächlichen Waisen zu werden. Darin aber liegt für den ideal gesinnten Lehrer eine unerschöpfliche Quelle reinsten Glückes, die freilich der Lehrerhandwerker niemals entdecken wird.

2. Fragen wir weiter nach der Art, wie der Lehrerhandwerker sein Geschäft betreibt. Da tritt es uns abermals entgegen, wie übel er daran ist. Jahraus jahrein das ABC lehren zu müssen oder ähnliche Elemente des Wissens, tagaus tagein einprägen zu müssen, was morgen wieder ganz oder teilweise vergessen ist, immer dieselben Fehler rügen und immer gegen dasselbe Ungeschick kämpfen zu müssen — wie langweilig, wie geisttötend ist das! Kein Wunder, daß der Lehrerhandwerker seufzend an sein Geschäft geht, daß sich ihm die Stunden endlos dehnen, daß er jedermann glücklicher schätzt als sich selbst.

Auders der Lehrer, für den Comenius und Francke, Salzmann und Pestalozzi nicht umsonst gelebt. Wohl hat auch für ihn die Arbeit des Lehrens eine mechanische Seite, der auch er nur mit gewissenhafter Geduld beizukommen vermag; aber sie birgt für ihn, wie für jeden, der sie mit Geist anzufassen versteht, auch eine Welt unerschöpflichen Interesses, das sich täglich erneut. Wie kein Baumblatt je einem andern völlig gleicht, so gleichen sich auch niemals zwei kindliche Geister völlig, noch weniger gleicht je eine Schulkasse der andern. Der Lehrer nun, der seines Stoffes und der Methode mächtig ist, wird niemals gezwungen sein, sich oder andre bloß zu wiederholen; immer wird durch die lebendige Wechselwirkung von Geist zu Geist ein Neues entstehen, wie das kaum in einem andern Berufe vorkommen kann. Dies wird noch deutlicher, wenn man in Betracht zieht, daß der äußerlich zu Tage tretende Erfolg des Unterrichts, der sich als Wissen und Können erkennen und messen läßt, gar nicht die einzige, ja nicht einmal die hauptsächlichste Frucht der Lehrerthätigkeit ist, wenn er auch oft dafür gehalten wird, daß vielmehr die Weckung der geistigen Kraft der Kinder, die Erregung eines fortwirkenden, vielseitigen Interesses in ihren Gemütern die bedeutendste und wertvollste Gabe ist, die sie ihrem Lehrer danken. Zu beobachten, wie sich dieser Prozeß in dem Geiste verschieden beanlagter und verschieden gearteter Kinder vollzieht, ist der Hauptreiz der Berufsthätigkeit des Lehrers, weil seine Methode darauf den größten und entschiedensten Einfluß hat,

der sich in Stadt und Land, bei kleinen und großen Kindern, bei armen und wohlhabenden verhältnismäßig gleich bleibt. Von dieser Seite kommt auch die Wahrnehmung, die des treuen Lehrers Gemüt am meisten erquickt, daß viele Schüler ihm lebenslang, wie die Söhne des Xenokrates dem Diogenes, ein dankbares Gedenken bewahren. Wer selbst den Wert empfindet, der aus geistiger Arbeit, aus dem „Selbstkönnen“ entspringt, der vergißt dessen nicht, der ihm dazu verholfen; bei jedem Fortschritte, den er macht, muß er ja seiner gedenken. Bei den Juden genießt deshalb der Lehrer sogar gesetzlich höhere Achtung wie der Vater, und auch ein rabbinischer Ausspruch besagt, daß der in Wahrheit und im eigentlichen Sinne Vater eines Kindes sei, der den Geist desselben gebildet habe. Wenn das auch in orientalischer Weise übertrieben sein mag, so muß ich doch persönlich bekennen, daß immer, wenn die Versuchung an mich herantrat, dem unmittelbaren Lehrerberufe zu entsagen und in die Schulverwaltung einzutreten, die Erwägung für das Verbleiben in meinem Berufe den Ausschlag gegeben, daß kein anderer Beruf in sich ein gleiches Maß der Befriedigung trägt, als der Lehrerberuf, da es eben nur dem gewissenhaften Lehrer vergönnt ist, die Frucht seiner Arbeit in dem empfänglichen Gemüte der Jugend aufgehen, und verhältnismäßig rasch wachsen und reifen zu sehen.

3. Fragen wir endlich, wie der Lehrerhandwerker zur Gemeinde, zu den Eltern seiner Kinder, zur Kirche und zum Staate steht, so tritt uns abermals ein unerfreuliches Bild entgegen. Es ist ja zuzugeben, daß in diesem Leben für viele Menschen vielerlei zu wünschen übrig bleibt, und daß zu diesen vielen auch die Lehrer zählen, daß auch sie noch so manche und mancherlei Wünsche haben. Kein billig Denkender darf und wird es ihnen verargen, wenn sie dieselben auch kundgeben. Aber die „Unzufriedenen“ und die „Unzufriedenheit säen“, das sind nur die Lehrerhandwerker, die gegen die vielfachen Mängel, die sie in ihrem Berufe empfinden, kein Gegengewicht haben in der inneren Befriedigung, die der Lehrerberuf dem gewährt, der ihn idealer aufzufassen im Stande ist. Sie klagen immer und bitter über Mangel an Achtung, weil sie die stillen Zeichen der Achtung, die ihnen dankbare Schüler entgegenbringen, entweder nicht kennen oder für nichts achten. Sie hadern ewig um geringfügige Dinge, weil sie keine Vorstellung von der Weite und Größe der Aufgabe haben, die ihnen selbst im kleinsten Dörfchen gestellt ist. Sie sehen überall nur Mühe und Beschwerde, Schatten und Zurücksetzung, kümmerlichen Lohn und Verkennung und Undank, weil sie nur die mechanische und beschwerliche Seite ihres Berufes kennen, weil sie nichts erfahren von der Freude, die der echte Lehrer mit seinen

Kindern empfindet, wenn sie unermüdet vorwärts schreiten, weil ihr Sinn überhaupt nur auf das Äußere, Vergängliche, Richtige gerichtet ist. Darum gelangen sie auch nirgends zur Ruhe. Immer halten sie Umschau, ob nicht irgendwo etwas mehr Gehalt oder sonst ein Vorteil zu erhaschen sei; zufrieden werden sie nie, denn mit dem, was sie erreichen, wachsen auch ihre Bedürfnisse und Wünsche. Es wäre jedoch ungerecht, nicht zu bemerken, daß solche Unzufriedene und die Unzufriedenheit rings um sich verbreiten, in jedem andern Stande auch zu finden sind — aber es ist zuzugeben, daß sie dem Lehrerstande aus naheliegenden Gründen besonders zur Unzierde gereichen. Doch bilden sie keineswegs die Mehrheit, vielmehr darf nicht verkannt werden, daß es zu allen Zeiten und in nicht geringer Zahl Lehrer gegeben hat, die um geringen Lohn und in bescheidenster Lebensstellung willig ihre beste Kraft der Jugend geweiht haben, zufrieden mit dem Lohne im eigenen Busen und mit dem Danke, den sie im Druck der Hand und im Glanze der Augen ihrer ehemaligen Schüler verspürten. Ohne Zweifel waren es immer Meister ihres Faches.

Aber es würde der Wahrheit und Wirklichkeit nicht entsprechen, wollten wir uns verschweigen, daß noch ein Faktor vorhanden sein muß, wenn Sie, liebe Abiturienten, die Schar dieser Ehrenmänner vermehren wollen, wenn Ihnen der Eintritt in den Lehrerberuf Glück und nicht Leid bringen soll: nämlich daß Sie sich dünken lassen, als dienen Sie Gott und nicht Menschen. Das ist höchster Idealismus, dem nachzustreben noch niemand, insbesondere noch keinen Lehrer gereut hat. Zwar ist die Erde überall des Herrn, und jeder Mensch soll sich dünken lassen, daß ihm Gott seine Stellung und seinen Beruf zugewiesen; thut er es nicht, geht er murrend und widerwillig an sein Geschäft, so wird es ihm nicht glücken, er wird an sich und an seinem Berufe keine Freude haben, und niemand wird Freude an ihm haben. Wenn aber ein Lehrer, ein Arbeiter im Weinberge des Herrn, im Reiche des Geistes, sich nicht bewußt ist, wem er zu dienen berufen, wenn er nur auf das Irdische sieht, nur auf seinen vergänglichen Vorteil bedacht ist, da kann es nicht fehlen, daß Neid und Mißgunst sein Gemüt erfüllen, denn er wird immer Leute entdecken, die es besser haben, wie er, die mehr Reichtum, mehr Ehre mühelos erwerben. Und wenn ein Lehrer es gar vergißt, daß sein Herr und Meister das Wort gesprochen: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, und dazu das Wehe über den, der sie zur Sünde verführt — dann steht es schlimm — schlimm mit der Schule, der so ein Mietling vorsteht, aber noch schlimmer mit diesem Mietling selber! Gott bewahre Sie in Gnaden, daß Sie allesamt als treue Arbeiter und nicht als Mietlinge dereinst erfunden werden

mögen an jenem Tage, an dem wir alle werden Rechenschaft ablegen müssen, wie wir gehandelt haben.

Nun wohl an, die Bahn ist frei. Vor Ihnen liegt der Beruf, den Sie sich gewählt, zu dem Sie sich ohne Ausnahme mit anhaltendem Fleiße und löblichem Eifer bei uns vorbereitet haben. Das verbürgt einen guten Anfang. Aber das Leben erst bewährt den Mann, und jeder ist seines Glückes Schmied. Sie werden sich aber mit Gottes Hilfe bewähren und Sie werden im Lehrerberufe das Glück Ihres Lebens finden, er wird Ihnen täglich lieber werden, wenn Sie sich seiner idealen Seite mit aller Kraft unentwegt zuwenden, wenn Sie sich hüten, je in die Bahn des bloßen Handwerks einzulernen, und wenn Sie sich vom ersten Tage an fühlen als Arbeiter im Weinberge des Herrn, wenn Sie sich dünken lassen, als dienen Sie Gott und nicht den Menschen. Dazu helfe Ihnen der treue Gott in Gnaden! Amen.

Ich entlasse Sie aus dem Verbande unsrer Anstalt, nicht aber aus dem Bereiche meiner Sorge und Liebe!

5. Der Lehrer im Kampfe gegen die Sozialdemokratie.

Ostern 1890.

Liebe Amtsgenossen, liebe Schüler, liebe Abiturienten insbesondre! Indem ich mich anschicke, Ihnen, liebe Abiturienten, ein Wort des Abschieds zu sagen, drängt sich mir zunächst die Wahrnehmung auf, daß zwischen unserm Thun und Treiben, und dem, was inzwischen in der Welt geschieht, ein gewaltiger Gegensatz besteht. Während wir nach regelmäßiger und ruhiger Tagesarbeit, ebenso regelmäßig und ruhig an den Abschluß eines Jahres gelangt sind, das zwar für jedermann bedeutungsvoll ist, aber immerhin für keinen ganz Unerwartetes, ganz Unvorhergesehenes bringt, gehen in der Zeit, in der wir leben, offenbar große und gewaltige Veränderungen vor. Sie hat alle Merkmale einer Übergangszeit, der Abschluß einer Entwicklungsperiode und der Anfangspunkt einer neuen treffen im gewaltigen Ringen zusammen. Der Ausfall der Wahlen zum deutschen Reichstage, der Rücktritt des eisernen Kanzlers, die Beratungen der Vertreter der Industriestaaten Europas in der Reichshauptstadt über die Arbeiterverhältnisse — sind Ereignisse, die jedes für sich schon alle Welt in Spannung setzten, und die eine Welt von Besorgnissen und Hoffnungen, Ratschlägen und Mutmaßungen bei Freund und Feind

erregt haben, daß kein Örtchen so klein, kein Winkel so entlegen ist, daß er nichts von diesem Wellenschlage, mit dem sich die neue Zeit brausend ankündigt, vernommen, daß die Kunde davon schon bis zu den Kindern gedrungen ist. Nun stehen wir zwar allesamt diesen Ereignissen nur als Zuschauer gegenüber, und meine Politik kann lediglich dahin gehen, acht zu geben, daß in diesem Hause ein jeder seine Lektion lerne; wenn ich aber dennoch in dieser Stunde die Aufmerksamkeit auf diese Dinge lenke, so habe ich dazu guten Grund. Sie, meine jungen Freunde, treten aus den schützenden Mauern dieser Anstalt hinaus „ins feindliche Leben“, Sie werden, wie jeder erwachsene Deutsche, persönlich auch mit den politischen Fragen in Berührung kommen, Sie werden aber auch, was viel mehr sagen will, amtlich in der Lage sein, auf die Entwicklung der zukünftigen Dinge fördernd oder hemmend einzuwirken, jeder als einer der ungezählten Faktoren, aus denen sich das große Fazit, das die Weltkinder Kulturentwicklung, die christlich Gesinnten das „Reich Gottes auf Erden“ nennen, zusammensetzt. Ich denke hier nicht an den Teil Ihrer Arbeit, der gesetzlich geregelt ist, der amtlich beaufsichtigt wird, für dessen Erfolge mithin die Gesetzgeber verantwortlich sind; er kommt nur insoweit in Betracht, als es freilich auch dabei nicht gleichgiltig ist, ob einer darin sein Bestes giebt im Wissen und Können, oder ob er nur Mietlingsdienste leistet. Ich denke vielmehr an jenen schwierigeren und wichtigeren Teil der Lehrarbeit, der nicht kontrolliert, reglementiert, registriert und klassifiziert werden kann, den nur der leisten kann, dem es immer gegenwärtig ist, daß er Gott dient und nicht den Menschen, dem das hohe Ziel der Erziehung, in den Kindern das Bewußtsein lebendig zu machen, daß sie nach Gottes Bilde geschaffen sind, immer vor Augen steht, und der auch andererseits nicht müde wird, sich täglich mehr zu vervollkommen in allem, was einem Lehrer und Erzieher zu wissen und zu können not ist. Ein solcher Lehrer aber wird sich fragen: Ist es nicht auch deine Aufgabe, dem bösen Geiste entgegenzuarbeiten, der drohend und unheimlich ringsum aufsteht, der die Früchte nicht nur der christlichen, sondern aller und jeder Kultur zu vernichten droht? Ist es nicht auch dir möglich, den vaterlandslosen, gottlosen und familienlosen Lehren entgegenzuarbeiten, denen die Menge jetzt mehr und mehr ihr Ohr leiht, weil sie gern glaubt, was sie wünscht? Sollte es nicht gelingen, die Betrüger entlarven zu helfen, die da sagen, wenn man ihnen nur folge, werde der Unterschied zwischen reich und arm aufhören, und jeder werde in gleicher Weise Anteil am Lebensgenusse haben? Es wäre schlimm, müßten wir auf diese Fragen mit Nein antworten, oder dürfte man uns mit Recht entgegen: Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz. Wohl kann eine

Gegenwirkung auf Erfolg rechnen, wenn wir uns auch der Natur der Sache nach nur auf einen kleinen Kreis beschränken müssen; denn jeder Feind wird mit den Waffen überwunden, mit denen er uns angreift. Und es ist wohl unsres Amtes, Irrlehren zu bekämpfen, die nicht nur unchristlich, sondern auch inhuman sind, die das Glaubensbedürfnis des Menschen mit einem verderbenbringenden Inhalte erfüllen. An drei Punkten können wir meines Erachtens den Angriff aufnehmen. Der Gegner rühmt sich, kosmopolitisch zu sein, das heißt auf gut deutsch, er ist vaterlandslos; denn wer überall zu Hause ist, der hat eben keine Heimat. Er giebt ferner vor, die Religion sei eine bloße Privatsache; das ist ein Euphemismus für seine Gottlosigkeit und ein Beweis dafür, daß ihm die Gottlosen, die sich mit der Religion gar nicht erst befassen, am liebsten sind. Endlich hat der Gegner seinen Hauptbundesgenossen an der Lieblosigkeit und dem Egoismus, den man leider nur zu oft an denen bemerken muß, denen Gottes Güte das irdische Los lieblicher fallen ließ. Auf diese drei Punkte werden wir unsre Aufmerksamkeit zu lenken haben. Wir müssen uns freilich von vornherein darüber klar sein, daß die Hauptschwierigkeit darin liegt, daß wir einen falschen Glauben zu bekämpfen haben. Handelte es sich bloß um die Widerlegung einer irrigen Lehre und Meinung, so wäre die Sache unendlich viel leichter.

1. Die erste Blöße also, die sich unser Gegner giebt, ist sein falscher Kosmopolitismus, seine Allerweltsfreundschaft; ihr haben wir zunächst entgegenzuarbeiten und einen gesunden Patriotismus an ihre Stelle zu setzen. Aber wäre das nicht unchristlich, ist nicht das Christentum kosmopolitisch? Ohne Zweifel, aber vor der Hand dürfen wir noch dem Apostel Paulus folgen, der sich im gegebenen Falle auf sein römisches Bürgerrecht berief, und der uns lehrt, Gutes zu thun jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen. Und ich sollte meinen, es müßte heute nicht schwer sein, in die jungen deutschen Herzen ein lebhaftes Vaterlandsgefühl zu pflanzen, da wir nun, Gott Lob, ein herrliches, freies und mächtiges Vaterland haben. Wenn Schiller noch fragen konnte: „Deutschland! Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden,“ so könnten ihm jetzt die Südseeinsulaner und die Neger in Ostafrika guten Bescheid geben, und wir können die herrlichen Worte, die er seinerzeit einem Schweizer in den Mund legen mußte, stolzen Herzens unsern Rüdiz vorhalten:

„Ans Vaterland, ans teure schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.“

Wenn Goethe noch behaupten konnte: „Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens,“ so dürfen wir heute sagen, er hat zu

unserm Glücke gewaltig falsch prophezeit. Auch kümmert es uns nicht weiter, daß Schiller behauptet hat, „den besten Staat erkenne man daran, daß man nicht von ihm spricht.“ Steht doch herrlich vor aller Welt die deutsche Nation und das deutsche Reich da, nachdem die Deutschen endlich den alten Hader und den engherzigen Partikularismus im Kampfe gegen den Erbfeind vergessen und begraben haben. Einem Banner schlagen vom Fels zum Meere alle deutschen Herzen mutig und stolz entgegen; und Straßburg, die wunderschöne Stadt, die der Feind in Zeiten der Schmach uns geraubt, und die das deutsche Volk, als es zum ersten Male sich erhob, noch in fremden Händen als Ausfallsthor und stete Bedrohung des Vaterlandes lassen mußte, sie ist wieder unser und „schützt die deutsche Landesmark“. Der Rhein ist für immer „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“. Man sollte es kaum glauben, daß man es in Deutschland dennoch wagen darf, zu behaupten, Straßburg hätte besser französisch bleiben sollen. Wo nur ein Funken von Vaterlandsgefühl ist, wird man es unserm Kaiser Dank wissen, daß er gesagt: Wir werden es erst herausgeben, wenn unser letzter Mann gefallen. Und ich hoffe immer, daß das alte Wort, quem deus perdere vult, eum dementat, an denen wahr werden soll, welche mit unglaublicher Verblendung sich ihres vaterlandslosen Sinnes schamlos rühmen. An diesem Punkte, sollte ich meinen, müßten auch die Leichtgläubigsten zuerst gewahr werden, daß es falsche Propheten sind, die ihr Vaterland verraten.

Ich habe nicht nötig, Ihnen auseinanderzusetzen, welche Mittel dem Lehrer zu Gebote stehen, die Kinder für unser Vaterland zu begeistern; aber ich wollte Sie gerade heute darauf hinweisen, welche hohe Bedeutung diese Seite Ihres Wirkens bei den gegenwärtigen Zeitläufen hat. An dem lebhaften Vaterlandsgeföhle, das die deutsche Schule in die Jugend pflanzt, werden die kosmopolitischen Irrlehren einen ernstesten Widerstand finden. Das gesunde Gefühl wird sich dagegen auflehnen, nachzusagen, daß das Blut unsrer Väter und Brüder umsonst geflossen, daß es Irrtum gewesen, Frankreich den alten Raub endlich wieder zu entreißen!

2. Einen wahren Todeskeim aber trägt die sozialistische Irrlehre in sich durch ihr Verhältniß zur Religion. Sie scheint das zu fühlen, denn die Führer wagen noch nicht, offen zum Atheismus, zur Gottlosigkeit aufzufordern. Zwar machen sie selbst kein Hehl daraus, daß sie für ihre Person Atheisten seien, weil sie leider darauf hinweisen dürfen, daß unter ihren Gegnern auch Atheisten zu finden sind. Aber dem Volke gegenüber sagen sie nur, es käme auf die Religion nichts an, sie sei Privatsache. So halten sie die Leute in dem Glauben, auch ein christlicher Mann könne ihnen folgen, und thatsächlich halten viele zu ihnen, denen

noch Zucht und Sitte, Kirche und Bibel etwas gelten. Aber es fehlt schon nicht an solchen, die sich im Standesamte als Atheisten einschreiben lassen, oder als Dissidenten, obwohl sie, wenn sie gefragt werden, nicht wissen, was das heißt. Und wenn kein Einhalt geschieht, wird es bald viele Deutsche geben, welche die Furcht, die einzig uns Deutschen ziemt, und die uns groß gemacht hat, die Gottesfurcht, auch nicht mehr kennen. Dann wehe uns; aber noch mehr ihnen. Denn das steht fest: Gott läßt sich nicht spotten.

Wer in seinem Herzen den Glauben an den lebendigen Gott trägt, dem ist es auch gewiß, daß nichts in der Welt, das sich gegen den göttlichen Willen richtet, Bestand haben kann; denn Gott ist entweder Gott, und es sind keine Götter neben ihm, oder er ist nicht. Daß er aber lebt, das zeigt die Welt, die seiner Allmacht Spiegel ist, und daß wir in ihm leben und sind, das lehrt uns unser Gewissen und die Erfahrung ungezählter Geschlechter, die vor uns lebten, unter denen die Gottesleugner immer nur einen verschwindenden Bruchteil gebildet haben. Es ist nicht schwierig, in den Gemütern der Kinder den Glauben an Gott zu beleben; er ist eben nur zu beleben, denn er ist ihnen eingepflanzt. Es ist immer noch so wie zu den Zeiten des Apostels Paulus: daß Gott sei, ist den Heiden und auch den Kindern offenbar, denn Gott selbst hat es ihnen offenbaret. Es kommt nur darauf an, sie anzuleiten, daß sie darauf achten, daß sie es wahrnehmen. Dieser Glaube aber allein, nur er allein ist im Stande, den Menschen zufrieden zu machen mit dem, was Gott ihm beschieden. Gerade diese Zufriedenheit aber aus den Herzen der Menschen zu reißen, befließigen sich die Führer der Sozialisten ganz besonders, sie erklären die Zufriedenheit für ein schmachvolles Laster. Nun, haben sie erst den Glauben an Gott aus dem Herzen gerissen, so ist die Unzufriedenheit schon da. Denn welcher Mensch hätte nicht Wünsche, die er nicht befriedigen kann? Die Geschichte von Rabots Weinberge wiederholt sich noch alle Tage. Schon Alexander aber ahnte, daß der bedürfnislose Diogenes nicht unglücklich sei. Und doch war das nur heidnische Zufriedenheit, denn Diogenes war nur deshalb zufrieden, weil er fast bedürfnislos war. Der Christ aber weiß, daß er, von der Güte Gottes getragen, alles besitzt; er braucht sich keines Besitzes zu entäußern, wenn er nur nicht vergißt, „daß nichts sein ist, wenn er alles wie ein ihm geliehene Gut ansieht, Geld, Gut, Weib und Kind, Weisheit und Reichthum so ansieht, als hätte er's nicht; dann nützet und brauchet er's um Gottes Willen als eine Gabe und Geschenk Gottes, so lange Gott will, und ist bereit, dasselbe wiederzugeben, wenn Gott will. So bleibet ihm Gott lieb im Geben und Nehmen, in Süßem und Saurem, Vielem

und Wenigem, im Haben und Darben.“ Eine sehr einfache Weisheit. Der sie gelehrt, hat sie im Leben bewährt. Es ist Valentin Weigel, der die kurfürstlichen Dukaten unter die Armen verteilte, der den weltmännischen Rat, „sie wegzugeben und doch zu behalten“, nicht verstand oder nicht verstehen mochte.*

Gelingt es uns, in den Herzen der Kinder den Glauben an Gott zu beleben, so dürfen wir sicher sein, daß damit den sozialistischen Irrlehren ein Hauptabbruch gethan wird. Denn dieser Glaube verurteilt niemand dazu, die Hände in den Schoß zu legen und zu warten, bis fremde Hilfe kommt. Er erlaubt uns, ja er verlangt, daß wir mit aller Kraft arbeiten, uns und unsern Kindern das irdische Los zu verbessern, aber er hält uns allezeit fröhlich und zufrieden mit dem, was Gott uns erreichen läßt, und macht, daß wir nicht scheel sehen, wenn Gott gegen andre gütiger zu sein scheint als gegen uns.

3. Und noch eins. Der Glaube, daß das Heil von dem sozialistischen Staate kommen wird, hätte keinen so riesigen Anhang erlangt, wenn die bestehende Unzufriedenheit ohne allen Grund wäre, wenn es keine hartherzigen Arbeitgeber, keine gemüthlosen Reichen, keine Egoisten unter den Vorgesetzten gäbe, wenn die christliche Liebe nicht gar so selten wäre! Das will man freilich nicht gern zugeben. Dem Fürsten Bismarck hat es nicht geringe Feindschaft eingetragen, daß er den Finger in diese Wunde gelegt. Und manche große Zeitung, hinter der die Vertreter des erbarmungslosen Reichthums stehen, hat ein gar saures Gesicht gemacht zu den Erlassen unsres Kaisers, die erkennen lassen, daß er den Arbeitern keineswegs in allen Stücken Unrecht geben möchte, und daß er verlangen wird, daß die Arbeitgeber auch weitere Opfer nicht werden scheuen dürfen, wenn den begründeten Beschwerden der wirtschaftlich Schwachen abgeholfen werden soll. Daß wir aber mit Zuversicht auf die weiteren Schritte unsres Kaisers blicken können, daß wir hoffen dürfen, es werde ihm gelingen, den Ausweg aus den Wirrnissen der Gegenwart zu finden, das ist darin gegründet, daß er offen und ohne Rückhalt auch für den Staat und für sich als Herrscher die christliche Liebe als oberste Richtschnur bezeichnet hat, daß er nicht nur den Bergleuten, sondern auch den Bergherren das Gewissen geschärft hat.

Nun gilt es, daß wir an unserm Teile, daß Sie, liebe Abiturienten, nun mit uns das Ihre thun. Da werden Sie unter den Kindern der armen Leute nicht wenige finden, die in ihrem Leben noch gar nicht

* Der Kurfürst hatte ihm geraten, wenn er die Dukaten nicht behalten wolle, könne er sie ja „jemand andern“ geben, in der Meinung, Weigel würde darunter sicher seine Frau verstehen.

erfahren haben, was Liebe ist, um deren jugendlich Herz schon eine harte Schale sich anzusetzen beginnt, weil sie von niemandem noch Liebe erfahren, weil sie immer nur im Wege waren, immer nur gestoßen und beiseite geschoben wurden. Überwinden Sie das anfängliche Mißtrauen, das Ihnen diese armen Kinder entgegenbringen werden, lassen Sie sich nicht zur Härte verleiten, wenn Sie nicht sogleich verstanden werden, wenn diese Bedauernswerten zunächst sich gleichgiltig oder gar kalt und höhnisch geben. Es dauert nicht lange. Denn kein Kind widersteht auf die Dauer dem freundlich-ernsten Blicke des Lehrers, kein Kind verkennt auf die Dauer das Wohlwollen, das aus dem Tone des Lehrers herausklingt. Und wenn diese zeither mißachteten und verächtlich behandelten Kleinen, denen von allen Seiten ungestraft unrecht gethan werden konnte, erst gewahr werden, daß in der Schule ein anderer Geist herrscht, daß der Lehrer mit Gerechtigkeit und Milde gegen jedermann waltet, daß nicht die reichen und vornehmen Kinder seine Lieblinge und die ärmlichen nur die Sündenböcke sind, so atmen und leben sie auf, und ihr Geist entfaltet sich. Sie zeigen auf einmal Gemüt und Treue, Hingabe und Anhänglichkeit, sie überwinden sogar die Schwierigkeiten, die ihren Fortschritten durch ihre bedrängte Lage entgegenstehen. Was aber die Hauptsache ist, sie haben die unvertilgbare Lebenserfahrung gemacht, daß es in der Welt Liebe giebt, die sich auch der Armen und Schwachen annimmt, die sie heraushebt aus ihrem Unvermögen. Ein Gemüt aber, das die Liebe an sich lebendig erfahren, ist nicht für das Gift des allgemeinen Meides und Hasses gegen jedermann, der sich anständig kleidet, empfänglich, und für die Lehre, daß der Reiche von Natur der Feind des Armen sei. Schätzen Sie es nicht zu gering, wenn Sie auch nur wenige Kinder auf diesem Wege gewinnen, es giebt in diesen Dingen keine geringen Erfolge. Der gute Hirte ist erfreut, das eine verlorene Schäflein wiedergefunden zu haben, und die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Denken Sie an Pestalozzi. Er starb mit dem Jammer im Herzen, daß seine Arbeit und Mühe vergeblich gewesen. So schiens auch. Den stolzen Tagen von Iserten waren wieder die stillen Stunden im Neuhofer gefolgt. Und doch ist seine Saat herrlich aufgegangen und hat weit über Vermuten tausendfältige Frucht getragen. Es giebt nur eine Erklärung für diese wunderbare Thatsache: die bei Pestalozzi waren, hatten ihr Herz an seinem Herzen voll Liebe entzündet, und das Feuer dieser Liebe zu den Kindern und Armen erlosch nicht wieder!* Wer nur die wunderthätige Methode

* Staatsrat Nicolovius schreibt an ihn: „Deine Bekanntschaft ist mir heilig, und die Tage, die ich mit Dir gelebt habe, so viele Jahre auch dazwischen liegen, wirken noch fort, wie eine fromme Wallfahrtsreise das ganze Leben eines Gläubigen heiligt.“ Morf, zur Biographie Pestalozzis IV, 181.

bei ihm gesucht, fand sich wohl enttäuscht, aber die in sein Herz geblickt, blieben ihm lebenslang treu verbunden.*

Möchten auch Sie, meine jungen Freunde, die Sie heute von uns gehen, nicht nur bereichert an Wissen und Können, sondern vor allem mit dem Gefühle von uns und unsrer Anstalt scheiden, daß bei allem Ernste, der Sie geleitet, doch die Liebe der Grundton der Harmonie war, die uns verband. Dann scheiden wir mit der Hoffnung, daß, so Gott seinen Segen giebt, Sie nicht vergeblich arbeiten werden, wenn auch die Zeit die ernstesten Anforderungen an Sie stellt, und mit der Hoffnung, daß wir im Geiste in Liebe verbunden bleiben, bis wir dereinst alle uns wiederfinden werden vor dem Throne dessen, der hier schon unser Herr und alleiniger Meister ist. Amen.

(Deutsche Schulpraxis 1890 Nr. 16.)

6. Unterwinde sich nicht jedermann, Lehrer zu sein.

Ostern 1893.

Liebe Amtsgenossen, liebe Schüler, liebe Abiturienten insbesondrer! Der heutige Tag steht unter einem guten Zeichen. Lehrer und Schüler können auf das verflossene Jahr mit einiger Befriedigung zurückblicken, denn nicht alle Jahre sind die Abgangsprüfungen so günstig ausgefallen wie diesmal, und nicht immer bot sich sogleich ein so reichlicher und verheißungsvoller Ersatz, wie bei der heurigen Aufnahmeprüfung. Auch das kann uns nur mit Genugthuung erfüllen, daß die oberste Schulbehörde nun bereits zum dritten Male unsre Anstalt mit dem höchsten Vertrauen beehrt, indem sie einen aus unsrer Mitte zur selbständigen Leitung einer Schwesteranstalt beruft. Aber es fehlt auch nicht an Schatten in diesem lichten Bilde, und der Ernst des Lebens schaut aus seinem Grunde uns an. Wir verlieren den von der hohen Behörde in so ehrenvoller Weise gewonnenen Mann, die Schüler werden seinen Unterricht und seine Anleitung nicht mehr genießen, sein tiefes Wissen und seine reiche Erfahrung kommen ihnen nicht mehr zu gute, und wir Lehrer verlieren den ersten aus unsrer Mitte, dessen besonnenes Urtheil und gemeinnütziges Wirken, dessen mannhaftes Wesen und amtsbrüderliche Gesinnung wir alle so hoch schätzen. Und wenn auch sein Platz in der

* Vergleiche die übrigen Briefe von Nicolovius, die von Ritter, Schwarz u. a. bei Morf a. a. O.

Schule und in unsrer Mitte wieder ausgefüllt wird, so wissen wir doch, daß ein voller Ersatz uns gar nicht werden kann, denn die langjährige Erfahrung, die er als köstliche Frucht seiner Arbeit unter uns mit sich nimmt, reißt dem Nachfolger erst langsam, und liebgewonnene Freunde wechselt man nicht wie ein Kleid.

Aber auch durch die Freude, die Sie, liebe Abiturienten, bewegt hat und noch bewegt, klingt ein ernsther Ton; denn einer, den sie alle lieb hatten und der so gern, ach so gern mit Ihnen um den Preis gerungen hätte, hat schon die letzte Prüfung bestanden, die uns allen noch bevorsteht, und es war Ihnen nicht einmal vergönnt, dem Frühvollendeten noch einmal die erkaltete Hand zu drücken. *Have pia anima!* Deiner werden wir immer voll Wehmut gedenken, bis wir dereinst uns wiederfinden da, wo kein Leid und kein Schmerz uns mehr berührt.

Endlich liegt es auch zu Tage, daß es zwar sehr erwünscht und hocheifrenlich war, daß eine so große Auswahl begabter und wohl-vorbereiteter Knaben bereit stand, die entstehende Lücke in unserm Hause zu füllen; aber wie viel Kummer und Sorge hat dabei die getroffen, deren Hoffnung auf Eintritt in die ersehnte Lebensbahn wir vernichten mußten; wie viel Schmerz und getäuschte Erwartung zitterte nach in den Briefen und Bittgesuchen, die mir seitdem zugingen!

Und so werden Sie es erklärlich finden, daß mir beim Nachsinnen über das, was ich Ihnen, liebe Abiturienten, zum Abschiede noch ans Herz legen könnte, immer wieder die Inschrift vor die Seele trat, die über dem Eingange der Schwesteranstalt zu Bauzen steht und die mir unlängst wieder, und zwar auch bei festlicher Gelegenheit, vor die Augen kam. Sie lautet:

Unterwinde sich nicht jedermann, Lehrer zu sein!

Dies Wort scheint zunächst auf unsre heutige Feier gar nicht zu passen, denn Sie sind ja nun für reif zum Lehramte erklärt worden; es scheint nur für die gesagt zu sein, die sich mit dem Gedanken tragen, Lehrer zu werden, oder etwa für einen, der sich nachträglich unfähig fühlt, Lehrer zu bleiben. Aber ich kann Ihnen sagen, daß ich mich selbst von dem Worte immer getroffen fühle, und daß ich wünsche, es stände auch über unserm Hause, und jeder der da aus- und eingeht, sei er Lehrer oder Schüler, hielte es sich von Zeit zu Zeit vor. Es enthält unzweifelhaft eine Gewissensfrage an jeden ernstern Lehrer, dieses „Unterwinde sich nicht jedermann, Lehrer zu sein“. Denn daß wir die Bestallung, das Anstellungsdekret als Lehrer in der Tasche haben, daß uns die Kinder und Schüler als ihren Lehrer grüßen und daß der Staat oder die Gemeinde uns als solchen bezahlen, das enthebt uns gar nicht der

Frage: Gehörst du zu denen, die sich unterwinden dürfen, Lehrer zu sein? Gehörst du zu denen, die auch vor streng prüfenden Augen diesen Ehrentitel behaupten dürfen, in dem Sinne, wie unser Herr und Meister sich auch Rabbi, das ist Lehrer, nennen ließ, und entsprechend dem Auftrage, den Petrus erhielt: „Weide meine Lämmer?“ Oder bist du nur ein Stundenhalter, ein Mietling, der den Lehrertitel eigentlich zu unrecht führt?

Es enthält also der Zuruf: Unterwinde sich nicht jedermann, Lehrer zu sein, für jeden, der dem Namen nach ein Lehrer ist, die Mahnung, es auch wirklich zu sein; er weist ihn unerbittlich auf die großen Schwierigkeiten hin, die der Lehrer bewältigen muß, wenn ihm dieser Zuruf nicht verhängnisvoll werden soll. Es verlohnt sich, glaube ich, für Sie, liebe Abiturienten, wenn ich dabei ein wenig verweile.

1. Die nächste Gefahr für den jungen Lehrer ist die, ein Mechanikus zu werden; ihr unterliegen viele. Das kommt zunächst daher, daß dem angehenden Lehrer zu allererst bewußt ist oder wird, daß ihm die Routine fehlt, die jeder ältere Lehrer offenbar vor ihm voraus hat. Sie sich zu eigen zu machen, ist nun zwar nur eine Frage der Zeit und der mechanischen Übung, denn auch der Mündergewandte hat bei der Amtsprüfung immer viel mehr Geschick, eine Lehrprobe zu halten, als er bei der Reifeprüfung besaß. Aber viele sehen diese Gewandtheit als den Gipfel der Lehrkunst an, und das ist ein großer Irrtum. Das kommt freilich auch mit daher, daß wir beim Lehren durchaus nicht allen und jeden Mechanismus entbehren können. Wer da glaubt, daß man lediglich mit geistreichen Aphorismen eine Klasse fördern kann, daß man der Einübung und fleißigen Wiederholung entbehren kann, der wird bald enttäuscht werden, die Klasse wird trotz des geistreichen Vortrags geistig arm erscheinen und kläglich wenig leisten. Es verhält sich wie beim Memorieren. Wer dem mechanischen Memorieren ganz aus dem Wege geht und alles inventiös und judiciös bezwingen will, der wird wenig erreichen; die Repetitio ist und bleibt die mater studiorum. Aber wohlgemerkt, sie ist nur die mater, deren unermüdlige Sorgfalt um das Kleine und Alltägliche segensreich und ganz unentbehrlich ist, die aber für sich allein das Haus nicht stützen kann. Denn das ist eine Aufgabe, die männliche Kraft erfordert. Auch der Lehrer muß hinaus ins feindliche Leben, muß wirken und schaffen, erlisten, erraffen, muß wetten und wagen, die Meisterschaft im Berufe zu erringen. Die fällt ihm nicht, wie die mechanische Routine mit der Zeit von selbst in den Schoß. Auch wenn man nur die nächste Aufgabe des Lehrers, methodische Gewandtheit und Sicherheit zu erlangen, ins Auge faßt, so ist schon diese nicht gleichbedeutend mit mechanischer

Gewandtheit und Sicherheit, „denn,“ wie Luther sagt, „es ist nicht eine geringe Kunst, andre klar und richtig lehren und unterrichten, die unmöglich ungelehrte Leute haben können.“ Schon der Grundforderung an jeden Schulunterricht, daß er stetig mit dem Gedankenkreise der Kinder Fühlung behalten soll, kann auf mechanischem Wege nicht genügt werden, nicht dadurch, daß man sich sklavisch an ein Buch hält. Wer das thut, der verliert, auch wenn er sein Buch auswendig kann, doch die Kinder aus dem Auge, er vernimmt nicht, daß sie nur auswendig gelernte Antworten geben und ihn im Grunde gar nicht verstehen, weil ihr gewöhnlicher Gedankenlauf sich mit dem des Unterrichts kaum berührt. Soll aber der Unterricht fortwirken, so muß er dauernd das Interesse der Kinder erregen, sie müssen innerlich den Fortschritt spüren und im lebendigen Gefühle der wachsenden Kraft Stufe um Stufe der Einsicht gewinnen. Dafür giebt es keine allgemein anwendbaren Formeln und Rezepte, die jedermann zu Gebote stehen und die überall hin passen. Nur der Lehrer, der seinen Stoff vollkommen beherrscht und der sorgfältig darauf achtet, wie die Kinder ihn aufnehmen und wie sie ihn verarbeiten und wiedergeben, nur der Lehrer, der sich die Mühe nimmt, über die Ursachen nachzudenken, die die Einsicht des Kindes hemmen, der nicht für jede falsche oder ausbleibende Antwort ein vorschnelles „wie dumm“, „wie faul“ zur Hand hat, wird dieses Interesse wecken und daran einen unschätzbaren Bundesgenossen haben, der beides wirkt: Freude am Lernen und an der Schule, und sicheres Fortschreiten und Behalten. Denn auch die notwendige Übung, der unumgängliche Mechanismus des Lernens wird vom Interesse wie von einem Schwungrade über die toten Punkte gehoben und aller Verdrießlichkeit entkleidet. Das ist aber eine Kunst, und in dieser Kunst lernt niemand aus, denn das ist der Charakter jeglicher Kunst, daß sie im Vergleiche zu dem kurzen Leben des einzelnen lang ist. *Ars longa, vita brevis.*

2. Nun gehört zum Lehren aber auch Wissenschaft, und unter den Wissenschaften giebt es nicht nur eine, in der man, wie Goethe es schon beklagt hat, alle sieben Jahre umlernen muß. Es ist zwar nicht meine Meinung, daß der Lehrer alle die Fächer, die er lehren muß, auch wissenschaftlich beherrschen müsse. Das ist ja längst ganz unmöglich geworden. Aber es giebt doch eine Art des Wissens, die vom gedankenlosen Nachreden und vom vielgetadelten Halbwissen und Allesbesserwissen wollen sich recht vorteilhaft unterscheidet, eine Art des Wissens, die sich ihrer Grenzen wohl bewußt ist, die im gegebenen Falle immer weiß, wo man sich Rats erholt und die sich so vor Blößen bewahrt. Dieser Art soll das Wissen des Lehrers sein! Sie ist etwas mühsam zu erwerben,

nicht durch Auswendiglernen von Auszügen, sondern nur dadurch, daß man sich bemüht, die Sprache der Wissenschaft verstehen zu lernen, daß man die Mühe nicht scheut, wo es angeht, zu den Quellen selbst hinaufzusteigen und sich nicht abschrecken läßt von dem Ernste, den wirkliches Studium immer voraussetzt. „Es ist des Lernens kein Ende,“ das gilt für jeden, der es in seinem Fache zu etwas rechtem bringen will. Der Handwerker, der sich sein Lebtag auf sein Meisterstück beruft, ist sicher nicht der erste einer, und der Kaufmann, der die Augen nicht aufmacht, damit ihm nichts entgehe, was sein Geschäft fördern kann, wird bald weit zurückbleiben. Nun erst der Lehrer, der, mitten im Leben stehend, auf das Leben wirken soll, muß nicht nur etwas Tüchtiges wissen, und er darf darin nicht zurückbleiben. Er muß auch, und das will mehr sagen, als Charakter immer fester, an Lebensflugheit immer reicher werden! Dazu aber gehört unermüdlige Arbeit, Fleiß und Treue. Schon allein um im notwendigen Wissen auf dem Laufenden zu bleiben, darf der Lehrer seine Zeit nicht mit Kartenspiel und fader Gesellschaft vergeuden. Welch einen Schatz hat er zu heben allein in der Beschäftigung mit der vaterländischen Litteratur, die ihm in dem Maße erst ihre Schönheit offenbaren wird, in dem er an Lebenserfahrung reicher wird, und in der Durchforschung der heimatlichen Natur und Geschichte!

Dazu kommen aber eine Reihe wichtiger Aufgaben, die unsre Zeit jedem stellt, der sich zu den Gebildeten zählt. Es giebt gegenwärtig gar kein Gebiet des geistigen und materiellen Lebens, auf dem nicht eine lebhaftere, zum Teil mehr als lebhaftere Bewegung im Gange wäre. Da ist der kirchliche Sinn neu erwacht, innere und äußere Mission treten an den Lehrer heran und fordern seine Mitarbeit. Viel Not ist da zu bekämpfen, tiefe Schäden sind zu heilen. Die soziale Frage tritt ihm auf allen Wegen entgegen, nicht zuletzt in der Schule selbst in den Scharen der Kinder des vierten Standes, und es ist ihm dort nicht der leichteste Teil seiner Aufgabe gestellt, der nur mit viel Besonnenheit und mit viel Liebe und Geduld zu lösen ist. Auch nationale Aufgaben, darunter die Befreiung der Sprache von fremden Bestandteilen, die ihr in den Zeiten der Zerrissenheit sorglos beigemischt wurden, hat unsre Zeit mit mehr Aussicht auf Gelingen wieder in Angriff genommen, als eine frühere Zeit vaterländischer Begeisterung, und sie rechnet dabei besonders auch auf die verständige und einsichtsvolle Mitwirkung der Lehrer. Aber auch auf dem Gebiete der Erziehung und des Schulwesens herrscht reges Leben. Es fehlt nicht an Methoden, die als heilbringend empfohlen, und nicht an Versuchen, Neues in die Schule einzuführen und Altes zu verdrängen, Steilschrift und Knabenhandarbeit, Formalstufen und Kulturstufen werden

abwechselnd gelobt und gelästert, und wenn auch der einzelne Lehrer nicht berufen ist, in diesen Dingen ein entscheidendes Wort zu sprechen, so stände es ihm doch nicht wohl an, hätte er darin und in ähnlichen, die demnächst folgen werden, kein eignes Urtheil.

Sie, meine jungen Freunde, werden aus dieser summarischen Aufzählung ersehen, daß, wenn Sie heute aus dem Kreise der Schüler austreten, Sie doch nicht aus dem Kreise der Lernenden austreten dürfen. Ja das rechte, selbständige Lernen fängt bei jedem Menschen erst an, wenn er aus der eigentlichen Lehre tritt, wenn die sogenannte Lehrzeit hinter ihm liegt, denn dann kommen erst die schwierigen, verantwortungsvollen Aufgaben, bei deren Lösung wir in der Regel auf uns allein angewiesen sind, und bei der die Probe auf die Michtigkeit nicht selten zugleich eine Lebensentscheidung einschließt. Ich hatte auch eine gute Zensur, als ich vor 37 Jahren vom Seminare abging, aber es erscheint mir heute als recht wenig bedeutend, was ich damals wußte und konnte; und noch weniger kann ich sagen, daß im Verhältnisse zu dem, was mir wünschenswert zu wissen oder zu können erscheint, mein gegenwärtiger geistiger Besitz mich zufriedenstellte. Und so geht es jedem Lehrer, der es mit seinem Berufe ernst meint, er bleibt lebenslang Schüler, und es erschließt sich ihm mehr und mehr die tiefe Wahrheit des Sokratischen „Ich weiß, daß ich nichts weiß!“ Wem das zu schwer dünkt, der unterwinde sich nicht, Lehrer zu sein. Wer mit dem Pfunde, das ihm verliehen, nicht beständig und eifrig wuchern will, der wird ein Stundenhalter, ein Mietling werden. Davor behüte Sie Gott.

3. Eine große Schwierigkeit des Lehrerberufes liegt endlich auch darin, daß der Lehrer in immer gleichmäßiger, nicht nachlassender Weise seines Amtes warten muß, wenn er etwas erreichen will. Bei Handarbeit mag es wohl angehen, daß man zeitweilig das Doppelte schafft und damit wieder einbringt, was man versäumt hat, auch der Fußgänger kann einen Tag ruhen und doch sein Ziel zur bestimmten Zeit erreichen. Der Lehrer aber, der in der zweiten Stunde nachholen will, was er in der ersten verfehlt hat, wird schon schwer zurecht kommen; denn sind die Kinder erst einmal ernstlich unaufmerksam geworden, weil es sich nicht lohnte, aufzumerken, so hilft dann kein noch so oft wiederholtes „Gebt acht!“ „Wollt ihr acht geben!“ dazu, den gerissenen Faden sogleich wieder anzuknüpfen. Wenn er aber gar wochen- und monatelang lässig arbeitet, so versumpft die ganze Klasse, und kein Schelten und Schlagen vermag es sobald zu wenden. Daß hierin eine besondere Schwierigkeit des Lehrerberufes liegt, wird noch deutlicher, wenn man erwägt, daß es gilt, nicht nur in gesunden Tagen, wenn unser Körper frisch und das Gemüt

frei ist, mit gleichmäßiger, nicht nachlassender Spannung zu arbeiten, sondern daß sich der Lehrer auch dazu zwingen muß, wenn er sich körperlich beschwert fühlt oder wenn Sorge und Kummer sein Gemüt bedrücken, daß er nicht nur dann, wenn seine Arbeit anerkannt wird, und wenn keine äußeren Schwierigkeiten, kein Mißerfolg ihn beirrt, mit diesem nimmer ermüdenden Gleichmuth arbeiten muß, sondern daß er ihn auch dann bewahren muß, wenn er verkannt wird und wenn er unter allerhand erschwerenden Umständen sein Werk treiben muß. Dahin gehört vor allem die Wahrnehmung, daß er nicht allenthalben auf guten Willen rechnen darf, weder bei den Eltern, noch bei den Kindern, denn die Sünde ist eine Macht, der wir überall begegnen; kein Mensch, auch kein Kind ist von ihr frei. Was Luther in seiner tiefsinnigen Weise als bösen Tück des Teufels bezeichnet, der es nicht leiden will, daß das junge Volk zur Gottesfurcht und zu Kunst und Wissenschaft erzogen werde, das hemmt uns auch heute noch; auch heute noch sät der Feind Unkraut unter den Weizen, den wir ausstreuten, und wenn unsre Saat aufgeht, so findet sich auch das Unkraut. Dann regt sich wohl die Ungeduld, und wir sind versucht, es gewaltsam auszureißen und damit zugleich den Weizen zu verderben. Aber zugleich empfinden wir, daß unsre ganze Arbeit und Mühe überhaupt umsonst ist, wenn uns Gottes Segen dabei fehlt, daß es vergeblich ist, frühe aufzustehen und zu sorgen Tag und Nacht, wenn wir auf die eigne Kraft pochen und vergessen, daß es nicht unser Werk ist, das wir treiben, daß wir im Dienste dessen stehen, der gesagt hat: Lasset die Kindlein zu mir kommen, ihrer ist das Himmelreich. Erst dadurch, daß wir uns bewußt sind, daß wir dem Herrn dienen und nicht den Menschen, daß wir mit berufen sind, nicht nur zu beten: Dein Reich komme! sondern daran auch zu arbeiten, erhält unsre Arbeit das rechte Ziel, und alles, auch das Kleinste, was wir in unserm Berufe schaffen und wirken, erhält durch diese Beziehung auf das Höchste eine das Gedeihen unsres Werkes fördernde Weihe. Lehre ich den Kindern das ABC oder das Einmaleins, ein einfaches Lied oder die Anfänge des Schreibens — immer habe ich es mit Kindern zu thun, denen der Heiland, der mein und ihr Heiland ist, das Himmelreich zugesprochen hat! Es ist ein großer Unterschied, ob ich mir dessen bewußt bin, oder ob ich weiter nichts vor mir sehe als Buchstaben und Ziffern und die kleinen ungeschickten Hände der ungeübten Anfänger. Denn wenn ich daran denke, daß es im letzten Grunde nicht sowohl darauf ankommt, daß die Kinder so viel als nur möglich lernen, sondern darauf, daß ihnen das Reich Gottes, das ihnen Jesus zugesprochen, auch bleibe, so wird meine Arbeit unter diesem großen und unverrückbaren Gesichtspunkte erst eine einheitliche und ganz

zielbewußte werden. Gleichzeitig ist das aber auch der einzige Weg, der uns über alle Schwierigkeiten unsres Berufes sicher hinweg führt, denn indem wir uns dieses hohe Ziel vor Augen halten, sind wir uns in jedem Augenblicke darüber völlig klar, daß wir unser Werk niemals ohne Gebet, ohne Bitte um die Mithilfe dessen treiben dürfen, von dem alle Kraft und alles Gedeihen kommt, und ebenfowenig werden wir versäumen, unsre ganze Kraft, all unser Können und Vermögen für dieses erhabene Ziel allezeit einzusetzen. Nun wohlau, so treten Sie mit dieser Gesinnung aus der Schule in die Schule. Gott geleite Sie und segne diese Abschiedsstunde an uns allen! Amen.

5. Martin Luther.

Festrede, am 10. November 1883 gehalten.

Martin Luther — so lautet das Thema für den heutigen Tag, ein Thema so groß und gewaltig, daß die tausend und abertausend Reden an diesem Jubelfeste nicht ausreichen werden, es zu erschöpfen. Denn kaum ist es einem Sterblichen vergönnt gewesen, eine gleich große Wirkung auf Zeitgenossen und Nachwelt auszuüben, wie Martin Luther, dessen Bild auch die merkwürdige Eigenschaft hat, immer größer und lebenswürdiger zu werden, je näher man herantritt. Auch seine Gegner müssen zugeben, daß die Herrschaft der Deutschen im Reiche des Geistes auf ihm ruht, auch sie nehmen teil an der Fülle von Segen, welcher aus seinem großen Herzen in das Leben seiner Nation eingeströmt ist. Denn auch die Katholiken verdanken ihm die Befreiung von der alten toten und unfruchtbaren Scholastik und größere Innerlichkeit ihres religiösen Lebens. Wenn sie gegen ihn kämpfen, so müssen sie sich einer Sprache bedienen, deren Reichthum und Kraft Luther ans Licht gebracht, und die durch ihn zu einem Bande geworden, das die deutschen Stämme auch in schwerster Zeit daran erinnert hat, daß sie zusammengehören. Auch den Katholiken kommt es zu gute, daß Luther der Reformator des häuslichen Lebens seiner Nation geworden, daß er seine „lieben Deutschen“ gezwungen hat, über alle Gebiete menschlicher Pflicht nachzudenken, über Ehe und Kinderzucht, über Gemeindeleben und Schulwesen, über Hausandacht und gesellige Freude. Alle seine „lieben Deutschen“ müßens ihm danken, daß bei

ihm immer neben dem Tadel das Bessermachen steht. Wenn er die unbehilflichen Klosterschulen befehdet hat, so blühten doch überall, in Dorf und Stadt, soweit sein Einfluß reichte, bessere Bildungsstätten für die Jugend auf. Hat er das Sakrament der Ehe verworfen, so gestaltete er auch höher, edler, freier das innerliche Verhältnis zwischen Mann und Weib, zwischen Vater und Kind. Zudem er die Messe und den lateinischen Kirchengesang abschaffte, gab er Verehrern und Gegnern nun die regelmäßige Predigt in der Muttersprache und das deutsche Kirchenlied. Seine größte That freilich, daß er die Gewissen von Rom befreit, kommt nur denen zu gute, welche seine Lehre angenommen und ihr gemäß sich bemühen, die tiefste Erfahrung Luthers von der freien Gnade Gottes nachzuerleben. Aber mit dem Auftreten Luthers beginnt auch insofern die neue Zeit der deutschen Geschichte, als er durch seine zahlreichen kleinen Schriften und Briefe die Gewissen der einzelnen frei machte, und an Stelle äußeren Zwanges überall gemüthvolle Selbstbeherrschung setzte, indem er seine Landsleute unablässig trieb, selbsthätig zu prüfen, ob ein Herzenswunsch berechtigt sei oder nicht, was der Vater dem Kinde, der Unterthan der Obrigkeit, der Rathherr seiner Bürgerschaft zu gewähren schuldig sei. Er ist ein Theologus für die ganze Welt, er hat zu Schmalkalden gepredigt: „Ich bin ein Mensch, das ist ein höherer Titel denn ein Fürst sein. Ursach. Den Fürsten hat Gott nicht gemacht, sondern den Menschen. Daß ich aber ein Mensch bin, hat Gott gemacht!“

Versuchen wir es, die Wahrheit dieser allgemeinen Sätze etwas näher nachzuweisen. Zunächst ist hervorzuheben, daß Luther unverstänlich bleibt für jeden, der ihn nicht als religiösen Charakter kennt und versteht. Wohlbekannt ist es jedem Evangelischen, wie Luther nach erschütternden inneren Kämpfen endlich den Frieden mit Gott und die unerschütterliche Gewißheit seiner Seligkeit gefunden. Nachdem er gelernt hatte, nicht äußerlichen Bußwerken, sondern ganz allein der Gnade Gottes zu vertrauen, fühlte er, „daß er wie neu geboren wäre, daß er nun gleich eine weite, aufgesperrte Thür, ins Paradies selbst zu gehen, gefunden hätte.“ Dieses feste persönliche Verhältnis zu seinem Gott gab ihm den Mut, mit gläubiger Sicherheit die Worte der heiligen Schrift den Vorschriften der Kirche entgegenzustellen, dem Banne und der Acht zu trotzen. „Es liegt nichts an mir, aber Christi Wort will ich mit fröhlichem Herzen und frischem Mut verantworten, niemand angesehen, dazu mir Gott einen fröhlichen, unerschrockenen Geist gegeben hat, den sie mir nicht betrüben werden, hoffe ich, ewiglich.“ Und so vertrat er, der Mann aus dem Volke, vor dem Kaiser und vor dem Reichstage die Forderungen seines

Gewissens in Todesnot fest und unerschrocken: „Ich kann nicht anders. Gott komm mir zu Hilf'. Amen. Da bin ich!“* Eine That, die nur einmal geschehen, so lange es eine deutsche Geschichte giebt. Bewundernd und besorgt sprach sein Kurfürst zu seinen Vertrauten: „Doktor Martinus hat wohl geredet, lateinisch und deutsch. Er ist mir viel zu kühn.“ Luther aber, in seine Herberge zurückgekehrt, rief, fröhlich die Hände zum Himmel erhebend: „Ich bin durch, ich bin durch!“ Auf Grund dieses innigen persönlichen Verhältnisses zu seinem Gott durfte er auch mit der vollsten Gewißheit und Zuversichtlichkeit seinem Kurfürsten, als er die Wartburg verlassen, schreiben: „Ich komme gen Wittenberg in einem viel höhern Schutz als dem des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Ew. Kurfürstlichen Gnaden Schutz zu begehren . . . Es ist ein ander Mann, denn Herzog Georg, mit dem ich handel, der kennet mich fast wohl, und ich kenne ihn nicht übel.“ Wie ein Kind betete Luther alle Morgen und Abende, oft am Tage, ja während des Essens. Gebete, die er auswendig wußte, sprach er immer wieder mit heißer Andacht, am liebsten das Vaterunser, dann sagte er seinem Gott den kleinen Katechismus auf. Den Psalter trug er als Gebetbüchlein immer bei sich. Wenn er in leidenschaftlicher Sorge war, dann wurde sein Gebet ein Sturm, ein Ringen mit Gott, dessen Gewalt, Größe und heilige Einfalt sich schwer mit andren menschlichen Empfindungen vergleichen läßt. Dann war er der Sohn, der verzweifelnd zu den Füßen seines Vaters liegt, oder der treue Diener, der zu seinem Fürsten fleht. Denn unerschütterlich war seine Überzeugung, daß man durch Bitten und Mahnen auf Gottes Entschlüsse einwirken könne. Und so wechselt in seinem Gebete Erguß der Empfindungen mit Klage, ja mit ernstest Vorstellungen. Es ist bekannt, wie er den todkranken Melanchthon 1540 zu Weimar wieder zum Leben brachte. Als Luther ankam, traf er den Freund im Verscheiden, ohne Besinnung, mit gebrochenen Augen. Luther erschrak gewaltig und sprach: „Behüte Gott, wie hat der Teufel dieses Organon geschändet!“ Dann trat er zum Fenster, wie er gern that, wenn er betete. „Allhier,“ sagt dann Luther selbst, „mußte mir unser Herrgott herhalten, denn ich warf ihm den Sack vor die Thür und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebetes, die ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, so daß er mich anhören mußte, wenn ich anders seinen Verheißungen trauen sollte.“ Darauf faßte er Melanchthon bei der Hand: „Seid getrost, Philippus, Ihr werdet nicht

* So haben die berühmten Schlußworte Luthers wahrscheinlich gelautet. Vergl. Gustav Freytag, Doktor Luther. Leipzig, S. Hirzel. S. 103. Ein treffliches Buch, das auch bei dieser Festrede nicht unbenuzt geblieben.

sterben.“ Und Melanchthon fing unter dem Gebete seines starken Freundes zur Stelle an, Atem zu schöpfen, erhielt die Besinnung wieder und genas.

Luther hat aber mit seiner Lehre von der freien Gnade Gottes auch der Sittlichkeit eine tiefere Begründung gegeben, indem er die Religion auf alle Lebensaufgaben bezieht, die uns Menschen gestellt sind. „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge,“ und „ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann unterthan“ — so beginnt seine Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“. Den Widerspruch, der in diesen Worten zu liegen scheint, löst er für jedermann verständlich so: „Wohlan, mein Gott hat mir unwürdigen, verdamnten Menschen ohne alles Verdienst, lauterlich umsonst und aus eitel Barmherzigkeit gegeben, durch und in Christo, vollen Reichtum aller Frömmigkeit und Seligkeit, daß ich hinfort nichts mehr bedarf, denn glauben, es sei also. Ei, so will ich solchem Vater, der mich mit seinen überschwenglichen Gütern also überschüttet hat, wiederum frei, fröhlich und umsonst thun, was ihm wohlgefällt, und gegen meinen Nächsten auch werden ein Christ, wie Christus mir geworden ist, und nichts mehr thun, denn was ich nur sehe, ihm not, nützlich und seliglich sein, dieweil ich doch durch meinen Glauben alles Dinges in Christo genug habe. Siehe, also fließt aus dem Glauben die Liebe und Lust zu Gott, und aus der Liebe ein freies, williges, fröhliches Leben, dem Nächsten zu dienen umsonst.“ Daß der Papst und die Mönche allein geistlich sein wollen und die andern Stände weltlich nennen, bezeichnet Luther als gefährlichen Irrtum, „denn Gott hat uns in die Welt berufen und gesetzt, nicht aus der Welt hinaus.“ „Über alle Stifter und Orden ist der gemeine Orden christlicher Liebe.“ „Weib und Hausgesinde haben und dieselben mit Geschicklichkeit und Fleiß ernähren, nennst du das gemeine Dinge? Sie werden aber in der Schrift gelobt und sind Gottes Ordnung. Darum, wenn eine Magd die Kuh melkt, und der Knecht den Acker pflügt, der dient, sofern er gläubig ist, das heißt gewiß dafür hält, daß das Gott wohlgefalle und von ihm eingesetzt sei, Gott mehr als alle Mönche und Nonnen thun können, welche in Betreff ihres Standes nicht gewiß sein können, daß er Gott wohlgefalle.“ „Es ist nicht von nöten, daß Mann und Weib von einander laufen und in ein Kloster gehen, auf daß sie Christen werden und Gott dienen, sondern sie können in ihrem Stande und ehelichen Leben Christen sein und Gott dienen, ja bessere Christen sein und Gott mehr dienen, als wenn sie ihren Stand fahren ließen und von einander liefen.“ Kein Wunder, daß diese Lehren dem deutschen Volke einleuchteten, und daß es den, der sie aussprach, wie einen Propheten

verehrte. In Luthers Seele aber trat mit den Jahren immer reiner das Bedürfnis hervor, alles Holde, Gute und Herzliche, was ihm die Welt entgegentrug, als göttlich zu empfinden. In diesem Sinne war er immer fromm und immer weise, in der Natur, in ehrbarer Fröhlichkeit unter seinen Genossen, wenn er seine Frau neckte, seine Kinder im Arm hielt. Vor dem Fruchtbaume, den er voll Obst hängen sah, stand er vergnügt über die Pracht: „Wenn Adam nicht gefallen wäre, hätten wir immer alle Bäume so bewundert.“ Eine große Birne nahm er erstaunt in die Hand. „Seht, vor einem halben Jahre war sie tiefer unter der Erde, als sie lang und groß ist und saß im äußersten Zipfel der Wurzel. Die allerkleinsten unachtsamsten Kreaturen sind die größten Wunderwerke, Gott ist in der geringsten Kreatur, als in einem Baumblatt oder Gräslein.“ Zwei Vöglein machten in seinem Garten ein Nest und flogen am Abend heran, oft von den Vorübergehenden gescheucht; er rief ihnen zu: „Ach liebes Vöglein, fliehe nicht, ich gönne dir's von Herzen wohl, wenn du mir nur glauben könntest. Aber so vertrauen auch wir unserm Gott nicht.“ Gern vertiefte er sich in die Ökonomie der Natur. Er ergeht sich in staunender Betrachtung, wie viel Gott hat schaffen müssen. „Niemand kann ausrechnen, was Gott allein nur braucht, die Sperlinge und unnützen Vögel zu ernähren, die kosten ihm in einem Jahre allein mehr, als der König von Frankreich Einkommen hat. Und nun denke man das Andre.“ „Gott versteht alle Handwerke: in seiner Schneiderei macht er dem Hirsche einen Rock, der hundert Jahre hält, als ein Schuster giebt er ihm Schuhe an die Beine und bei der lieben Sonne ist er ein Koch.“ Was Menschen in Ehrbarkeit fröhlich machte, war ihm lieb, die herrlichste Kunst die Musica; er sang selbst, schlug die Laute und richtete eine Kantorei auf. Wie lebenswürdig ist er als Vater in der Familie! Als seine Kinder vor dem Tisch standen und mit allem Fleiß auf das Obst und die Pflirsche sahen, sagte er: „Wer da sehen will das Bild eines, der sich in Hoffnung freut, der hat hier das rechte Konterfei. Ach, daß wir den jüngsten Tag so fröhlich ansehen könnten.“ So sah er seinem dreijährigen Söhnchen zu, welches spielte und mit sich selbst plauderte: „Dies Kind ist wie ein Trunkener, es weiß nicht, daß es lebet und lebet doch sicher und fröhlich dahin, springet und hüpfet. Solche Kinder sind gern in weiten Gemächern, wo sie Raum haben.“ Und er zog das Kind an sich: „Du bist unseres Herrgotts Märchen, unter seiner Gnade und Vergebung der Sünden, nicht unter dem Gesetz, du fürchtest dich nicht, bist sicher und bekümmerst dich um nichts; wie du es machst, so ist's unverderbt.“ Seine geliebte Tochter Magdalena lag auf dem Tode, da klagte er: „Ich habe sie sehr lieb, aber lieber Gott, da es dein Wille ist, daß du sie dahin nehmen

willst, so will ich sie gern bei dir wissen. Magdalena, mein Töchterchen, du bleibst gern hier bei deinem Vater und ziehst auch gern zu jenem Vater." Da sprach das Kind: „Ja, herzer Vater, wie Gott will!“ Sie entschlief in seinen Händen. Als das Volk kam, die Leiche bestatten zu helfen, sagte Luther: „Ich bin ja fröhlich im Geiste, aber das Fleisch will nicht heran; das Scheiden verzieret einen über die Maßen sehr. Wunderlich ist's, zu wissen, daß sie gewiß in Frieden und ihr wohl ist, und doch noch so traurig zu sein.“

Mächtig erhob sich die Gestalt Luthers vor den Augen seiner Zeitgenossen. Verbannt, verflucht, verfolgt von Papst und Kaiser, von Fürsten und hoher Geistlichkeit, wird er in vier Jahren der gefeiertste Mann des ganzen Volkes. Waren schon die Thesen mit einer Schnelligkeit verbreitet, als wären die Engel Botenläufer gewesen, so war er nach den Tagen von Worms für seine Deutschen ein Held geworden, zu dem sie in Verehrung und ängstlicher Teilnahme aufschauten. Bis zum Jahre 1517 hatte er wenig drucken lassen, von da wurde er auf einmal nicht nur der fruchtbarste, sondern auch der größte populäre Schriftsteller der Deutschen. Die Energie seines Stils, die Kraft seiner Beweisführung, Feuer und Leidenschaft seiner Überzeugung wirkten hinreißend. So hatte noch keiner zu seinem Volke gesprochen. Jeder Stimmung, allen Tonarten fügte sich seine Sprache; bald knapp und gedrungen und scharf wie ein Stahl, bald in reichlicher Breite ein mächtiger Strom drangen die Worte ins Volk, bildlicher Ausdruck, schlagender Vergleich machten das Schwerste verständlich. Von seiner Bibelübersetzung sagt Tileman Heshus naiv aber zutreffend, man sehe an ihr, daß der heilige Geist sonderliche Lust gehabt, deutsch zu reden. Mit souveräner Leichtigkeit gebrauchte Luther die Sprache. Sobald er die Feder ergriff, arbeitete sein Geist mit höchster Freiheit. Man sieht seinen Sätzen die heitere Wärme an, die ihn erfüllte, der volle Zauber eines herzlichen Schaffens ist über sie ausgegossen. Und solche Gewalt ist nicht am wenigsten sichtbar in den Angriffen, die er einzelnen Gegnern gönnt. Da vergißt er freilich manchmal die Würde eines Reformators und zwickt wie ein deutsches Bauernkind. Wie hat er alle seine Gegner gezaust! Bald durch Keulenschläge, die ein zorniger Riese führt, bald mit der Narrenpeitsche. Auch den Zeitgenossen war die heftige Rücksichtslosigkeit, mit der er gegen feindliche Fürsten losfuhr, erschrecklich, doch erscheint sie in milderem Lichte, wenn man überlegt, daß diese Fürsten, indem sie Luther angriffen, ihm ein Recht gaben, sie wie seinesgleichen und wie seine übrigen Gegner zu behandeln. Es wird übrigens nicht zu leugnen sein, daß gerade dieser Zusatz zu der sittlichen Würde seines Wesens zuweilen das Salz war, das

seine Schriften den biederen Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts so unwiderstehlich machte.

Daß aber Luthers Schriften, wie Kurfürst Johann Friedrich sagte, „herzen und durch Mark und Bein gehen“, will ich zum Schlusse erhärten durch wortgetreue Mitteilung einiger Stellen aus seiner Ermahnung „An die Rathherrn aller städte deutschen lands: das sie Christliche schulen auffrichten vnd halten sollen,“ die 1524 geschrieben ist und die für uns und unsre Schüler eine ganz besondere Bedeutung hat.

Auß angenehmste berührt zunächst Luthers ferndeutsche Gesinnung und der Ausdruck der innigsten Liebe zu seinem Lande und Volke, der auch durch sein Schelten über die damals schon vorhandene Ausländerei durchblickt.

Darumb will ich reden vnd nicht schweygen / weyl ich lebe / bis das Christus gerechtigkeit aus breche wie eyn glantz / vnd seyn heylbertige gnad wie eyn lampe anzündet werde / vnd bitte nu euch alle meyne lieben herrn vnd frände / wölltet dise meyne schrifft vnd ermanung fründlich annemen vnd zu hertzen fassen. Denn / ich sey gleych an myr selber / wie ich sey / so kan ich doch fur Gott mit rechtem gewissen rhümen / das ich darynnen nicht das meyne suche / wilchs ich viel bas möcht mit stille schweygen vberkomen / sondern meyne es von hertzen trewlich mit euch vnd gantzem deutschen land / da hyn mich Gott verordenet hat / es glewbe odder glewbe nicht / wer do will. . . . (S. 3 des Neudrucks.)

Darumb lieben herrn / last euch das werck anligen / das Gott so hoch von euch foddert / das ewer ampt schuldig ist / das der iugent so not ist / vnd des widder wellt noch geyst empern kan. Wyr sind leyder lang gnug ym finsternis verfaulet vnd verdorben. Wir sind allzu lange gnug deutsche bestien gewesen. Last vns eyn mal auch der vernunft brauchen / das Gott mercke die danckbarkeit seyner güter / vnd ander lande sehen / das wyr auch menschen vnd leute sind / die ettwas nützlichs enttweder von yhn lernen oder sie leren künden / da mit auch durch vns die wellt gebessert werde. Ich habe das meyne gethan. Ich wollt yhe Deutschem lande gerne geraten vnd geholffen haben / ob mich gleich ettlich darüber werden verachten vnd solchen trewen rad ynn wind schlagen / vnd bessers wissen wöllten / das mus ich geschehen lassen. Ich weys wol / das andere künden besser haben ausgericht / auch weyl sie schweygen / richt ichs aus so gutt alls ichs kan. Es ist yhe besser dazu gered / wie vngeschickt es auch sey / denn aller dinge dauon geschwigen. Vnd bin der hoffnung / Gott werde yhe ewer ettliche erwecken / das meyn trewer rad nicht gar ynn die affchen falle / vnd werden ansehen / nicht den der es redt / sondern die sach selbs bewegen vnd sich bewegen lassen der ich nicht das meyne / sondern alleyn des gantzen Deutschen lands glück vnd heyl suche. . . . (S. 20, 21 u. 24 d. N.)

Nachdem er das Studium der alten Sprachen empfohlen, fährt er fort:

Ja sprichstu aber mal / ob man gleich solt vnd müste schulen haben / was ist uns aber nütze / lateynisch / friechisch / vnd ebreyisch zungen vnd andere freye künste zu leren / künden wir doch wol deutsch die Bibel vnd Gottis wort

leren / die vns gungsam ist zur selickeyt. Antwort. Ja ich weys leyder wol / das wyr deutschen müssen ymer bestien vnd tolle thier seyn vnd bleyben / wie vns denn die vmblicgende lender nennen vnd wyr auch wol verdienen. Mich wundert aber / warumb wyr nicht auch ein mal sagen / Was sollen vns seyden / wein / würtze / vnd der frembden auslendischen ware / so wyr doch selbs weyn / korn / wolle / flachs / holtz / vnd steyn ynn deutschen landen / nicht alleyn die fülle haben zur narung / sondern auch die für vnd wal zu ehren vnd schmuck? Die künste vnd sprachen die vns on schaden / ia grösser schmuck / nutz / ehre / vnd frumen sind / beyde zur heyligen schrift zuuerstehen vnd weltlich regiment zu füren / wöllen wyr verachten / vnd der auslendischen ware die vns wider not noch nütze sind / dazu vns schinden bis auff den grat / der wöllen wyr nicht geratten / heyssen das nicht billich deutsche narren vnd bestien? . . (S. 10 u. 11 d. N.)

Er will, daß man Bibliotheken in den größeren Städten anlegen soll:

Aber meyn rad ist nicht / das man on vnterschied allerley bücher zu hauff raffe / vnd nicht mehr gedencke / denn nur auff die menge vnd hauffen bücher. Ich wollt die wal drunder haben . . .

Mit den fürnemsten sollten seyn die Chronicken vnd Historien / waserley sprachen man haben kände / Denn die selben wunder nützlich sind / der wellt lauff zu erkennen vnd zu regiren / Ja auch Gottis wunder vnd werck zu sehen / O wie manche feyne geschichte vnd spräche solt man izt haben / die ynn Deutschen landen geschehen vnd gangen sind / der wyr izt gar keyns wissen / das macht / niemand ist da gewesen / der sie beschreiben / oder ob sie schon beschreiben geweest weren / niemand die bücher gehalten hat / darumb man auch von vns Deutschen nichts weys ynn andern landen / vnd müssen aller wellt die Deutschen bestien heyssen / die nichts mehr känden / denn kriegen vnd fressen vnd sauffen. Aber die Kriechischen vnd Lateinischen / Ja auch die Ebreischen haben yhr ding so gnaw vnd fleissig beschreiben / das / wo auch eyn weyb oder kind ettwas sonderlichs gethan odder geredt hat / das mus alle wellt lesen vnd wissen / die weyl sind wyr Deutschen noch ymer Deutschen / vnd wöllen deutsche bleyben. (S. 23 u. 24 d. N.)

Über die Schulen ist seine Meinung kürzlich diese:

War ist's / ehe ich wollt / das hohe Schulen vnd klöster blieben so / wie sie bis her gewesen sind / das keyn ander weyse zu leren vnd leben solt fur die iugent gebraucht werden / wöllt ich ehe / das keyn knabe nymer nichts lernte vnd stum were. Denn es ist mein ernste meynung / bitt vnd begirde / das dise esel stelle vnd teuffels schulen entweder ynn abgrund versüncken / oder zu Christlichen schulen verwandelt werden. Aber nu uns Gott so reichlich begnadet / vnd solicher leut die menge geben hat / die das iunge volck feyn leren vnd ziehen mögen. Warlich so ist not / das wyr die gnade Gottis nicht ynn wind schlagen / vnd lassen yhn nicht umbsonst anklopffen. Er stehet fur der thür / wol vns / so wyr yhm auff thun. Er grüßet vns / selig der yhm antworttet. Versehen wyr's / das er fur vber gehet / wer will yhn widder holen?

Last vns vnsern vorigen iamer ansehen vnd die finsternis / darynnen wir geweest sind. Ich acht / das deutsch land / noch nie so viel von Gottis wort gehöret habe / als izt. Man spürt. yhe nichts ynn der historien dauon / lassen wyr's denn so hyn gehen on danck vnd ehre / so ist's zu besorgen / wyr werden

noch grenlicher finsternis vnd plage leyden. Lieben deutschen / keufft weyl der marck fur der thür ist / samlet eyn / weyl es scheynet vnd gutt wetter ist / braucht Gottis gnaden vnd wort / weyl es da ist. Denn das solt yhr wissen / Gottis wort vnd gnade ist ein farender platz regen / der nicht wider kompt / wo er eyn mal gewesen ist. Er ist bey den Juden gewest / aber hyn ist hyn / sie haben nu nichts. Paulus bracht yhn ynn friechen land. Hyn ist auch hyn / nu haben sie den Türcken. Rom vnd latinisch land hat yhn auch gehabt / hyn ist hyn / sie haben nu den Bapst. Vnd yhr deutschen dürfft nicht dencken / das yhr yhn ewig haben werdet / Denn der vndanck vnd verachtung wird yhn nicht lassen bleyben. Drumb greyff zu vnd halst zu / wer greyffen vnd halsten kan / faule hende müssen eyn bößes iar haben. . . . (S. 6 u. 7 d. N.)

Wenn nu gleich (wie ich gesagt habe) keyn seele were / vnd man der schulen vnd sprachen gar nichts dürffte umb der schrift vnd Gottis willen. So were doch alleyn dise ursach gnugsam / die aller besten schulen beyde fur knaben vnd meydlin an allen orten auff zu richten / das die wellt / auch yhren welltlichen stand eusserlich zu halten / doch bedarff feiner geschickter menner vnd frawen. Das die menner wol regirn künden land vnd leutt. Die frawen wol zihen vnd halten künden haus / kinder / vnd gesinde. Nu soliche menner müssen aus knaben werden / vnd soliche frawen müssen aus meydlin werden. Darumb ist zu thun / das man kneblin vnd meydlin dazu recht lere vnd auff zihe. Nu hab ich droben gesagt / der gemeyn man thut hie nichts zu / kans auch nicht / wills auch nicht / weys auch nicht / Fürsten vnd herrn soltens thun / aber sie haben auffm schlitten zufaren / zu trincken / vnd ynn der mumerey zu lauffen / vnd sind beladen mit hohen mercklichen geschefften des kellers / der küchen vnd der kamer. Vnd obs ettliche gern theten / müssen sie die andern schewen / das sie nicht fur narren odder ketzer gehalten werden. Darumb wills euch lieben Radherrn alleyn ynn der hand bleyben / yhr habt auch raum vnd fug dazu / besser denn Fürsten vnd herrn.

Ja sprichstu / Eyn iglicher mag seyne tochter vnd söne wol selber leren oder yhe zihen mit zucht. Antwort. Ja man sihet wol / wie sichs leret vnd zeucht. Vnd wenn die zucht auffß höhest getrieben wird / vnd wol gerett / so kompts nicht ferner / denn das eyn wenig eyn eyngewungen vnd erbar geberde da ist / sonst bleybens gleychwol eyttel holtzbocke / die wider hie von noch da von wissen zu sagen / niemand wider radten noch helffen können. Wo man sie aber leret vnd zöge ynn schulen oder sonst / da gelerte vnd züchtige meyster vnd meysterynn weren / da die sprachen vnd andere künst vnd historien lereten / da würden sie hören die geschichte vnd sprüche aller wellt / wie es diser stad / disem reich / disem Fürsten / disem man / disem weybe / gangen were / vnd künden also ynn kurtzer zeyt / gleich der ganzen wellt von anbegynn / wesen / leben / rad vnd anschlege / gelingen vnd vngelingen / fur sich fassen / wie ynn eyn spigel / daraus sie denn yhren synn schicken / vnd sich ynn der wellt laufft richten künden mit Gottis furcht / Dazu witzig vnd flug werden aus den selben historien / was zu suchen vnd zu meyden were ynn dissem eusserlichen leben / vnd andern auch darnach radten vnd regirn. Die zucht aber die man daheyme on solche schulen fur nimpt / die will vns weyse machen durch eygen erfahrung / ehe das geschicht / so sind wyr hundert mal tod / vnd haben vnser lebenslang alles vnbedechtig gehandelt / denn zu eygener erfahrung gehöret viel zeyt.

Weyl denn das iunge volck mus lecken vnd springen / odder yhe was zu schaffen haben / da es lust ynnen hat / vnd yhm darynn nicht zu weren ist / auch nicht gut were / das mans alles weret. Warumb solt man denn yhm nicht solche schulen zurichten / vnd solche kunst furlegen? Syntemal es itzt von Gottis gnaden alles also zugericht ist / das die kinder mit lust vnd spiel leren kunden / es seyen sprachen odder ander kunst odder historien. Vnd ist itzt nicht mehr die helle vnd das segfewr vnser schulen / da wir ynnen gemartert sind / vber den Casualibus vnd temporalibus / da wir doch nichts denn eyttel nichts gelernt haben durch so viel steupen / zittern / angst vnd iamer. Nympt man so viel zeyt vnd mûhe / das man die kinder spielen auff karten / singen vnd tanzen leret / Warumb nympt man nicht auch so viel zeyt / das man sie lesen vnd ander kunst leret / weyl sie iung vnd mûssig / geschickt vnd lûstig da zu sind? Ich rede fur mich / Wenn ich kinder hette vnd vermôchts / Sie mûsten mir nicht alleyne die sprachen vnd historien hôren / sondern auch singen / vnd die musica mit der ganzen mathematica lernen. Denn was ist dis alles / denn eyttel kinder spiel? darynnen die Kriechen yhre kinder vor zeytten zogen / da durch doch wunder geschickte leut aus worden zu allerley hernach tûchtig. Ja wie leyd ist mirs itzt / das ich nicht mehr Poeten vnd historien gelesen habe / vnd mich auch die selben niemand gelernt hat. Habe dafur mûst lesen des teufls dreck / die Philosophos vnd Sophisten mit groÿer kost / erbeyt / vnd schaden / das ich gnug habe dran aus zufegen.

So sprichstu. Ja wer kan seyner kinder so emperen / vnd alle zu iunckern ziehen? Sie mûssen ym hause der erbeyt warten &c. Antwort. Ist doch auch nicht meyne meynung / das man solche schulen anrichte / wie sie bisher gewesen sind / da eyn knabe zwenzig odder dreyssig iar hat vber dem Donat vnd Alexander gelernt / vnd dennoch nichts gelernt. Es ist itzt eyn ander wellt / vnd gehet anders zu. Meyn meynung ist / das man die knaben des tags eyn stund odder zwo lasse zu solcher schule gehen / vnd nichts deste weniger die ander zeyt / ym hausse schaffen / handwerck lernen / vnd wo zu man sie haben will / das beydes mit eynander gehe / weyl das volck iung ist / vnd gewarten kan. Bringen sie doch sonst wol zehen mal so viel zeyt zu / mit keulichen schieffen / ball spielen / lauffen / vnd rammelln.

Also kan eyn meydlin ia so viel zeyt haben / das des tages eyne stunde zur schule gehe / vnd dennoch seyus geschaffts ym hause wol warte / Verschleffts vnd vertantzet vnd verspielet es doch wol mehr zeyt. Es feylet alleyn daran / das man nicht lust noch ernst dazu hat / das iunge volck zu zihen / noch der wellt helffen vnd ratten mit feynen leuten. Der teuffel hat viel lieber grobe blôche vnd vnnûtze leut / das den menschen ia nicht zu wol gehe auff erden. (S. 17—19 d. N.)

So der Sprachgewaltige! Ich schlieÙe mit den trefflichen Worten, die der treue Philippus Melanchthon vor der Leiche des Freundes in der SchloÙkirche zu Wittenberg gesprochen:

„Ein jeder, der ihn recht erkannte, muÙ dieses zeugen, daÙ er ein sehr gûtiger Mann gewesen, mit allen Reden holdselig, freundlich und lieblich, und gar nicht frech, stûrmisch, eigensinnig und zûnkisch. Und war doch daneben ein Ernst und eine Tapferkeit in seinen Worten und Geberden, wie in einem solchen Manne sein soll. Sein Herz war treu

und ohne Falsch. Die Härte, so er wider die Feinde der Lehre in Schriften gebrauchte, kam nicht aus zänkischem und böshafem Gemüt, sondern aus großem Ernst und Eifer zur Wahrheit. Er hat einen sehr großen Mut und Mannheit erzeigt und sich nicht bald ein kleines Krauschen erschrecken lassen. Nicht ist er durch Dräuen, Gefahr und Schrecknis verzagt worden. Er ist auch von so hohem scharfen Verstand gewesen, daß er allein von andern in verwirrten, dunklen und schweren Händeln bald ersehen konnte, was zu raten und zu thun war. Er war auch nicht, wie etliche meinten, so unachtsam, daß er nicht gemerkt habe, wie es allenthalben mit der Regierung stehe. Er wußte recht wohl, wie das Regiment beschaffen ist, und achtete mit besonderem Fleiß auf Sinn und Willen der Leute, mit denen er zu thun hatte. Wir aber sollen ein stetig, ewig Gedächtnis dieses unseres lieben Vaters behalten und ihn aus unserem Herzen nicht lassen!“

(Zschopauer Wochenblatt 1883 Nr. 133.)

6. Zum Gedächtnisse M. Valentin Weigel's

bei der 300. Wiederkehr seines Todestages den 10. Juni 1888.*

„Die deutsche Wissenschaft hat bisher einem unserer originellsten Denker, dem Pfarrer Valentin Weigel in Zschopau, eine so geringe Beachtung angedeihen lassen, wie sie Persönlichkeiten dieses Ranges gerade in Deutschland nur selten erfahren“ — so beginnt Dr. J. Opels verdienstvolle Monographie dieses Mannes („Valentin Weigel.“ Leipzig 1864. XII. 364 S.), „der zu den ausgezeichnetsten Prosaisisten des 16. Jahrhunderts und zu den ersten Vertretern des modernen philosophischen Idealismus gehört, und dem in einer Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit in Deutschland einer der ersten Plätze angewiesen werden muß.“ Sein Andenken zunächst bei seinen Landsleuten in Sachsen gelegentlich der 300. Wiederkehr des Todestages zu erneuern, ist der Zweck dieser Zeilen.

* Der folgende Aufsatz sollte das Gedächtnis V. Weigel's gelegentlich der 300. Wiederkehr seines Todestages bei den Gebildeten seines Vaterlandes erneuern. Die Redaktion der einzigen in Sachsen erscheinenden Zeitung mit „Wissenschaftlicher Beilage“ lehnte jedoch den Abdruck mit der Bemerkung ab, „Weigel sei ihr für einen so langen Artikel nicht bedeutend genug“, und die „Wissenschaftliche Beilage“ brachte am Säkulartage anstatt der Erneuerung des Gedächtnisses eines ungerechterweise zurückgesetzten Landeskindes an ihrer Spitze einen Aufsatz über die Kreuzotter, wie man ihn in jeder populären Naturgeschichte findet. Hingegen enthielt die „Allgemeine Zeitung“ in ihrer Beilage vom 10. Juli 1888 (Nr. 190) eine längere Würdigung der Bedeutung Weigel's aus der Feder W. Carrierez.

Weigel ist 1533 geboren. Er berichtet über seinen Bildungsgang selbst folgendes:

„Ich, Valentin Weigel aus (Großen)hain, habe mich von früher Jugend an mit den Wissenschaften beschäftigt, in meiner Vaterstadt ungefähr sechs Jahre; hierauf bin ich der berühmten Meißener Fürstenschule durch meinen frühesten Gönner, den kurfürstlichen Rat Kommerstadt, zugeführt worden, wo ich ununterbrochen sechs Jahre lang von meinen Lehrern, dem Rektor Georg Fabricius, Hiob Magdeburger u. a. treulich unterwiesen wurde. Sodann besuchte ich mit Unterstützung des Kurfürsten August neun Jahre lang die Universität zu Leipzig, wo ich die Würde eines Bakkalaureus und eines Magisters erwarb. Endlich habe ich, abermals mit Unterstützung des Kurfürsten August, beinahe vier Jahre die berühmte Wittenberger Universität besucht und bin dann auf Befehl des Kurfürsten zum Pfarrer in dieser Stadt berufen und durch den hochwürdigen Paul Eber in Wittenberg ordiniert worden, meinen Lehrer, den ich wie einen zweiten Vater verehere.“

Daß er nach dreizehnjährigem theologischen Studium sogleich Pfarrer wurde, kann nicht befremden; aber er hat dann 21 Jahre lang dieses Amt in einer solchen Weise verwaltet, daß sein Andenken in Zschopau bis zu dieser Stunde noch nicht völlig erloschen ist. Am 10. Juni 1588 ist er gestorben. Dem Eintrage der Todesnachricht in das Kirchenbuch ist der Schmerzensruf beigefügt: „O iniquae Parcae, quid juvat, auferre talem?“ Der Leichenstein, von den Freunden gesetzt, hatte folgende, von Weigel herrührende, seine Grundanschauung enthaltende Inschrift:

„Quae per tempus amitto,	Quae in aeternitate possideo,
Haec invenio in aeternitate;	Cognosco in tempore.*

Wer Christo gläubet und fürchtet Gott,
Dem mangelt nichts weder hier noch dort.

Omnia me Christi vita docere potest.

Summa Summarum:**

O Mensch, lerne dich selber erkennen und Gott,
So hast du genung, hie und dort.

Pax vivis, requies aeterna sepultis.***

Ruhe und Stille ist Gottes Wille,
Das in mir, Herre, auch erfülle!

Amen.“†

* Was ich in der Zeit einbüße, das finde ich in der Ewigkeit, was ich in der Ewigkeit besitze, erkenne ich in der Zeit.

** Alles kann mich Christi Leben lehren. Alles in allem:

*** Friede den Lebenden, ewige Ruhe den Toten!

† Der Kirchenvorstand von Zschopau hat eine Nachbildung des bei einem Kirchenbrande 1748 verloren gegangenen Epitaphiums in Erz gießen lassen, die am Pfarrstuhle, neben dem Weigel begraben liegt, am 10. Juni 1888 unter entsprechender Feierlichkeit angebracht worden ist.

Man fand ihn, als im dreißigjährigen Kriege die Kirche zum Steinhäusen geworden, schon am dritten Tage wieder von allem Schutt gesäubert. Und als 1711 ein Nachfolger Weigels in der Predigt bemerkte: Es stecke noch viel Weigelianisch Gift in der Gemeinde, entstand ein solcher Tumult, daß der Türmer Feuerlärm zu hören glaubte, infolgedessen er die Sturmglocke zog. Nicht nur die wohldurchdachten, mit innerer Überzeugung vorgetragenen Predigten Weigels, bei denen es den Zuhörern vorkommen wollte, als sei das Haupt ihres Predigers mit einem gewissen Glanze umflossen, sondern auch seine unermüdlige, aufopfernde Sorge um die Armen und Kranken hat Weigels Andenken in der Gemeinde lebendig erhalten. In der That zeichnen sich die Weigelschen Predigten, die uns erhalten sind, vor den meisten, die aus jener Zeit vorliegen, durch einfache Klarheit und gemüthvolle Wärme aus, und wir begreifen sehr wohl, daß Kurfürst August, so oft er der Gast seines Oberjägermeisters von Nüxleben in Zschopau war, Weigel gern hörte. Insbesondere ist die Gedächtnispredigt, die Weigel der Frau von Nüxleben gehalten hat, nach Form und Inhalt meisterlich, erbaulich, tröstlich und gedankenreich. Sie ist übrigens von seinen Schriften die einzige, die noch bei seinen Lebzeiten gedruckt wurde. Daß Weigel keine Accidenzien annahm, wird berichtet; zugleich aber auch fälschlich, daß seine Frau hinter seinem Rücken die Accidenzien den Leuten doch abgefordert habe. Der Verzicht auf die Accidenzien dürfte begründet sein, da aus den noch vorhandenen Stadtrechnungen hervorgeht, daß Weigel von der Stadt jährlich „3½ Schock Meißner Groschen zugelegtes Geld“ erhielt. Dieses „zugelegte Geld“, das weder die Vorgänger noch die Nachfolger Weigels erhalten haben, dürfte wohl als Ausgleich für den Verzicht auf Accidenzien zu deuten sein. Da aber auch der Frau Pastorin Weigel einmal eine größere Summe zu wohlthätigen Zwecken seitens der Stadt überwiesen wird, so kann man wohl die obengedachte üble Nachrede als eine verleumderische Xanthippengeschichte bezeichnen. Daß Weigel die kirchliche Armenpflege organisierte, und daß diese Organisation noch am Ende des 17. Jahrhunderts bestand, verdient besonders hervorgehoben zu werden. An seiner Rechtgläubigkeit zweifelte man bei seinen Lebzeiten so wenig, daß er in der Chemnitzer Diözese zum Lokalvisitator bestellt wurde.

Was nun Weigels Namen berühmt und berüchtigt gemacht hat, das sind die von ihm hinterlassenen Schriften. Sie sind zunächst von seinen Freunden, dem C. Weickert und dem P. Biedermann, seinem Nachfolger, abgeschrieben, zum Teil wohl auch redigiert worden. Leider sind die Autographien verloren gegangen. Von Weigels Hand nämlich ist zur Zeit nur noch der Revers, den er nach Empfang des Wittenberger

Stipendiums dem Kurfürsten ausstellte, vorhanden; aber der Vergleich desselben mit den in Wolfenbüttel noch zahlreich vorhandenen handschriftlichen Weigelschen Schriften hat ergeben, daß diese ohne Ausnahme nur Abschriften sind.

Zwölf Jahre nach Weigels Tode leitete das Dresdener Konsistorium eine Untersuchung gegen Weigels Nachfolger ein, bei der zuerst eine Schrift Weigels, die dieser Nachfolger, P. Biedermann, abgeschrieben und wert gehalten, beanstandet wird. Die Folge war, daß P. Biedermann eine Strafstelle erhielt (er mußte mit dem Pastor zu Neckanitz tauschen). Das war 1600. Von 1609—1614 wurden dann die wichtigsten Weigelschen Schriften durch Christoph Bißmarck in Halle gedruckt: Das Gebetbüchlein (von dem schon 1605 Arndt einen Abschnitt in sein zweites Buch vom wahren Christentume aufgenommen hatte, ohne Weigel als Verfasser zu nennen), die Abhandlung „Vom Ort der Welt“, der „Goldne Griff“ und das „Christliche Gespräch“. Gegen diese Schriften erhoben die Theologen Widerspruch und wirkten ein Druckverbot gegen sie aus; auch wurden sie da und dort (in Zschopau jedoch erst 1624) weggenommen. Die Wirkung war die bekannte: die Schriften wurden um so eifriger gelesen und insbesondere in Neustadt bei Magdeburg 1618 und 1619 aufs neue gedruckt. Nun fanden sich aber auch die Herausgeber gemüßigt, ihrerseits in den Vorreden u. die Theologen heftig anzugreifen, und neben einigen echten Schriften, die in Halle noch nicht gedruckt waren, wozu namentlich die Abhandlung mit dem Titel „Erkenne dich selbst“ gehört, erschienen auch untergeschobene, so z. B. ein 2. und 3. Teil des „Erkenne dich selbst“ und eine Einleitung dazu mit dem Titel „Die Hütte Moses“. Neben einer echten „Betrachtung des Lebens Christi“ erschienen auch „Zwei (unechte) schöne Büchlein vom Leben Christi“ voll heftiger Schmähungen; auch bot die „Postille“ Gelegenheit, zwischen die Weigelschen Predigten allerhand eigene Erfindung einzuschmuggeln. Die Gegner nahmen sich nicht die Mühe, zu untersuchen, was Weigel angehöre, ihnen genügte die Thatsache, daß Weigel mit der Kirchenlehre in einzelnen Punkten nicht übereinstimmte, um ihn und seine Schriften und Anhänger in Bausch und Bogen aufs gröblichste und gründlichste zu verdammen. Der 80jährige Pastor Schellhammer schrieb eine zweibändige Widerlegung der Postille voll der heftigsten Schmähungen und unredlicher Verdrehungen der Weigelschen Sätze, gleichzeitig verwechselte er aber den Zschopauer Pastor Weigel mit einem gewissen Wigel aus Artern, den er in seiner Jugend gekannt, der später seines Amtes entsetzt worden war, und von dem er nicht anzugeben weiß, ob er überhaupt studiert habe. Diese Schellhammersche Fabel von

Weigels Leben wird bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts allgemein geglaubt und in den 36 Streitschriften gegen Weigel und sonst unzählige Male wiederholt, bis sie der Leipziger M. Kottth in einer besondern Schrift widerlegte, und Arnold in seiner Kirchen- und Ketzerhistorie diese Berichtigung zur Geltung brachte. So ist es auch nicht zu verwundern, daß die Benennung „Weigelianer“ ein Schimpfname wurde, mit dem jeder belegt wurde, der von der herrschenden Orthodorie im geringsten abwich. Es durfte sich „keiner mit einiger Kraft des heiligen Geistes blicken lassen, der nicht alsbald ein Weigelianer heißen müssen,“ insbesondere wurden, wie Andrea flagt, diejenigen, „welche in der Gottseligkeit und Kirchenzucht einen Ernst erwiesen, mit diesem Namen besudelt“. Auch der junge Pietismus wurde als „wiederauflebender Weigelianismus“ wiederholt und nicht mit Unrecht bezeichnet. Spener, Francke und Zinzendorf haben jedoch nur der einen Reihe der Weigelschen Ideen in der Kirche zum Siege verholfen, während seine philosophischen Grundgedanken erst von Fichte und Hegel wieder aufgenommen wurden. Leider ist diese Thatsache nicht allgemein anerkannt, weil die Sonderung der echten Schriften Weigels von den untergeschobenen erst von Oppl in der obengedachten Schrift ernstlich versucht worden ist. * Wie aber nach der Widerlegung der Schellhammerschen Fabel von Weigels Leben einzelne Theologen fortfuhren, trotz des in Zschopau vorhandenen Leichensteins und der Kirchenbücher zu behaupten, Schellhammer habe recht, Weigel habe nur, um die Zschopauer irre zu führen, vorgegeben, daß er aus Großenhain stamme u., so fahren die Theologen (Dorner ausgenommen) auch heute noch fort, in der Darstellung der Lehre Weigels, gleichmäßig aus echten und unechten Schriften zu schöpfen, und so Weigels Bild in wesentlichen Stücken zu verzeichnen. Insbesondere ist die Angabe in den Kirchengeschichten noch ganz allgemein, „daß er sich hauptsächlich auf Paracelsus stütze“, ferner „daß er die Offenbarung Johannis für das vornehmste Buch halte“ und daß er astrologischen Träumereien zugethan sei. Die Wahrheit ist, daß er, wie Luther, von der „Deutschen Theologie“ ausgeht; daß er, wie Luther, Tauler hochhält; im übrigen aber sagt er nicht bloß, „an den einigen Jesum Christum binde ich mich, bei den Schriften der Propheten und Apostel bleibe ich bis in den Tod,“ sondern die echten, das sind namentlich die in Halle gedruckten Schriften, bewähren es auch. Diese Halle'schen Schriften, nebst einigen wenigen später gedruckten und die bei seinen Lebzeiten herausgegebene „Predigt“ rühren zweifellos von Weigel her. Erst als sein Name durch sie bekannt und berühmt geworden, konnte jemand ein Interesse daran haben, Weigels Namen zu mißbrauchen. Die Halle'schen Schriften erweisen sich auch dem

Inhalte und der Form nach als die Schriften eines Verfassers. Sie zeichnen sich aus durch eine reine und edle Sprache, anschauliche und streng logische Darstellung, gemüthvolle Wärme und aus tiefster Überzeugung quellenden Vortrag. Sie berufen sich in erster Linie auf die Evangelien und die apostolischen Schriften, erst in zweiter auf die „Deutsche Theologie“ und Tauler, und nur selten und in Nebensachen auf Paracelsus, Mercurius, Plotinus &c. Die untergeschobenen Schriften aber strotzen von astrologischem Wust, den sie in einer mit lateinischen Brocken durchsetzten, unbeholfenen Sprache vortragen, und sie enthalten zum Theil ganz maßlose Schmähungen der „Mauerkirche“; der Theologen &c., die in den Halle'schen Schriften nirgends gefunden werden. Es ist schwer zu begreifen, wie man so lange zögern konnte, Weigel von der Schuld an den litterarischen Sünden derer, die seinen Namen mißbrauchten, freizusprechen! Bland noch, dem es doch wahrlich an Freimut nicht fehlte, begnügt sich zu sagen: „Man darf nicht alles Weigeln zur Last legen, was Seltsames und Paradoxes, wenigstens nicht alles, was ganz Sinnloses in seinen nicht von ihm selbst herausgegebenen Schriften vorkommt.“ Wir unsrerseits sind aber überhaupt nicht geneigt, ihm auch nur das geringste Sinnlose oder auch nur Seltsame zuzutrauen, da er sich in den Halle'schen Schriften als ein überaus klarer und reicher Geist ausweist, und wir protestieren deshalb mit Dr. Opel gegen die fernere Berufung auf die untergeschobenen Schriften, wenn es in Zukunft wieder jemand unternehmen will, Weigels Lehre darzustellen. Es ist freilich nicht möglich, dies in einem Zeitungsartikel näher zu begründen, wir müssen uns begnügen, auf „Opel, Valentin Weigel,“ Leipzig 1864, und auf „Israel, M. Valentin Weigels Leben und Schriften, nach den Quellen dargestellt,“ Zschopau 1888, zu verweisen. Die letztere Schrift behandelt auch zum ersten Male die ungedruckten Weigelschen und Pseudo-Weigelschen Schriften der Wolfenbüttler, Breslauer und Münchener Bibliothek.

Um aber dem Leser wenigstens einen Hauch Weigelschen Geistes zuzuführen, schließen wir mit einigen den Schriften Weigels entnommenen Sätzen.

Sätze aus Weigels Schriften.

Ein jedes Objekt ist einem jeden wie er selber ist; die Erkenntnis kommt aus dem Auge, und nicht aus dem Gegenwurfe (— so sagt W. immer für „Objekt“ —): den Pharisäern ist Christus ein Teufel, den Aposteln aber ist er ein Sohn des lebendigen Gottes; den Litteraten ist die Bibel ein Gift und Verführung, den Gläubigen aber ist sie ein angenehm lieblich Zeugnis.

Die Theologie ist mehr eine interna experientia, eine innere Erfahrung oder Befindung, denn externa litteralis cognitio, das ist ein äußerlich buchstabisch Wissen.

Nur an der Liebe erkennet man die Jünger Christi, und nicht am Predigthören, Beichten, Sakramentnehmen.

Je mehr Eigentum an Willen und Gütern, je größere Unruhe und Höllenpein, je weniger Eigentum an Willen und Gütern, je mehr Ruhe und ewige Seligkeit.

Einem einfältigen guten Herzen ist es mehr nütze, die Bibel zu lesen ein Jahr, denn alle Patres funfzig Jahre, ja so einer die Zeit seines Lebens zubringt in der Menschen Schriften, so findet er nicht so viel, als in der Bibel an einem Tage oder Wochen.

Unser geschaffener Wille soll also ganz verfließen dem ewigen Willen Gottes, daß Gott alles in uns wolle, und sollen im Süßen und Sauren, in Lieb und Leid, in Viel und Wenig, im Leben und Tod sagen: dein Wille geschehe!

Christus machet nicht Sekten, noch Ketzer, noch Zänker in der Theologie, sondern er führet in die lautere Wahrheit.

Ebensowenig als ein Fuchs oder Hase kann schreiben vom Menschen, was er sei: noch viel weniger wird ein Mensch von der hohen Gottheit vermögen zu schreiben, was sie sei.

Ich achte die heilige Schrift höher denn alle Menschenbücher, denn der heilige Geist hat sie diktirt und geschrieben; aber die Menschen, in welchen der heilige Geist nicht wohnet wesentlich, können nichts recht verstehen, noch auslegen; sie sind Lügner mit ihren Büchern.

Ach, daß alle Lehrer nichts mehr vor sich nähmen zu lesen und zu predigen als die heilige Schrift, und thäten solches mit einfältigem Herzen, der heilige Geist würde reichlich da sein, und die Welt würde nicht also abgeführt werden vom rechten Glauben. Es sind sanft-milde Phrases in der Schrift, die mir mehr Trosts und Verstands geben, denn alle Menschenbücher oder erdichteten Reden durch die Ausleger der ganzen Welt.

Wer Christum nicht im Herzen hat, der findet ihn weder hier noch dort.

Was wir mit Lust besitzen, verlieren wir mit Angst und Schmerzen.

Jede Partei meint, die Schrift gehe sie allein an, sie sei gleich so falsch sie wolle; denn der größte Nezer kann sich mit der Schrift flicken und decken wie Adam mit den Feigenblättern.

Das Auge siehet leibliche Dinge an und wird dadurch belustigt, aber das inwendige Auge siehet Gott an und wird zum höchsten erfreuet. Gleich wie aber der kleine Finger, so er vor das Auge geleyet wird oder gehalten, verhindert, daß man eine Stadt oder Berg nicht sehen kann, also auch verhindert eine kurze, schnöde Lust der Welt den ewigen, unendlichen Schatz der neuen Geburt.

Nicht ein jeder ist der Wahrheit fähig.

Die Buchstaben sind tot, sie können nicht reden; hast du kein Urtheil oder Verstand in dir, so sind dir die Bücher so viel nütze, als einem deutschen Drescher das chaldäische ABC.

Die Bibel kann man verbrennen, den Geist aber nicht.

Je näher dem Centrum, je seliger, je ferner vom Centrum, je unruhiger und unseliger.

Die Menschheit gleicht einem Haufen Trunkener, die wohl wissen, daß sie nicht daheim sind, und die doch den Weg in ihr Haus oder Heimat nicht treffen; so sind die Menschen trunken durch Weltweisheit, Vernunft, Laster, Sünde.

Alles Kontemplieren, Lesen, Betrachten und Studieren in göttlichen Dingen giebt einen schönen Bericht und mannigfaltigen lieblichen Unterschied, machet feine, bescheidene, verständige, hochsinnige Menschen, es

führet auch und weist zur Seligkeit; aber es wirkt noch giebt nicht die Seligkeit. Gott muß sie allein selber wirken in der gelassenen Gelassenheit. Also bleibet Gott die Ehre allein, ihm gebühret sie allein und nicht der Kreatur, nicht unserm Laufen, Wollen oder Wirken.

Es ist aber der Himmel nichts andres als ein gut Gewissen in dem heiligen Geiste, und ist in uns und nicht außer uns. Also ist auch keine größere Hölle als ein böses Gewissen in dem Teufel; und ist in den Verdammten und nicht außer ihnen.

Keiner kommt in die Finsternis, er habe denn auf Erden in der Finsternis gelebt, und keiner kommt in das Licht, er habe denn auf Erden im Lichte gewandelt, das ist in Christo. Die Seligen haben den Himmel in ihnen und sind im Himmel; die Verdammten haben die Hölle in ihnen und sind in der Hölle.

Gott hat keinen größeren Feind als die natürlichen Schriftgelehrten.

Ein guter Mensch läßt sich gerne weisen, ein böser wird immer ärger. Ein gut Herz wird immer besser, auch durch solche Dinge, die für sich selber nicht groß wären oder gut, und ein böses Herz wird immer geärgert, auch in Christo selber und seiner Lehre, viel mehr an Schriften und Büchern. Es muß einem bösen Herzen alles verkehrt und böse sein, auch die Bibel und Christus selbst, so ein gutes Herz alles zum besten aufnimmt und prüfen kann.

Einen solchen gewaltigen Schöpfer haben wir, daß er diese große Welt fassen kann in eine Faust, das ist in den Mikrokosmos oder Menschen beschließen.

(Zschopauer Wochenblatt 1888 Nr. 67.)

Über die Schule.

Über die Schenkung

7. Ist es ratsam, dem pädagogischen Unterrichte im Seminare Herbart's System zu Grunde zu legen?

Vortrag, gehalten auf dem 6. deutschen Seminarlehrertage zu Berlin am 28. September 1881.

Hochverehrte Versammlung! Der verdienstvolle Geschäftsführer unsrer Vereinigung hat vor einiger Zeit an mich die Frage gerichtet, ob ich geneigt wäre, für die gegenwärtige Versammlung einen Vortrag zu übernehmen. Nein konnte und wollte ich nicht sagen. Ich konnte es nicht, denn die Frage war in so liebenswürdig-dringend-zwingender Form gestellt, daß sie schicklicher Weise bejaht werden mußte, und ich wollte es auch nicht, da ich die Ehre zu schätzen weiß, meine bescheidene Kraft in den Dienst der Versammlung stellen zu dürfen.

Was die Wahl des Themas betrifft, so glaubte ich nicht fehl zu greifen, wenn ich nach einem zeitgemäßen Umschau hielt; warum ich aber das gewählte für zeitgemäß hielt, brauche ich nur anzudeuten. Am Schlusse unsrer letzten Versammlung lasen wirs in einer Weimariſchen politischen Zeitung schwarz auf weiß, daß die pädagogische Welt gegenwärtig von einigen unsrer Fachgenossen in zwei Hälften geteilt wird: die eine ganz kleine bilden sie selbst als Anhänger Herbart's und als alleinige Vertreter der wissenschaftlichen Pädagogik; die andre ungleich größere bildet der große Haufe der „Bulgärpädagogen, denen die Pädagogik ein Eldorado des Dilettantismus ist“. Zu den letzteren wurden die in Weimar Versammelten so ziemlich ohne Ausnahme nolens volens geworfen. Selbstverständlich ist es nicht entfernt meine Absicht, die Versammlung gegen jene unwürdigen, dazu die einfachsten Gesetze der Gastfreundschaft verletzenden Ausfälle zu verteidigen. Nachdem aber der Vorgang in Zeitschriften und Broschüren des Weiteren erörtert worden ist, hoffe ich auf Ihre Zustimmung, wenn ich darauf ausgehe, durch meinen Vortrag eine Aussprache darüber einzuleiten, welche Stellung besonnene Männer, die nicht gewohnt sind, lediglich auf des Meisters Wort zu schwören, zu Herbart und seiner Lehre einnehmen. Dabei werde ich dem Beispiele des

Verfassers der beachtenswerten Schrift: „Herbart und seine Jünger“* (Langensalza, 1880) folgen, der es für angemessen, vielleicht sogar für nötig gehalten hat, als Anhänger Herbarts den Wortführern der jüngsten Herbartischen Schule hauptsächlich Herbarts eigene Worte entgegenzuhalten: ich werde mich bei meinen Nachweisen, welche Herbartische Lehren betreffen, auf dessen eigene Worte beschränken, wie sie in der trefflichen Ausgabe der pädagogischen Schriften desselben von Willmann jedermann leicht zugänglich sind.

Gehen wir also an die Untersuchung der gestellten Frage: Ist es ratsam, dem pädagogischen Unterrichte im Seminare Herbarts System zu Grunde zu legen?

1. Der Vollblut-Praktiker wird sie entschlossen und bündig mit „Nein“ beantworten, und als Grund einfach angeben, daß dem Seminaristen als künftigen Volksschullehrer überhaupt kein pädagogisches System, keine Theorie fromme, folglich auch die Herbartische nicht, daß das Seminar seine Zöglinge vielmehr lediglich in die Praxis einzuführen habe. Hiergegen ist einzuwenden, daß der denkende Erzieher niemals bloßer Empiriker werden kann, weil dies die Natur seines Geschäftes verhindert, die ihn zwingt, sich um Psychologie und praktische Philosophie zu kümmern (II, 507).** Hat er aber etwa mit der Philosophie gebrochen, so sucht er seine Zuflucht nicht lediglich bei der Erfahrung, sondern zugleich bei der Religion (II, 231); denn bloße Praxis ist, um weiter mit Herbart zu reden, eigentlich nur Schlendrian. Jeder erfährt nur, was er versucht, und die Theorie muß erst lehren, wie man durch Versuch und Beobachtungen zu entscheidenden Erfahrungen gelangt; der neunzigjährige Dorfschulmeister hat bei allem Gefühle seiner langen Mühe doch möglicherweise nur die Erfahrung eines siebenzigjährigen Schlendrians, ohne Kritik seiner Leistungen und seiner Methode (I, 235, 338). Folglich hat das Seminar die Verpflichtung, seine Zöglinge mit pädagogischer Wissenschaft und Denkkraft auszurüsten; es hat ihnen mit der pädagogischen Wissenschaft aber nicht etwa eine Brille, sondern ein Auge für die Betrachtung der Schulangelegenheiten zu geben (I, 340).*** Daß damit der hohen Bedeutung der praktischen Vorbildung nicht zu nahe getreten werden soll, versteht sich von selbst; nicht überflüssig aber dürfte es sein,

* Dr. von Sallwürf hat sich seitdem als Verfasser genannt.

** Sämtliche Citate, die nur den Band und die Seitenzahl angeben, beziehen sich auf J. F. Herbarts Pädagogische Schriften, herausgegeben von Dr. D. Willmann. 2 Bände. 2. Ausgabe. Leipzig, Verlag von Leopold Voß. 1880.

*** Anleitung, hier wie in allen Hauptpunkten Herbarts Anschauungen vollständig kennen zu lernen, giebt das treffliche comparative Register im 2. Bande der Willmannschen Ausgabe.

in Kürze Herbart's Ansichten über die Bedeutung der Praxis und der Praktiker anzuführen. Er spricht nicht nur von dem „edlen“ (I, 112) Pestalozzi, den er voll würdigt, sondern auch von den „Bulgärpädagogen“ seiner Zeit, insbesondere von Niemeyer, Salzmann, Campe und den Mitarbeitern am Revisionswerke jederzeit mit der größten Hochachtung (I, 479, II, 227, 252 u. öfter), und er bemerkt ausdrücklich, daß seine „allgemeine Pädagogik“ ihr Dasein beinahe ebenso sehr einem kleinen Kabinett von sorgfältig angestellten und bei sehr verschiedenen Gelegenheiten gesammelten Beobachtungen und Versuchen, als seiner Philosophie verdanke (I, 506). Von seinen Zuhörern setzt er voraus, daß sie mit dem Inhalte der „Niemeyserschen Grundsätze“ genau vertraut seien. Von diesem Werke aber urteilt er, daß es zum praktischen Gebrauche das Sicherste und Bewährteste darbiete, vielfach so vollständig und vortrefflich, daß dem Anfänger dadurch jede weitere Auseinandersetzung überflüssig werde. Es bilde, indem es die Summe der pädagogischen Erfahrung so deutlich als konzentriert darstelle, den festen Boden, von dem jeder kühnere Versuch ausgehen, und wohin er bei jeder Umwandlung von Zweifel und Ungewißheit sich wie in eine feste Burg zurückziehen müsse (I, 233). Er nennt die Pädagogik eine praktische Wissenschaft, welcher es wichtig ist, daß man die Kontinuität ihrer Fortbildung stets anerkenne, damit kein unnötiges Mißtrauen ihr entgegenwirke (II, 252); seiner Meinung nach ändert sie sich langsam, folgt niemals bloß der Spekulation, auch niemals bloß der Erfahrung, wohl aber empfängt sie Wirkungen von beiden Seiten, die sich gegenseitig mildern und berichtigen (II, 295).*

2. Zugegeben also, daß es notwendig ist, neben der praktischen Schulung der Seminaristen auch die Theorie nicht zu vernachlässigen, können wir der Frage näher treten, ob die Herbart'sche Theorie dazu sich eignet. Wer möchte unbedingt „Nein“ sagen, wenn er sich vergegenwärtigt, daß auch die Gegner Herbart zu den „wahrhaft originalen und befruchtenden Geistern auf dem Gebiete der Pädagogik“ zählen, „dessen

* Hierher gehört auch das schöne, von dem Verfasser der Broschüre „Herbart und seine Jünger“ citierte Wort (II, 229): „Die pädagogische Praxis erteilt allen denen, die sich lange und anhaltend mit ihr beschäftigen, einen Schatz von gleichartigen oder doch nahe ähnlichen Erfahrungen und Belehrungen, vermöge deren sie einen gemeinsamen Boden haben, auf dem sie stehen; wodurch es ihnen bei sehr abweichenden Theorien wenigstens leichter sein muß, sich zu verständigen, als es außerdem sein würde. Nicht aber bloß in Erfahrungen, sondern auch in Gesinnungen erkennen sich diejenigen, denen es mit der heiligen Sache der Erziehung redlicher Ernst ist. Heftiges Streiten ziemt sich nicht auf dem Felde der Erziehungslehre. Der Standpunkt des echten Pädagogen ist so hoch, daß er alle Streitigkeiten auf den Feldern des Wissens und Forschens nur als ein Zusammenwirken für die Bestimmung der Menschheit, die mitten im Streite sich selbst erzieht und emporingt, kann gelten lassen.“

hohes Verdienst es ist, für die erziehende Einwirkung in der Gesetzmäßigkeit und Abhängigkeit menschlicher Geistesentwicklung die näheren Bedingungen und teilweise die tiefere Grundlage aufgesucht, und die einseitig idealistische Vorstellung einer wesentlich spontanen und immanenten Entfaltung zerstört zu haben, und der ein wirkliches Werden des Geistes unter der Einwirkung der Erziehung nachgewiesen und verstehen gelehrt hat“ (Moller in dem Art. über Herbart in der Encyclopädie d. Erz. u. Unterrichtswesens von Schmid. 2. Aufl. III, 375). Unbedingt „Ja“ zu sagen ist aber nicht minder bedenklich, der „Wenn und Aber“ sind zu viele, und wir werden uns der Mühe nicht entziehen können, die hauptsächlichsten zu erörtern.

Wie schon angedeutet, besteht das Hauptverdienst Herbarts in der systematischen Anordnung und in der durchgängigen psychologischen Begründung der pädagogischen Vorschriften; auch hat er die Bedeutung des Unterrichts für die Charakterbildung schärfer hervorgehoben und genauer bestimmt, als vor ihm geschehen. Damit hat er jeder künftigen Bearbeitung der pädagogischen Theorie einen festen und fruchtbaren Boden bereitet. Was man auch immer gegen die Psychologie Herbarts einwenden mag, so viel steht fest, der Pädagogik hat sie ungleich größere Dienste geleistet als irgend eine andre. Wer sich vielleicht die Mühe nehmen will, eine etwas eingehendere pädagogische Anwendung der Psychologie der Hegelschen Schule, wie sie Rosentanz (Psychologie, 2. Aufl. Königsberg, 1843) gegeben, zu versuchen, dem wird das besonders klar werden. Auch im einzelnen hat Herbart manches schärfer beleuchtet und richtiger beurteilt, als seine Vorgänger; namentlich seine kleineren pädagogischen Schriften geben dazu zahlreiche und glänzende Beispiele. Vollständiger aber wird die oft gehörte Frage, was er denn eigentlich Neues gebracht, erst dann zu beantworten sein, wenn die Pädagogik eine Darstellung der geschichtlichen Entwicklung ihrer Hauptideen haben wird, wie sie die Theologie in der Dogmengeschichte besitzt. Das muß aber schon jetzt hervorgehoben werden, daß man mit Übertreibungen, denen man nicht selten begegnet, als sei bei Herbart und in seiner Schule das Meiste neu und erst entdeckt, Herbart selbst keinen Dienst erweist, der die Verdienste und Leistungen seiner Vorgänger viel zu genau kannte und viel zu hoch schätzte, als daß er je daran gedacht hätte, sie zu ignorieren. Beispiele solcher Überschätzung Herbarts sind unschwer zu finden. Welchen Staub hat nicht vor einiger Zeit eine Broschüre aus dem Herbartischen Lager mit dem Titel: „Der Verbalismus in der deutschen Volksschule“ insbesondre in Sachsen aufgewirbelt! In der 16 Seiten langen Einleitung dieses Schriftchens werden die Lehrer wacker gescholten, dann wird der „unsaubere Geist“, der die deutsche

Volksschule verdirbt, als Verbalismus entlarvt, und endlich auf kaum einer Seite das alleinrettende Heilmittel, der „erziehende Unterricht“ im Sinne Herbarts gepriesen. Vor fast neunzig Jahren aber schon schreibt Johann Georg Rosenmüller in der kurzen Nachricht von der Einrichtung der Freischule in Leipzig (Dr. J. G. Rosenmüllers Anweisung zum Katechisieren. Nebst einer kurzen Nachricht v. d. Einr. d. Freyschule in Leipzig. Leipzig, 1793. S. 66) so schlicht als deutlich: „der größte und zugleich gewöhnlichste Fehler in gemeinen Schulen ist, daß man Kindern Worte lehrt, ohne ihnen Begriffe des Wortes zu geben“, und dann folgt ruhig und prompt der Nachweis, wie man diesen Fehler in der Leipziger Ratsfreischule vermeidet. So findet sich, um noch ein Beispiel anzuführen, die mit Recht gerühmte Anschauung Herbarts, daß der Unterricht das Interesse des Schülers erregen muß, wenn er wirksam sein soll (II, 438), ja daß das Gefühl des klaren Auffassens die einzige und echte Würze des Unterrichts ist (I, 89), schon in einem fast zwei Jahrhunderte alten „Bedenken vom Schulwesen“ mit folgenden Worten klar ausgesprochen: „Will man aber auch noch mit Fleiß die Sachen (— die Aufgaben und das Lernen —) schwer und dadurch die Schüler desto fleißiger machen, so ist's abermal weit gefehlet; denn ein Lehrling nicht anders proficiret, er empfinde denn einige profectus, und kriegen also eine Lust, je mehr und mehr den Pöffen zu merken und weiter zu streben“ (Samml. selten gew. päd. Schr. d. 16. u. 17. Jahrh., herausg. v. Israel. III, 24).

Zimmerhin steht aber nach dem vorhin Gesagten fest, daß auch der Seminarunterricht, sofern er sich theoretischen Betrachtungen zuwendet, an Herbart nicht ohne Weiteres vorbeigehen kann. Doch stoßen wir bei der Erwägung der Frage, wie wir uns die Herbart'sche Pädagogik zu Nutzen machen könnten, auf nicht geringe Bedenken.

3. Zunächst fällt auf, daß Herbart nirgends die Bildung der Volksschullehrer in den Kreis seiner Betrachtungen zieht. Daß unsre Anstalten für die große Mehrzahl der Gebildeten eine terra incognita sind und wahrscheinlich auch bleiben werden, müssen wir verschmerzen. Es ist die natürliche Folge des Umstandes, daß mit geringen Ausnahmen alle, die außer den Lehrern zu den Gebildeten zählen, die eigne Jugendbildung einem Gymnasium oder einer Realschule verdanken, und daß sie diesen Anstalten auch fast ausschließlich die eignen Kinder wieder zuführen, woraus sich das viel größere Interesse, dessen sich diese Schulen erfreuen, hinreichend erklärt. Daß aber ein pädagogischer Schriftsteller uns mit Stillschweigen übergeht, ist gerade kein Grund, für ihn zu schwärmen. Wir dürfen indeß nicht übersehen, daß uns Herbart trotzdem nahe genug steht. Er legt den Hauptnachdruck überhaupt nicht auf die Schule und

das Schulwesen, sondern auf die Privaterziehung; der stehen die Seminar- und Volksschullehrer aber näher als die Lehrer an Gymnasien und Realschulen. Auch da, wo Herbart die Gymnasien und Realschulen (die er Bürgerschulen nennt) näher ins Auge faßt, schweben ihm mehr die einzelnen ausgezeichnet beanlagten Schüler vor. Auf deren möglichst vollkommene Ausbildung zielen seine Vorschläge, weil die Welt seiner Meinung nach von Wenigen abhängt, weil wenig richtig Gebildete sie richtig lenken können (I, 349). In zweifelhaften Fällen ist ihm bei Auswahl und Anordnung der Erziehungsmittel die Wirkung auf die Fähigen maßgebend, weil die recht fähigen Köpfe die wichtigen sind, die einst Tonangebenden, während bei den andern der Unterricht überhaupt nichts Entscheidendes wirken kann (II, 164). Er ist energisch bemüht, das Gymnasium von allen Elementen, die es nicht ganz und nicht lediglich zur Vorbereitung auf wissenschaftliche Studien besuchen, zu befreien (II, 106, 153).* Er behauptet, der Gymnasiast sei vom ersten Anfange an anders beschäftigt, als der Elementarschüler, auch könne sich das Gymnasium von keiner Elementarschule eine irgend bedeutende Vorarbeit versprechen, es wäre denn in den allerersten Anfängen des Lesens und Schreibens, die aber eigentlich jedes Kind zu Hause gelernt haben sollte (II, 109). Er legt bedeutendes Gewicht darauf, daß die Odyssee mit neun- bis zehnjährigen Knaben in der Ursprache gelesen werde, und daß sein „ABC der Anschauung“, das Dezimalbrüchen und trigonometrischen Bezeichnungen und Begriffen nicht aus dem Wege geht, noch früher begonnen und als Vorstufe der Mathematik durchgearbeitet werde. Ja er macht von der vorherigen Durchführung dieser Ideen seine weiteren Vorschläge über die übrigen Teile des Lehrplanes abhängig (II, 130). Daß befähigte Knaben bei gewandter und energischer Führung — „man erlaube weder sich noch den Kindern die Geduld eher zu verlieren, bis die völlige Einsicht hervorspringt“, lautet die Anweisung! (I, 179) — bereits in so früher Jugend so starke Speise vertragen, ist mehrfach erprobt worden. Es soll auch nicht bestritten werden, daß der geistige Gewinn ein ungewöhnlicher gewesen sein mag. An eine allgemeinere Durchführung ist jedoch nicht zu denken, ist es doch auch in den Gymnasien bei vereinzeltten Versuchen, mit dem Unterrichte im Griechischen zu beginnen, geblieben. Nach dem Gesagten kann es uns auch weiter nicht auffallen, wenn wir finden, daß Herbart, trotz der aufmerksamen

* „Daß man junge Leute, die nicht studieren sollen, dennoch durch die Gymnasialklassen gehen läßt und dort mit Strenge zu Arbeiten anhält, deren Zwecklosigkeit sie nur zu gut voraussehen — ist einer von den stärksten Beweisen von Mangel an Nachdenken und von Hingebung an unbestimmte Lobpreisungen der alten Sprachen, die an Charlatanerie grenzen.“

Teilnahme, die er Pestalozzi und den Erziehungsrevisoren, zu denen er auch Niemeyer zählt, schenkt, die Entwicklung und Vervollkommnung der Methoden des Unterrichts im elementaren Lesen, Schreiben und Rechnen nicht zu kennen scheint. Er schreibt im Jahre 1841 noch: man solle anfangs nur in kleinen Zahlen, etwa bis zwölf oder zwanzig rechnen; das Lesenlernen gehe oft langsam und brauche oft viel Geduld; zum Schreiben leite das einfache Zeichnen, welches sich mit den ersten Anschauungsübungen verbinden müsse, sei das Schreiben im Gange, so fördere es das Lesen (II, 603). Vom taktmäßigen Zugsprechern aller Schüler sagt er, es sei nicht ganz ohne Erfolg in manchen Schulen versucht worden und könnte mitunter für die ersten Stufen des Unterrichts jüngerer Kinder zweckmäßig sein (II, 536). Lauter Sätze, die ein erfahrener Elementarlehrer mit Ausrufungs- und Fragezeichen versehen wird. Nicht minder wird er nur mit Kopfschütteln vernehmen, daß Herbart's Lieblingszögling, Karl von Steiger, der die Odyssee bereits hinter sich hat, in vier Briefzeilen sieben orthographische Schnitzer macht, die ihm Herbart in der Antwort sanft zu Gemüte führt (I, 67).

Pädagogische Kunst und Gewandtheit setzt Herbart einfach voraus, wie sie erworben wird, will er nicht lehren, nur zur Vervollkommnung und Verfeinerung dieser Kunst soll z. B. sein ABC der Anschauung eine kleine Veranlassung liefern (I, 153).^{*} Ist nun auch hinzuzufügen, daß die Herbart'schen Schriften über die elementare Behandlung der Naturkunde, Geographie und Geschichte treffliche Auskunft geben, und daß er überhaupt dem methodischen Verfahren beim Elementarunterrichte durch Aufzeigung der Gesetze des Vorstellungsverlaufes zu prinzipieller Klarheit und Sicherheit verholfen hat, so ist doch klar, daß, wenn wir im Seminarunterrichte Herbart folgen wollen, insbesondrer die Methodik des Lesens, Schreibens und Rechnens ergänzt werden muß. Da es aber keine Schwierigkeit hat, in einem im ganzen stattlichen Hause einige vernachlässigte Zimmer wohlicher einzurichten, so brauchten wir aus diesem Grunde nicht gleich an einen Neubau zu denken. Übrigens fehlt es ja auch nicht an Versuchen, Herbart in der angedeuteten Richtung zu ergänzen; insbesondrer läßt sich dies neuerdings die Zillersche Schule angelegen sein. Es würde nun zwar die Grenzen meines Vortrags unangenehm erweitern, wollte ich hier eine ausführliche Kritik dieser Bemühungen einflechten; eine „Episode“ jedoch möchte ich, Herbart's Kate folgend (I, 153), einschalten.

^{*} Ein andermal sagt er trocken: „Wie überhaupt die Kunst, alles, was bei Kindern Eigensinn heißt, auszulöschen, ohne ihrer Heiterkeit zu schaden, hier vorausgesetzt wird“ (I, 281).

Wenn ich recht sehe, so entfernt sich manches, was die „Jünger“ Herbarts behaupten und verfolgen, von dem, was mir des Meisters Meinung zu sein scheint (der Verfasser der schon erwähnten Broschüre „Herbart und seine Jünger“ läßt dies auch durchblicken). Wo fände sich bei Herbart ein so „schädliches Selbstvertrauen“, wie es uns seine Jünger — gestatten Sie mir, daß ich mich der Kürze halber dieses Ausdruckes in dem Sinne der citierten Broschüre öfter bediene — nicht selten entgegenbringen? Er möchte lieber, daß man behauptete, es habe noch keiner unter den Menschen Pädagogik, diese tiefe Wissenschaft, Erziehungskunst, diese schwere und nie auszulernende Kunst wirklich verstanden (II, 43). Ein erfahrener Erzieher werde niemals von Unfehlbarkeit zu reden wagen (II, 209), auch nicht alle Erfahrungen nur nach der Methode beurteilen, die er sich selbst zu eigen gemacht (II, 16). Weil Herbart überzeugt ist, daß die Pädagogik seit Locke im beständigen Fortschreiten, wenn auch nicht auf ganz geradem Wege begriffen ist (II, 295), und weil er weiß, wie schwer es ist, in der öffentlichen Erziehung auch nur das mindeste zu verbessern, so ist er kein Himmelsstürmer. Ihm ist jeder kleinste Fortschritt schon willkommen, wäre er auch nur das nächste Mittel, um das Bedürfnis dessen, was sich eigentlich gebührt, stärker und allgemeiner fühlbar zu machen (II, 79), und weil ja auch in Wirklichkeit sehr oft das mögliche viel mehr als das, was sein soll, in Frage kommt (II, 478). Herbart bekennt, keinen Begriff von Erziehung ohne Unterricht zu haben, und er erkennt keinen Unterricht an, der nicht erzieht (I, 341). Trotzdem hegt er keine überspannten Erwartungen von den erziehlichen Wirkungen des Schulunterrichts, er treibt den Begriff „erziehender Unterricht“ nicht auf die Spitze. Wiederholt sagt er: die Erziehung ist wesentlich Sache der Familien (I, 557, II, 9, 456, 663). Ferner: der gesamte Unterricht von den Elementen bis zur höchsten Gelehrsamkeit ist für die Erziehung ein Zweites und Drittes, nimmermehr das Erste; darum sind Schulen, die ihrer Natur nach das Lehren und Lernen zur Hauptsache machen, keine Erziehungsanstalten und können es nie werden. Sie sind Hilfsanstalten für Familien (II, 460). Ferner: nicht aller Unterricht ist erziehend, nicht aller Unterricht kann sich den Wunsch, zu erziehen, als seinen Hauptzweck vorsetzen (II, 240), ja er nennt es einen Jugendtraum, durch Verbesserung des Unterrichts etwas Bedeutendes wirken gewollt zu haben (II, 296). In der Schule ist seiner Meinung nach für den Meister in der Erziehungskunst kein Platz, weil die Schule die pädagogische Thätigkeit nicht erweitert, sondern verengt (II, 45). Ob Herbart die konsequent durchgeführte Konzentration des Elementarunterrichts und die schablonenhafte Anwendung der „Stufen des Unterrichts“, wie wir sie

in der Zillerschen Schule finden, billigen würde, ist mir zweifelhaft. Er sagt: Um die Empfänglichkeit zu schonen, darf man einerlei nicht zu lange darbieten, die Eintönigkeit ermüdet (II, 540). Die Jugend klettert und springt gern und folgt nicht leicht dem ganz ebenen Pfade (II, 569). Die Bemühung, alles auf eine Spitze zu stellen, muß dem Erzieher ebenso schädlich werden, als auf der andern Seite das Zerreißen und Zerstückeln dessen, was wirklich zusammengehört (II, 21; vergl. auch II, 205, 473 und 537). Beiläufig sei bemerkt, daß die Gruppierung des Elementarunterrichts um einen Konzentrationsstoff nichts Neues ist. Schon im vorigen Jahrhundert hat der Professor Stoy in Nürnberg die biblische Geschichte in ausgedehnter Weise in seiner Bilderakademie für die Jugend (2 Bände mit 54 Kupfertafeln, 1784 — doch hat er die Bearbeitung schon vor dem Erscheinen des Basedowschen Elementarwerks begonnen) als „Konzentrationsstoff“ benutzt. Er bildet z. B. auf einer der 54 Kupfertafeln (deren viele von Chodowiecki gezeichnet sind) in der Mitte den König David ab, wie er vor der Bundeslade tanzt, ringsum aber sind in 8 kleinen Bildern dargestellt die Sängler des Waldes, die Brustbilder griechischer und römischer Dichter, musikalische Instrumente, Orpheus *z.* Immer bildet nämlich eine Szene aus der biblischen Geschichte den Mittelpunkt, um welche 7—8 mit der Hauptidee verwandte Nebenvorstellungen aus der Geschichte, Mythologie, Naturgeschichte, dem gemeinen Leben *z.* in kleineren Bildern versinnbildlicht werden.

Was aber Herbart mit größter Entschiedenheit und Schärfe tadeln würde, das ist das hie und da laut gewordene Verlangen nach Staatshilfe für die Durchführung des sogenannten Erziehungsunterrichts. Folgende Aussprüche Herbarts dürften dies außer Zweifel stellen: „Die eitelsten aller Lehrpläne möchten wohl die Schulpläne sein, welche für ganze Länder und Provinzen entworfen werden. — Ich gestehe, keine reine Freude zu empfinden, wenn Staaten sich der Erziehungsangelegenheiten auf eine Weise annehmen, als ob sie es sich, ihrer Regierung und Wachsamkeit zutrauten, das zu vermögen, was doch allein die Talente, die Treue, der Fleiß, das Genie, die Virtuosität der einzelnen erringen, durch ihre freie Bewegung erschaffen und durch ihr Beispiel verbreiten können, und wobei den Regierungen nur übrig bleibt, die Hindernisse zu entfernen, die Bahnen zu ebnen, Gelegenheiten vorzurüsten und Aufmunterungen zu erteilen — immer noch ein großes und sehr ehrwürdiges Verdienst um die Menschheit.“ So lesen wir in der Allgemeinen Pädagogik (I, 448 und 449). Und in einem offiziellen Gutachten dies: „Sollte der unglückliche Fall eintreten, daß der Staat mehr wüßte als die Schule, und die letztere von jenem sich müßte gefallen lassen,

nicht bloß Befehle, sondern auch Belehrungen zu empfangen: so läge ein solcher Fall ganz außer dem natürlichen Verhältnisse der Dinge und wäre als eine kurz dauernde Ausnahme zu betrachten. Die Schule muß vielmehr die Befehle selbst, denen sie Folge leisten soll, erst überlegen, um zu finden, wie dieselben mit gar manchem, was sich stillschweigend von selbst versteht, in Einklang zu bringen seien. Sonst entsteht ein übertriebener Diensteifer, der keinen Dank gewinnt, wenn er sich auch wohl mit dem Buchstaben der gegebenen Vorschriften entschuldigen kann.“ Schließlich bemerkt er: „Aller Gesetzgebung traue ich nur insofern eine wahre Stetigkeit zu, als sie den Augenblick ergreift, in welchem ein richtiger Zustand der Dinge schon vorhanden ist, um diesen zu bestätigen und ihm Dauer zu verleihen“ (II, 143 und 157).

4. Untersuchen wir nun weiter, was der Einführung des Herbart'schen pädagogischen Systems in den Seminarunterricht im Wege steht. Was viele von Herbart abschreckt, das ist seine eigentümliche, mitunter eigenfönnige Terminologie, die von seinen strikten Anhängern zu einer Art Geheimsprache fortgebildet worden ist. Ohne Zweifel liegt die pädagogische Terminologie überhaupt im Argen: sogar für „Pädagogik“ setzt man ja ganz harmlos „Schulkunde“, und wie grundverschiedene Dinge unter der Bezeichnung „Lehrformen“ zusammengefaßt werden, ist ganz erstaunlich. Die schlimme Folge ist, daß in der Pädagogik unendlich viel Streit um bloße Worte geführt wird, und daß die Verständigung und gemeinsame Arbeit selbst ganz Gleichstrebender erheblich erschwert ist. Eine Milderung dieses Übelstandes ist nur zu hoffen, wenn man sich entschließt, 1) an Bezeichnungen, die gebräuchlich und zugleich klar und bestimmt sind, festzuhalten, 2) wenn man von notwendigen neuen Bezeichnungen nur diejenigen einbürgert, welche dem Sprachgebrauche entsprechen. Man kann nicht behaupten, daß alle Herbart'schen Termini die letztere Bedingung erfüllen. Vielmehr hat Herbart ganz besonders durch die eigentümliche Bedeutung, die er den Ausdrücken Regierung, Zucht und Methode giebt, die Verständigung mit seinen Anhängern, die teils diese Ausdrücke strikt beibehalten, teils sich untereinander wieder abweichender Bezeichnungen bedienen, erheblich und ohne entsprechenden Gewinn erschwert. Wenn Herbart selbst sagt: Die Trennung der Begriffe Regierung und Zucht dient weit mehr dem Nachdenken des Erziehers, welcher wissen soll, was er thut, als daß sie in der Praxis sichtbar werden dürfte (II, 525), in welcher vielmehr oft Regierung und Zucht einerlei Maßregeln gebrauchen (I, 486), ja in welcher sich mitunter die Zucht so mit der Regierung vermischt, daß sie sich kaum unterscheiden lassen (II, 575), und wenn er selbst anfänglich, weil dies dem Sprachgebrauche besser

entspricht, Zucht nennt, was später Regierung heißt (I, 489), so springt die Unbrauchbarkeit dieser Begriffstrennung für den Schulgebrauch in die Augen. Übrigens hat bekanntlich Waitz die strenge theoretische Scheidung aufgegeben, durch Umkehrung der Bezeichnungen die Verwirrung aber noch gesteigert. Stoy setzt für Regierung „Polizei“. Palmer findet die Unterscheidung willkürlich, Gräfe gar gesucht, unwahr und widersprechend (Allgem. Pädag. Leipzig 1845. II, 33). Was Herbart allem Sprachgebrauche zuwider unter Methode versteht, ist schwer zu erklären, ich will Sie aber nicht aufhalten mit der Erläuterung des Herbartischen Satzes: „Der Fortschritt der Besinnung ist Methode“ (I, 386), da die Herbartianer selbst anfangen, diesen terminus aufzugeben (Herbart und seine Jünger S. 12, Anm.).

Es ist eigentlich verwunderlich, daß Herbart, dessen Stil Hartenstein mit Recht klassisch nennt, der in dem Umriss pädagogischer Vorlesungen und insbesondre auch in den kleineren Schriften erstaunlich klar und verständlich bei aller wissenschaftlichen Schärfe schreiben kann, diese und andere Termini, die so leicht zu Mißverständnissen führen, wählen konnte. Da wir nun im Seminare mit Rücksicht auf die Vorbildung unsrer Zöglinge allen gelehrten Ballast, zu dem eine schwer verständliche Terminologie zu rechnen, meiden müssen, so werden wir auch nicht umhin können, die Herbart'sche Bezeichnungsweise teilweise zu verändern. Es wird aber nur teilweise nötig sein, denn nicht immer ist der Herbart'sche Sprachgebrauch so spröde. Die Gerechtigkeit erfordert, nach den soeben gemachten Ausstellungen auch ein Beispiel vom Gegenteil anzuführen, das ist ein Beispiel davon, wie trefflich es Herbart versteht, uns seine Unterscheidungs- und Bezeichnungsweise gewissermaßen auf der Stelle einleuchtend zu machen. Ich wähle dazu seine Auffassung des Begriffes „Interesse“ und eine gelegentliche Verdeutlichung der Möglichkeit, das unmittelbare Interesse in sechsfacher Weise gleichmäßig auszubilden, nämlich nach seiner empirischen, spekulativen, ästhetischen, sympathetischen, gesellschaftlichen und religiösen Seite (II, 546 ff.). Er sagt: „Es ist eine bekannte pädagogische Vorschrift, der Lehrer müsse suchen, seine Schüler für das, was er vorträgt, zu interessieren. Allein diese Vorschrift wird gewöhnlich in dem Sinne gegeben und verstanden, als wäre das Lernen der Zweck, das Interesse aber das Mittel. Dieses Verhältnis nun kehre ich um. Das Lernen soll dazu dienen, daß Interesse aus ihm entstehe. Das Lernen soll vorübergehen und das Interesse soll während des ganzen Lebens beharren. Um diesen Unterschied recht deutlich einzusehen, betrachte man ein paar ungleiche Methoden, Griechisch zu lehren, die freilich nur ein Beispiel sind, das aber statt aller anderen dienen kann. Gedike schrieb unter

mehreren Chrestomathien auch eine griechische, und er suchte darin recht viel Interessantes zusammenzubringen, drollige Erzählungen, Fabeln, kleine historische Bruchstücke, nichts Großes und Ganzes. Ich dagegen las vor zwanzig Jahren mit acht- und neunjährigen Knaben die Odyssee, und ich lasse sie jetzt fortwährend in dem mir anvertrauten pädagogischen Seminar mit Kindern desselben Alters lesen, die zuvor auch nicht den kleinsten Satz im Griechischen hatten erklären hören. Natürlicherweise sind nun die ersten Zeilen in Gedikes Chrestomathie weit interessanter für die kleinen Anfänger, als die ersten Verse des Homer; und überdieß sind die Knaben, welchen Gedike seine Chrestomathie bestimmt, wohl ungefähr in dem Alter, wie diejenigen, welche bei mir schon die ganze griechische Odyssee durchgelesen haben. Es scheint also, als hätte jener weit besser dafür gesorgt als ich, daß der Unterricht in der genannten Sprache interessant sein möge. Allein der Unterschied liegt in dem Interesse, was die Lektüre zurückläßt. Homer erregt die Aufmerksamkeit ganz allmählich, er treibt sie immer höher; er bringt am Ende eine solche Spannung in dem kindlichen Gemüthe hervor, wie man sie nur von irgend einem Buche in der Welt erwarten kann, und von dieser Spannung bleibt fortdauernd ein großer Eindruck zurück, mit welchem späterhin alle Eindrücke der ganzen alten Geschichte und Litteratur verschmelzen. Gedikes Chrestomathie ist vergessen, wenn sie durchgearbeitet ist; was von ihr bleibt, das sind, gemäß der Absicht des Verfassers, Vokabeln und grammatische Formen" (II, 81 ff.). — Ein andermal führt er aus: „Das unmittelbare Interesse vermag nicht bloß intensiv stärker zu werden, sondern oft kann es auch der Art nach mannigfaltig sein. Ein Beispiel. Das Studium der Geschichte interessiert erstlich empirisch, durch bloße Mannigfaltigkeit und Abwechslung. Pragmatische Geschichtsforschung interessiert zweitens spekulativ durch Nachweisung des Notwendigen im Zusammenhange der Begebenheiten. Dichtern und Künstlern ist drittens die Geschichte eine Fundgrube ästhetischer Verhältnisse; eben diese nutzt jeder tüchtige Geschichtsschreiber zur anziehenden Darstellung. Aber das Anziehende liegt viertens noch mehr in der Sympathie mit Leiden und Freuden der historischen Personen. Auch dieses wird fünftens noch überboten durch das gesellschaftliche Interesse, welches die Schicksale ganzer Nationen und Staaten einflößen. Und endlich sechstens hat wohl noch nie ein tüchtiger Geschichtskenner gelebt, der nicht vielfach aus dem irdischen Gedränge nach oben geblickt hätte, getrieben von der Sehnsucht nach Trost und Hoffnung" (II, 438 ff.).

Dieses Beispiel, dem viele ähnliche beigelegt werden könnten, sollte beweisen, daß Herbart bei aller Eigentümlichkeit nicht nur ganz klar und

bestimmt unterscheidet, sondern daß er auch für seine Unterscheidungen sprachgemäße und verständliche Bezeichnungen wählt, die allen Anspruch haben, allgemein angenommen zu werden, weil sie neben der Autorität auch vielfach die Priorität für sich haben.

5. Wenden wir uns nun endlich der Untersuchung des Haupthindernisses, das der Herbart'schen Pädagogik den Eintritt ins Seminar zu versperren scheint, zu, welches darin zu suchen ist, daß sie eng mit seiner Philosophie, die nicht allgemein anerkannt ist, zusammenhängt.

Es ist nicht zu leugnen, daß man den Pädagogen Herbart vollkommen nur versteht, wenn einem der Philosoph, insbesondere der Psycholog und praktische Philosoph Herbart nicht fremd geblieben. Der abstrakte Empirismus und Realismus der Herbart'schen Philosophie muß aber manches herbe Urteil von zuständiger Seite über sich ergehen lassen. Auch die Psychologie Herbarts, so sehr man ihre Bedeutung anerkennt und den Fortschritt, den sie gebracht, ist nicht in allen Teilen unbestritten. Die Hoffnungen, die Herbart auf die mathematische Bearbeitung derselben gesetzt hatte, haben sich nicht erfüllt, und seine Anschauung, als sei der Wille nur ein gehemmttes, sich wieder aufarbeitendes Vorstellen (I, 309), als erzeuge er sich in den Vorstellungsmaßen (II, 576), als wurzele er im Gedankenkreise, das heißt in der Verbindung und Gesamtwirkung der Vorstellungen, die der Mensch erworben hat (II, 531), ist auch von Männern, die ihm sonst nahe stehen, z. B. von Lohse, bekämpft worden. Das klingt nun nicht sehr erbaulich und beinahe so, als stände die Pädagogik Herbarts auf sehr schwachen Füßen, und als sei es überdies allzu schwierig, zu ihr vorzudringen. Da ist zu erinnern, daß Herbart eigentlich von der Pädagogik aus zu seiner Philosophie gelangt ist, daß er seine „Allgemeine Pädagogik“ veröffentlicht hat, bevor er sein philosophisches System entwickelt hatte. Er würde dies gewiß nicht gethan haben, wenn er geglaubt hätte, seine Pädagogik könne gar nicht für sich bestehen; wenn er auch auf Mißverständnisse gefaßt war (I, 319), so war er doch überzeugt, sie müßte „vieles enthalten, das viele ansprechen könnte,“ und daß auch der Leser, der seine Philosophie nicht kenne, für sich Brauchbares finden würde (I, 325).

In der That kann jeder Gebildete an das Studium der Herbart'schen pädagogischen Schriften, zumal an der Hand eines Führers wie Willmann, gehen, ohne den Eingang über die weiten Gefilde seiner theoretischen und praktischen Philosophie zu nehmen. Und wenn wir uns die Herbart'sche Erklärung des Willens z. B. auch nicht aneignen können, so steht doch fest, daß Herbart gezeigt hat, wie die Erziehung auf die Entschließungen des menschlichen Willens Einfluß gewinnen kann durch die Ausbildung

des Gedankenkreises; wenn wir auch überzeugt sind, in das „Heiligtum des Willens, des Entschlusses“ — dieses Ausdruckes bedient sich Herbart selbst einmal (I, 499, Anm.) — nicht eindringen zu können, so läßt Herbart den Erzieher doch nicht so ratlos, wie z. B. Fichte, der uns zwar versichert, der Mensch bedürfe nur eines kräftigen Entschlusses, um ein anderer zu werden, der uns aber nicht zu sagen weiß, wie wir ein Kind dazu bringen können, einen solchen kräftigen Entschluß zu fassen.

Was nun den Unterricht im Seminare betrifft, so liegt es wohl auf der Hand, daß es nicht ratsam sein wird, die Paragraphen des Umrisses pädagogischer Vorlesungen oder die der allgemeinen Pädagogik nach und nach zu erklären. Das würde wohl Herbart am ersten tadeln, denn er verlangt, wie schon bemerkt, von seinen Zuhörern genaue Kenntnis des Miemeyerschen Werkes, also die Bekanntschaft mit einer empirischen Pädagogik als Vorschule und notwendige Grundlage seiner Theorie. Wir werden also, auch wenn wir uns in vielen und wesentlichen Stücken zu Herbart bekennen, doch immer dabei bleiben müssen, die Seminaristen in einer mehr empirischen, der praktischen Ausbildung parallel gehenden Weise in die Theorie der Pädagogik einzuführen, wir werden, um mit Herbart zu reden, mit der „Vertiefung und Besinnung“ beginnen müssen, und das wird uns so in Anspruch nehmen, daß wir nur zu den Anfängen der „Methode“ und des „Systems“ gelangen werden. Wie das im einzelnen sich gestalten muß, kann hier nicht auseinandergesetzt werden, weil bei der großen Verschiedenheit der äußeren Verhältnisse eine allgemein gültige Regel überhaupt nicht aufgestellt werden kann.* Es liegt im Wesen der Herbartischen Psychologie als einer in erster Linie auf Erfahrung, und erst in zweiter auf Metaphysik und Mathematik begründeten Wissenschaft, daß sie eine fruchtbare pädagogische Anwendung bereits zuläßt, auch wenn man sich nur an die allen zugängliche Erfahrung hält und die metaphysische und mathematische Begründung beiseite läßt, wie ja die Physik auch für die Praxis fruchtbar war, lange bevor das von Mayer entdeckte Gesetz von der Erhaltung der Kraft den tieferen Zusammenhang der einzelnen Erscheinungen aufdeckte. Es liegt aber, wie ich aus Erfahrung weiß, gar nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, die theoretische Einsicht der Seminaristen so weit zu fördern, daß die denkenden Köpfe, wenn auch erst gegen das Ende der Seminarzeit, im stande sind, dem Gedankengange des „Umrisses pädagogischer Vorlesungen“ ohne große Mühe zu folgen und so sich des Zusammenhanges dessen, was sie im einzelnen begriffen haben, bewußt zu werden. Hat der Unterricht das Interesse für

* Wie der Verfasser nach Maßgabe seiner lokalen Verhältnisse verfährt, ist zu ersehen aus dem 8. Jahresberichte über das Königl. Seminar zu Bschopau, S. 12—16.

pädagogische Studien (Interesse im Herbart'schen Sinne genommen) erregt, so kann man mit diesem Resultate zufrieden sein und das Weitere dem Selbststudium, der Fortbildung überlassen. Wenn aber das Studium pädagogischer Schriften dem nach höchster Tüchtigkeit strebenden Lehrer ein Bedürfnis ist, so wird er, auf Herbart hingewiesen und für ihn vorbereitet, einer ferngesunden, sein geistiges Wachstum fördernden Kost gewiß nicht entbehren.

Daß ich einem peinlichen Anschlusse an Herbart nicht das Wort rede, wird zwar bereits deutlich hervorgetreten sein, ich möchte aber insbesondre auch mit Rücksicht auf die nächste Veranlassung zur Wahl meines Themas noch ein Wort hinzufügen. Mit Recht beklagen sich die Schüler Herbarts, daß man ihren Meister nur zu oft vergißt, daß man ihn nicht in die Reihe der Autoritäten einfügt, daß man sich immer nur auf Comenius, Pestalozzi, Basedow zc. beruft und Herbart nicht einmal erwähnt. Aber nicht minder fehlerhaft dürfte es sein, uns anderen, die wir angeblich in tiefer pädagogischer Finsternis wandeln, nur Herbart und die sich ausdrücklich als seine Schüler bekennen, als leuchtende Exempel, als „Pädagogen von Gottes Gnaden“ vorzustellen. Es ist schon gesagt worden, daß sich Herbart keineswegs losgelöst weiß von der pädagogischen Entwicklung, daß er seinen Vorgängern, insbesondre Pestalozzi und Campe, alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Warum sollten wir diese Männer beiseite lassen? Warum sollten wir der gesamten pädagogischen Litteratur, soweit sie nicht der Herbart'schen Schule angehört, mit Mißtrauen gegenüberstehen? Wer findet, daß Rosenkranz (die Pädagogik als System, § 25. 26) die Begriffe „Arbeit“ und „Spiel“ schärfer und pädagogisch fruchtbarer entwickelt als Herbart (II, 527), wem die Beneke'sche Unterscheidung von Lehrformen und Lehrveranstaltungen klarer erscheint, als die so verschieden aufgefaßten Ausdrücke „analytischer und synthetischer Unterricht“ bei Herbart (II, 559), wem die gleichfalls von Beneke gebrauchte Bezeichnung „Gruppen und Reihen“ besser zusagt, als die Herbart'sche „Komplexionen und Reihen“ — der darf meines Erachtens nicht gezwungen werden, lediglich dem System, der Genossenschaft zu Liebe eine Enthaltfamkeit zu üben, die weder uns noch unsern Schülern frommt. Oder sollen wir die Behandlung der physischen Erziehung, die Herbart aus seinem Systeme verwiesen hat, obwohl er ihre Wichtigkeit nicht verkennet (I, 475) und selbst in den Briefen über die Anwendung der Psychologie auf die Pädagogik schätzenswerte Beobachtungen über den Einfluß der leiblichen Entwicklung auf die Charakterbildung mitgeteilt hat (II, 291 ff.), durchaus dem Lehrer der Naturgeschichte überweisen? Herbart selbst würde uns das verdenken, rühmt er es doch Brzostka,

dem Verfasser einer Schrift über die Notwendigkeit der pädagogischen Seminare auf Universitäten, nach, daß dieser seine Stimme verstärkt habe durch die Stimmen sehr vieler anderen Schriftsteller, ja er erklärt sogar, die Abweichungen, die sich Brzózka, der Herbart's Schüler war, von seines Meisters Systeme erlaubt, könnten als Beweis des eignen Denkens zur Empfehlung des Buches beitragen (II, 271). Herbart's Meinung nach ergänzen sich Basedow und Pestalozzi in gewisser Beziehung, und die Frage, soll man dem einen folgen oder dem andern, beantwortet er nicht mit ja und nicht mit nein, sondern mit der Salomonischen Entscheidung: „Eins muß das andere nicht ausschließen“ (I, 305).

Habe ich der Natur der Sache nach bis jetzt hauptsächlich nur zu denen gesprochen, die Pädagogik im Seminare zu lehren haben, so wende ich mich zum Schlusse noch mit wenigen Worten an die Herren Kollegen in unsrer Versammlung, die nicht speziell mit der Vertretung der pädagogischen Disziplinen im Seminarunterrichte betraut sind, an die Herren Geographen, Geschichtsmänner, Mathematiker, Musiker, Naturwissenschaftler, Religions-, Schreib-, Turn- und Zeichenlehrer! Für den Fall, daß Sie es nicht bereits gethan haben — wenden auch Sie neben Ihren Spezialstudien Ihre Aufmerksamkeit den Herbart'schen pädagogischen Schriften zu, Sie selbst und die Seminare werden Gewinn davon haben, es wird sich der dem Gedeihen unsrer Schulen so notwendige gemeinschaftliche Sinn für das eigentlich Bildende jedes Unterrichtsfaches mehr und mehr entwickeln. Auch das ist zu wünschen, es möchten die Anschauungen über manche unsrer gemeinsamen Angelegenheiten, die Herbart in unübertrefflich klarer und überzeugender Weise auf Grund seiner scharfsinnigen Beobachtungen entwickelt — so über die Grundsätze, nach denen die Aufsicht über Kinder und junge Leute zu führen (I, 37, 40, 353; II, 527, 655), über die Überbürdung der Schüler (I, 38; II, 608), über die Übungen in selbständigen Aufsätzen (II, 155, 567) u. a. — mehr und mehr Allgemeinut aller Lehrer zum Segen für unsre Anstalten werden.

Wäre es schicklich, würde ich auch die Herren, welche mit der Leitung der Schule, sei es im kleinen, sei es im großen, betraut sind, bitten, bisweilen bei Herbart ein „Gutachten“ über allgemeine Maßregeln und insbesondre über die Grundsätze, nach denen die Leistungen der Schulen zu beurteilen sind, einzuholen. Da mir dies aber nicht zusteht, schließe ich meinen Vortrag mit dieser stummen Bitte.

(Aus den Pädagogischen Blättern von Dr. Kehr. X, Heft 6. 1881 mit Erlaubnis des Verlegers E. F. Thienemann in Gotha abgedruckt.)

8. Über die wirksamsten Mittel zur Hebung des Lehrerstandes.

Historisch-politische Betrachtung, angestellt auf der 9. Generalversammlung des Allgemeinen Sächsischen Lehrervereins in Dresden am 28. September 1891.

Hochverehrte Versammlung! Der Gegenstand, den ich vor Ihnen, hochverehrte und liebe Amtsgenossen, einer historisch-politischen Betrachtung unterziehen will, geht uns alle sehr nahe an: die Standesehre ist gleichsam die geistige Luft, die wir atmen, das Wasser, auf dem unser Amtsschifflein schwimmt. Aber ich verhehle mir nicht, daß es eine heikle Sache ist, von der Hebung des Lehrerstandes vor einer so großen Versammlung zu reden. Zwar beruht das, was ich auszuführen gedenke, soweit es nicht rein geschichtlicher Natur ist, auf Erfahrung; aber wenn man über 35 Jahre im Amte steht, so ist einem doch manches zweifelhaft geworden, was man im Eifer der Jugend für unfehlbar hielt, und man hat sich mit manchem ausgesöhnt, wenn nicht gar befreundet, was dem jugendlichen Gefühle unsympathisch war. Und so werde ich mich zufrieden geben, wenn auch nur die älteren Amtsgenossen meine Darlegung zutreffend finden sollten. Doch hoffe ich, auch in den jüngeren das Gefühl zu erregen, daß der Lehrerstand mit dem, was er gegenwärtig erreicht hat, im allgemeinen wohl zufrieden sein kann, und daß der historische Gang, den unsere Angelegenheiten genommen haben, zu der Hoffnung berechtigt, wir werden das, was wir noch auf dem Herzen haben, sicher erreichen, weniger durch Erregung von Sturm und Drang, als in ruhig fortgesetzter tüchtiger und geduldiger Arbeit.

Ich wählte mit Bedacht die Form der historischen Betrachtung, denn es wird genügen, die Entwicklungsgeschichte des Lehrerstandes aufzuzeigen, nachzuweisen was unserm Stande gefrommt und was ihm geschadet hat, wie er sich in erster Linie durch die staatliche Gesetzgebung, in zweiter durch eignen Fleiß und rastlose Bemühung allmählich aus unscheinbaren Anfängen zu seiner gegenwärtigen geachteten Stellung emporgeschwungen hat. Die Moral aus der Geschichte zu ziehen und auch zwischen den Zeilen zu lesen, kann in einer Versammlung von Lehrern füglich jedem selbst überlassen werden.

1. Die Ansicht des Aristoteles, daß der Mensch nach seiner Naturanlage ein ζῷον πολιτικόν sei, ein Wesen, das erst in Verbindung mit feinesgleichen in der Gesellschaft und im Staate zu der ihm eignen

Entwicklung und der ihm möglichen Vollkommenheit gelangen kann, wird neuerdings wieder allgemeiner anerkannt. Infolgedessen schenkt man überall den engeren Lebensgemeinschaften, die sich von jeher gebildet haben und die man Stände zu nennen pflegt, wieder mehr Aufmerksamkeit. Das Bestreben, im Staate und in der Gesellschaft alles gleich zu machen, das in der französischen Revolution in fragenhafter, schrecklicher Gestalt eine alles Historische niederreißende Gewalt ward, und das dann in sanfteren Formen geraume Zeit das kirchliche und politische Leben beherrschte, ist ermattet, der Kosmopolitismus hat seinen Zauber verloren selbst da, wo ihm Schiller sein Pathos und Goethe seinen Namen geliehen.¹ Wohl halten wir fest an der großen Errungenschaft der französischen Revolution, der Gleichheit aller vor dem Gesetze; wohl dürften für alle Zeit die Sonderrechte der bevorzugten Stände verschwunden sein: daß man, um Hauptmann zu werden, vier Ahnen nachweisen mußte; daß der Bürger den Bauer zwingen konnte, seine Früchte erst in der Stadt feilzubieten, bevor er sie anderswo verkaufen durfte; daß auf dem Lande die meisten Gewerbe nicht ausgeübt, ihre Erzeugnisse nicht verkauft werden durften. Allein es ist uns auch klar, daß eine Gesellschaftsordnung, wie sie Marx erfunden, und wie sie Bebel und Genossen erstreben, in der alle Standesunterschiede ausgelöscht sein sollen, zugleich das Grab aller Kultur sein würde, daß diese Gesellschaftsordnung nicht einmal dem Staate der Bienen, sondern höchstens einem Ameisenhaufen gleichen würde. Nun führt freilich das Bestreben der Menschen, sich in Stände abzusondern, in Gemeinschaft mit Gleichstrebenden mehr Geltung im Leben, leichtere Befriedigung aller Bedürfnisse zu erlangen, zu allerhand Reibungen; jeder Stand sucht sein Ansehen zu heben, sucht in Gemeinschaft durchzusetzen, was der einzelne nicht vermag. Da kreuzen sich wohl die Interessen, und man nennt dann nach unten hin das Überhebung, Anmaßung, Unbescheidenheit, was man doch nach oben hin selbst zu thun keineswegs sich scheut. Denn nach oben strebt in der menschlichen Gesellschaft alles. Wie die Vorstellungen in unsrer Seele alle ein Streben haben, bewußt zu werden, so sucht ein jeder Stand und in und mit ihm jeder einzelne sich zur Geltung zu bringen. Wie aber dieses Streben der Vorstellungen an sich gesund und überhaupt das Zeichen geistigen

¹ Das Schillerische: „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt“ — läßt uns kalt; hingegen ist jung und alt von seinem deutshesten Gedichte, der Glocke, entzückt. Befremdlich erscheinen uns die griechischen Überschriften der Gesänge in Hermann und Dorothea, und selbst schwärmerische Verehrer Goethes beklagen es schmerzlich, „daß er das Genie des ersten Napoleon für unüberwindlich hielt, daß er nicht die Gabe besaß, einem verzweifeltsten Volke, das in seiner Qual verstummt war, Lieder in den Mund zu legen, die sein Herz erheben und zu neuen Thaten befeuern.“ (Scherer, Gesch. d. deutsch. Litteratur. Berlin 1885^a. S. 649.)

Lebens ist, und wie nur die fixen Vorstellungen, die nicht aus dem Bewußtsein weichen wollen, gefährlich und ein Anzeichen von Krankheit sind, so sind auch im Staate nur die Streber gemeinschädlich und gefährlich, die mit List und Gewalt die Mitstrebenden zu Falle zu bringen suchen. Das allgemeine Streben nach vorwärts und nach oben aber ist natürlich und ein Zeichen der Gesundheit, denn offenbar verjüngen sich unablässig die höheren Stände aus den tieferstehenden — Beispiele von Luther bis Bismarck und Moltke sind in Fülle allgemein bekannt —, immer größer wird die Zahl derer, die sich eines „menschenwürdigen“ Daseins erfreut. Kein Billigdenkender wird es demnach dem Lehrerstande verargen, wenn er, wie alle anderen Stände, ebenfalls bestrebt ist, seine ökonomische Lage zu verbessern und eine seinen Diensten, die er der Gemeinde, dem Staate und der Kirche leistet, entsprechende Rangordnung zu behaupten. Daß es zuweilen mit Ungestüm und mit Ungeschick geschah, soll nicht geleugnet werden. Der Erfolg war freilich dann auch regelmäßig wie in der Fabel vom Manne mit dem Mantel: je ärger es stürmte, desto fester wickelte er sich ein — der Gemeinde- oder Stadtrat nämlich, oder der Herr Fiskus. Auch das wirft man den Lehrern vor, daß sie über ihren Stand hinausstreben, ihre Söhne am liebsten studieren lassen. Darauf ist zu erwidern, daß in dem Maße, als der Lehrerstand sich gehoben hat, auch die Zahl der Lehrersöhne, welche die Seminare besuchen, zugenommen hat; wie es ja auch erfreulich ist, daß seit etwa zwanzig Jahren die heftigen und zuweilen pietätlosen Angriffe der Lehrer auf ihre Bildungsanstalten aufgehört haben. Seitdem diese Anstalten dem Bedürfnisse einer gründlicheren Bildung genügen, erinnern sich auch die Lehrer ihrer gern als einer mater alma, und sie suchen in Vereinigungen mit ihren Studiengenossen, wie das die Afraner, Thomaner, Crucianer &c. längst gethan haben, die Erinnerungen an ihre Schulzeit von Zeit zu Zeit aufzufrischen. Daß aber begabte Lehrersöhne den gelehrten Ständen zugeführt werden, wird im Hinblick auf die Dienste, die Lehrersöhne dem Staate in hohen und höchsten Stellungen geleistet haben und noch leisten, niemand als dem Staatsinteresse zuwiderlaufend bezeichnen dürfen. Die Mißgunst aber, der der Lehrerstand zuweilen noch begegnet, und die mehr als schiefen Urtheile, die er zeitweilig noch über sich ergehen lassen muß, finden ihre ausreichende Erklärung in der Thatsache, daß er zu den jüngsten Ständen gehört, daß er erst in der neueren Zeit durch die Gesetzgebung eine selbständige staatliche Stellung gewonnen hat.

Selbst wenn man den Begriff „Lehrerstand“ allgemeiner faßt und außer den Volksschullehrern auch die Lehrer an den höheren Schulen mit

einbezieht, gelangt man zu keinem erheblichen Alter. In der alten Dreiteilung: „Lehr-, Wehr- und Nährstand“ ist unter dem „Lehrstande“ nicht der heutige Lehrerstand, sondern die Geistlichkeit zu verstehen. Einen vom geistlichen Stande gesonderten Lehrerstand giebt es im 16. Jahrhundert noch nicht; erst im 17. und 18. Jahrhundert löst er sich allmählich vom Stande der Geistlichen ab.

Wohl hatte die Reformation das Schulwesen neu belebt, aber die Schulen, welche Luther in seiner „Schrift an die Rathern“¹ im Sinne hat, sollen dem geistlichen Stande und der Verwaltung der Städte tüchtige Männer heranziehen, und wie der berühmte „Sächsische Schulplan“² ein Abschnitt aus dem Unterrichte der Visitatoren der Kirche ist, so sind die Schulordnungen des 16. Jahrhunderts fast ausnahmslos nur Abschnitte der Kirchenordnungen, und die Lehrer sind durchweg Theologen, die nur in ihren jüngeren Jahren der Schule dienen. Bis in die erste Hälfte unsers Jahrhunderts studierten die Schulmänner Theologie und nur nebenbei Philologie, und die Rektoren und Lehrer nicht nur der Gymnasien, sondern auch der mittlerweile von ihnen abgezweigten Realschulen, Seminare und Bürgerschulen waren bis gegen die Mitte unsers Jahrhunderts fast ausnahmslos Theologen, die größtenteils die Absicht hatten, bei günstiger Gelegenheit ins geistliche Amt überzutreten. „Sie pflegten,“ wie Ehlers sagt, „wenn sie das eine Auge auf ein Schulamt richteten, schon mit dem andern nach dem nach ihrer Hoffnung bald darauf erfolgenden Predigtamt zu sehen.“³ Die Ablösung eines gesonderten Lehrerstandes vom geistlichen Stande mit selbständiger Vorbildung und selbständigen Rechten vollzog sich allmählich. Im 17. und 18. Jahrhundert erschienen die Schulordnungen unabhängig von den Kirchenordnungen; aber erst 1786 wird in Braunschweig durch die Errichtung eines „Schuldirektoriums“ zum ersten Male in deutschen Landen eine selbständige Schulverwaltung eingeführt.⁴ Eine Dissertation, die 1685 unter dem Voritze des berühmten Juristen Samuel Stryk an der Universität zu Frankfurt a. Oder gehalten wurde und die den Titel führt „de jure praeceptorum,“⁵ liefert den Nachweis, daß um diese Zeit

¹ Faksimileausgabe bei F. A. Rajchle, Zschopau. Außerdem in demselben Verlage eine billige und genaue Textausgabe mit erläuternden Anmerkungen.

² Genaue Textausgabe mit Anmerkungen im 1. Hefte der Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften älterer Zeit. 2. Auflage. Zschopau 1893. F. A. Rajchle.

³ M. Ehlers, Gedanken von den zur Verbesserung der Schulen notwendigen Erfordernissen. Altona 1766. S. 181.

⁴ Monumenta Germaniae Paedagogica VIII. Braunschweigische Schulordnungen 2. S. CXXII.

⁵ Der Autor ist Christian Busse. Gedruckt ist die Dissertation zu Frankfurt a. O. 1685. Ang. Öffentl. Bibl. zu Dresden, Diss. jur. civ. 418, 2.

der Lehrerstand auch von der juristischen Wissenschaft als selbständiger Stand anerkannt wird. Sie ist bezeichnenderweise in deutscher Übersetzung der ersten selbständigen Zusammenstellung preussischer Schulgesetze beigefügt, die nach Beendigung des siebenjährigen Krieges 1764 erschien.¹ „Ich halte dafür,“ sagt der Verfasser in der Vorrede, „daß es die Schullehrer nicht ungerne sehen werden, wenn auf dem Lehrstuhle der Rechtsverständigen ihr Recht behandelt wird. Denn ihr Recht wird nur gar zu oft bestürmet. Theils geschieht solches aus einer vorgefaßten Meinung, wenn die Vorgesetzten sich überreden, sie müßten sich gegen diese Männer nicht anders verhalten, als sie von jeher gesehen und gehöret hätten. Theils läßt man sich durch einen persönlichen Haß und Eigennuß verleiten. Man macht einem Lehrer deswegen Weitläufigkeiten, daß man ihn absetzen und einen anderen durch einen krummen Weg befördern kann. Bisweilen ist der Neid an jener Kränkung des Rechtes schuld.“

In der That, nur mühsam gelangt der Lehrerstand zu einigem Ansehen. „Wenn Einer ist,“ sagt der berühmte Prediger Schuppius, „der nirgend fortkommen kann und weder zu kochen noch zu braten tauget, so sagen die großen Politici, er muß sich behelfen, er muß einen Schuldienst annehmen, bis man siehet, wie man ihm weiter helfe.“² Nicht ein unzufriedener Satirenschreiber, wie etwa der Verfasser der bekannten „sieben bösen Geister“, sondern die herzoglich braunschweigische Schulordnung vom Jahre 1651 giebt als Hauptgrund für den jämmerlichen Zustand der Schulen an, „daß man sehr wenige rechtschaffen qualifizierte Leute beim Schuldienste zur Verfügung habe, und wenn man sie unterweilen antreffe, sei es unmöglich, sie continuierlich bei der Institution der Jugend zu behalten. Das rühre unvermeidlich daher, daß erstlich die Präceptores so viel zu ihrem Sold sich nicht zu erfreuen hätten, davon sie notdürftiges Essen und Trinken, zu geschweigen Kleider und andere unentbehrliche Notdurft nehmen können,“ — Schuppius sagt drastisch, daß sich heutigen Tages kein generoses und tugendreiches Ingenium zum Schulmeister will brauchen lassen, rührt daher, daß man den Schulbedienten Reißigfutter giebt und Gelsarbeit auferlegt³ — die Schulordnung fährt fort: „zum andern, daß sie keinen Respect oder Ehre, sondern hingegen lauter Spott, Verachtung und Beschimpfung in bürgerlichen conversationen und Zusammenkünften zu erwarten haben. Denn gerät es zu Hochzeiten,

¹ Auszug aller . . . R. preuß. . . Gesetze, Befehle und Verordnungen, welche die Schulen . . . und das Schulwesen, insgemein betreffen. Berlin 1764, in der Buchhandlung der Realschule. Die Übersetzung ist vom Rektor des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster, J. J. Wippel.

² Hepppe, Geschichte des Volksschulwesens. Gotha 1858. I. S. 254.

³ A. a. O. S. 255.

Kindtaufen oder andern bürgerlichen Conversationen, so müssen sich der Rector, Conrector oder Subconrector, dem die ganze Stadt die Seelen ihrer Kinder anvertraut, von Handwerksleuten, Schuster, Schneider, Bäcker, Brauer, Krämer oder gar von solchen, die nur von finantz oder Wucher oder vom Ererbten leben, hinunterstoßen und verachten lassen.“¹ Der mit Lessing befreundete Hamburger Reimarus schreibt noch 1754 bitter: „Und damit ja nicht viele tüchtige Männer an Schulen zu dienen Lust bekommen mögen, so lohnt man sie wohl mit Hunger und Verachtung.“² Noch zu Anfange des 18. Jahrhunderts beschwerten sich die Lehrer an der Wolfenbüttler Lateinschule, daß sie vielfach beim Einsammeln der Neujahrskollekte mit Zuschlagung der Thüren und schimpflichen Reden als Bettler sich müßten abweisen lassen. Indessen 50 Jahre später noch scheint es dem Rector in Helmstedt nicht schimpflich, mit seinen Kollegen und Schülern in aller Stille und mit einer anständigen Vokalmusik von Haus zu Haus einen Umzug zu halten, wobei das nach Belieben gereichte Geld, wie bisher, äqualiter unter die Schulkollegen geteilt ward. Erst 1779 weigerte sich der neuangestellte Rector und der Konrector, den Umgang mitzumachen, da es für sie unanständig sei, und nur die drei unteren Kollegen waren anderer Meinung.³ Das Gregoriussingen der Schülerchöre war aber noch vor 30 Jahren in Sachsen im Gange, und daß dem neuangestellten, theologisch gebildeten Direktor einer Stadtschule angesonnen wurde, gegen eine Gebühr die Leichen der Vornehmen mit zu Grabe zu geleiten, ist noch vor 20 Jahren vorgekommen. Kein Wunder, daß in Preußen der gewiß nicht unbillige Anspruch der akademisch gebildeten Gymnasiallehrer auf gleiche Besoldung und gleichen Rang mit den Richtern erster Instanz, trotz der gleichen Vorbildung beider Stände, noch in neuester Zeit in den Preussischen Jahrbüchern mit dem einfachen Hinweise, daß der Richterstand eben ein vornehmerer Stand als der Lehrerstand sei, zurückgewiesen worden ist.

Was aber die Volksschullehrer betrifft, so ist zu erinnern, daß zwar die Anfänge, einen selbständigen Lehrerstand für die Volksschule heranzubilden, in Preußen bis 1750 zurückreichen; aber der methodische Kursus in dem „Berlinischen Schullehrerseminario“, das der berühmte Begründer der Realschule, Hecker, angeregt hatte, dauerte nur ein Jahr, und die Schüler waren „vornehmlich und mehrenteils Handwerksbursche,

¹ Die Schulordnung des Herzog August zu Braunschweig, der das Citat entnommen ist, ist abgedruckt als 8. Heft der Sammlung selten gew. päd. Schr. Zschopau. F. A. Raschke. 1881. S. 6 u. 7.

² In der 7. Abhandlung der Schrift: Die vornehmlichsten Wahrheiten der natürlichen Religion.

³ Monumenta Germaniae Paedagogica VIII. S. XC.

da die meisten Küster und Schulmeister auf dem Lande nicht subsistieren konnten, wenn sie nicht zugleich ein Handwerk hatten.“¹ Auch hatte man nur die Absicht, für die Auslese der Lehrerschaft auf dem Lande, für die auf 8—10 Meilen um Berlin herum frei werdenden Küster- und Schulmeisterstellen königlichen Patronats fachmännisch vorgebildete Lehrer zu gewinnen. Von der großen Mehrzahl aber klagt Seckendorf mit Recht: „Sie führen ihr Amt mit großer Ungeschicklichkeit, weil sie selber nicht besser gezogen worden, wissen nichts als poltern, schelten, aushöhnen, schlagen und strafen, zeigen keine christliche und natürliche Liebe und erbauliche Treuherzigkeit, leben theils wegen schlechten Unterhalts in Noth und Verachtung, suchen mit Nebenarbeit und Versäumung ihres eigentlichen Berufs ihre Nahrung zu verbessern, thun nichts umsonst, deren zu geschweigen, die mit bösem Leben ihre Schüler selbst ärgern.“² Was für ein klägliches Bild entwirft uns noch Jung Stilling von seiner Thätigkeit als Lehrer!³ Nur sehr langsam wird es besser. Die infolge der philanthropischen Bestrebungen und der von Pestalozzi ausgehenden Anregung entstehenden Schullehrerseminare sind anfangs meist nur Anhängsel eines Lyceums oder einer Stadtschule, bestimmt, Schüler aufzunehmen, die zum akademischen Studium zu arm oder zu wenig befähigt waren. Die von Bajedow in seinem „Agathokrator“⁴ beschriebene und abgebildete Anstalt zur Ausbildung von Lehrern sollte gleichzeitig auch Bediente für vornehme Häuser heranbilden, und in Dessau wurden dann auch wirklich arme, begabte Jünglinge aufgenommen, die den reichen Schülern des Philanthropins als Wärter und Diener bestimmt waren und die nebenbei „die Methode“ erlernen sollten, damit sie dann als Schullehrer oder Bediente in vornehmen Häusern die Erziehungskunst im philanthropischen Geiste zu verbreiten im Stande wären. Es hatte natürlicherweise wenig Erfolg. „Verbesserte Schulen für das Landvolk werde ich in meinem Kreise nur wenige gewahr, es giebt nur einen Rochow,“ klagt Resewitz.⁵ Und als die von Pestalozzi ausgehende gewaltige und tiefgehende Anregung, in Deutschland von Fichte freudig begrüßt, nach den Befreiungskriegen namentlich in Preußen von Staatswegen ernstlich für die Volks-

¹ Auszug aller . . . K. preuß. . . Gesetze, Befehle und Verordnungen, welche die Schulen . . . und das Schulwesen insgemein betreffen. Nachricht von dem Berlinischen Schulmeister-Seminario. Berlin 1764, in der Buchhandl. d. Realschule. S. 184 ff.

² Hepppe, Gesch. d. deutsch. Volksschulwesens I, 255. Gotha 1858.

³ Im ersten Teile seiner bekanntlich von Goethe zuerst herausgegebenen Lebensbeschreibung.

⁴ J. B. Bajedow, Agathokrator: oder von Erziehung künftiger Regenten. 1771 in Comm. v. Fritsch in Leipzig. 3. Beylage S. 254. „Von einem zur Schulverbesserung erforderlichen Seminar für Kinder, Lehrer und künftige Bediente.“

⁵ Hepppe a. a. O. S. 247.

schule nutzbar gemacht werden sollte, geht es doch immer noch trotz des Eifers vieler und Hochgestellter unglaublich langsam vorwärts. Um tüchtige Lehrer heranzubilden, gründete man wohl in allen Provinzen Seminare, aber man ließ z. B. Diesterweg in Mörz drei Jahre lang ohne Gehilfen; von 1820—1823 konnte er sagen: Das Seminar, das bin ich!¹ In Sachsen konnten noch im Jahre 1831 von 115 Rekruten, die freilich damals nur aus den untersten Volksschichten genommen wurden, 30 gar nicht lesen, 42 gar nicht schreiben, 36 nur notdürftig lesen und schreiben, und nur 6 bestanden, wie sie alle hätten bestehen sollen.² Aber mit dem Eintritte Sachsens in die Reihe der Verfassungsstaaten wurde der Bann gebrochen, der die Entwicklung der Volksschule und des Lehrerstandes aufgehalten hatte. Wie die Reformation seinerzeit die Hilfe der Schule in Anspruch genommen hatte zur Heranbildung der evangelischen Gemeinde, so war jetzt der Staat besorgt, mit dem Schulzwange und einer elementaren Bildung auch der untersten Volksschichten Ernst zu machen zur Heranbildung der bürgerlichen Gemeinde. Unter den großen Gesetzen, welche die neue Staatsordnung zu festigen und auszubauen bestimmt waren, ragt das Volksschulgesetz vom 6. Juni 1835 in mehr als einer Hinsicht hervor. Unter seinem Einflusse lebte der alte Ruhm des sächsischen Schulwesens neu auf, und die Lehrerschaft dankt ihm alle die Grundlagen, auf denen ein neues Geschlecht aufwuchs, das sich, wie Figura zeigt, von dem kümmerlichen und gedrückten Schulmeister aus der Zeit vor 1835 ganz wesentlich unterscheidet.

Das Schulgesetz von 1835 bestimmte, daß die Lehrer anstatt des Schulgeldes und des jedenfalls abzustellenden Wandertisches eine feste Besoldung erhalten müssen, deren zwar bescheidene, aber doch feste Grenze gesetzlich geregelt wurde. Nur die Hilfslehrer oder Schulgehilfen werden noch auf Wohnung und Beköstigung in der Familie des Hauptlehrers bei 40 Thaler festem Gehalte angewiesen. Ferner werden die Neujahrs-, Gregorius- und andere Singungänge in stehende Geld- oder Naturalabgaben verwandelt. Kein ständiger Lehrer darf hinfort mehr auf Kündigung angestellt werden, die Pensionierung wird gesetzlich geordnet und einige Jahre später³ auch die Unterstützung der Witwen und Waisen der Lehrer aus der Staatskasse. Gleichzeitig hat man aber auch nicht vergessen, die Ansprüche an die Lehrerbildung zu erhöhen. An die Stelle der oft sehr anspruchlosen Prüfung der Lehrer durch den Superintendenten treten zwei Staatsprüfungen vor einer staatlichen Prüfungskommission, daneben

¹ Adolf Diesterweg. Nach j. Leben . . . dargestellt von K. Richter. Wien 1890. S. 25.

² Heppe a. a. O. S. 277.

³ Durch Gesetz vom 1. Juli 1840.

bleibt auch noch die Anstellungsprüfung vor dem Landeskonjistorium bestehen. Infolgedessen empfängt nun die Mehrzahl der Lehrer ihre Bildung in den Seminaren, die aber erst im Jahre 1857 übereinstimmend und durchgängig vierklassig eingerichtet werden, und die früher ganz allgemeine Sitte,¹ daß ältere Lehrer oder auch Geistliche junge Leute als Lehrer anlernten, wie ein Meister seine Lehrlinge, ward zur Ausnahme, bis sie in den siebziger Jahren ganz verschwindet.

In der Folge hat sich das Bildungsbedürfnis erhöht, die Aufrichtung des Deutschen Reiches und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, nicht minder die Umgestaltung des gesamten wirtschaftlichen Lebens durch die Ausbreitung der Maschinen, die wachsende Teilnahme unsers Volkes am Welthandel wirkte auf die Hebung des gesamten Schulwesens günstig ein. Da man insbesondre auch im Auslande die Erfolge der deutschen Heere der überlegenen deutschen Volksbildung nicht mit Unrecht zuschrieb, so waren eine zeitlang unsre Schulen überflutet mit Besuchern aus Ungarn, Rußland, Schweden; auch Franzosen, Engländer, Chinesen, Japaner, Süd- und Nordamerikaner waren beflissen, unsre Schuleinrichtungen zu studieren und zu kopieren. Das wirkte anfänglich wie ein Raufsch, und Lehrmittelausstellungen, ins Weite gehende Lehrpläne und übertriebene Ansprüche an die Lehrerbildung, wie sie am Ende der siebziger Jahre nicht selten waren, erregten in besonnenen und ruhigen Gemütern berechtigtes Kopfschütteln. Aber der Raufsch ist vorüber, und Schule und Lehrer sind, dank dem besonnenen und vorsichtigen Vorgehen unsrer Schulverwaltung, nicht ohne bleibenden Gewinn durch diese Zeit hindurchgegangen. Die ökonomische Lage der Lehrer hat sich stetig und gar nicht unwesentlich gehoben, die Bildung der Lehrer ist nach verschiedenen Seiten hin vertieft und insbesondre auch in pädagogischer Beziehung wesentlich vervollkommenet worden, nicht minder die Organisation der Schule durch die streng durchgeführte fachmännische Leitung, die durch das Volksschulgesetz vom 26. April 1873 eingeführt worden ist, ohne daß der in der Natur der Sache liegende und wegen der sittlichen Zwecke der Schule unentbehrliche Einfluß der „Mutter“ Kirche auf ihre nunmehr erwachsene „Tochter“ Schule zerstört worden wäre. Das darf man überhaupt von unsrer Schulgesetzgebung rühmen, daß sie, trotzdem sie in deutschen Landen am raschesten und kühnsten vorgegangen ist, doch nach außen das geschichtlich gewordene vorsichtig in ihr Interesse verflochten hat, und daß sie nach innen, um mit Herbart² zu reden, dadurch „stetig geworden ist, daß sie

¹ § 113 der Verordn. vom 9. Juni 1835 schränkte sie schon wesentlich ein.

² „Gutachten zur Abhilfe für die Mängel der Gymnasien und Bürger Schulen.“ Pädag. Schriften, herausgeb. von Dr. Willmann. Leipzig 1880². II, S. 157.

immer den Augenblick ergriffen hat, in welchem ein richtiger Zustand der Dinge schon vorhanden war, um ihn zu bestätigen und ihm Dauer zu verleihen.“ So sind 1835 die Lehrer und Geistlichen nicht unter das damals ebenfalls erlassene Staatsdienergesetz gestellt worden, man hat den Gemeinden die herkömmlichen Rechte auf die Anstellung der Lehrer nicht entzogen, und auch das Schulgesetz von 1873 hat sie wenigstens den größeren Gemeinden gelassen. Dadurch sind allerdings einige Unbequemlichkeiten, wie sie beim Pensionsgesetze und bei den Alterszulagen zu Tage getreten sind, entstanden, deren Beseitigung wir noch erhoffen; aber hier liegt auch die Quelle des löblichen Wettstreits der Schulgemeinden, der unsre Schule so wesentlich gefördert hat und noch fördert, nicht nur nach innen, in Bezug auf Lehrplan und Methode, sondern auch nach außen, nach der materiellen Seite. Oder sind die von einzelnen größeren und einsichtigeren Gemeinden, die den Segen einer tüchtigen und nicht ewig wechselnden Lehrerschaft sich sichern wollten, aufgestellten Gehaltsstaffeln nicht ein Ferment geworden, das auch in manche stagnierende Gemeinde eine heilsame Gährung gebracht hat? Verzeihen Sie die Fremdwörter, deutsch würde sich das zu deutlich ausnehmen.

Lehrreiche Beispiele von der Anschmiegung der neueren Schulgesetzgebung an das Gewordene, in fleißiger Schularbeit als erreichbar und zweckmäßig Erwiesene bieten die Scheidung der Volksschule in drei Stufen, wie sie seit 1835 sich thatsächlich ausgebildet hatten, und die Angliederung der sogenannten Profeminare an die Seminare. Die meisten Profeminare nämlich waren seinerzeit von den Lehrern der Seminare als Privatanstalten errichtet worden, um den Zuzug zu den Seminaren zu verstärken. Denn die Seminare litten früher sehr an Schülermangel, weil die jungen Leute, die beim Austritte aus der Schule Lust hatten, Lehrer zu werden, nicht wußten, wie sie die Zeit bis zum 16. Jahre, das ist bis zu dem Zeitpunkte, an dem früher die Seminare ihre Schüler erst aufnahmen, zweckmäßig verbringen sollten. Sie traten deshalb sehr gern in die Profeminare ein, deren Errichtung der Staat zunächst nur geschehen ließ, ohne sie unmittelbar zu unterstützen. Als er sie aber dann den Seminaren als 6. und 5. Klasse anfügte, war auch schon der Lehrplan des nunmehr sechsklassigen Seminars thatsächlich vorhanden, und es ermangelte nur der Abrundung und einheitlichen Durchbildung, die in jedem Falle erst durch das Eingreifen der Schulgesetzgebung sich vollziehen kann, was in unserm Falle durch das Gesetz über die Gymnasien, Realschulen und Seminare vom 22. August 1876 geschah.

Daß ohne einen allseitig und insbesondre fachmäßig durchgebildeten Lehrerstand die Schule nicht gedeihen kann, daß der „Lehrer im gewissen Sinne die Schule ist“, darüber besteht kein Zweifel. Alle Versuche, die Volksschule zu heben, sind deshalb auch stets von Bemühungen um die Lehrerbildung begleitet, und in der Einrichtung und Stellung der Lehrerseminare hat man einen ziemlich sicheren Maßstab für die Wertschätzung des Lehrerstandes. Daß man sie bei uns den höheren Lehranstalten zuzählt und daß man den Lehrern unter gewissen Einschränkungen auch die akademische Ergänzung ihrer Bildung zugestanden hat, ist nicht ohne wohlthätige Folgen geblieben.¹ Es war zwar zunächst nur geschehen, weil, wie die Verordnung vom 1. Juni 1865 sich ausdrückt, „die Zahl der akademisch gebildeten Männer, die sich bisher, wenn auch in der Regel in der Hoffnung auf spätere Anstellung in geistlichen Ämtern, zu den höheren Stellen an Bürgerschulen meldeten, sich wesentlich gemindert hatte.“ Aber nun blieben dem Lehrerstande alle die Kräfte erhalten, die früher, von innerem Bildungsdrange getrieben, nachträglich noch Theologie oder Rechtswissenschaft, in vereinzelt Fällen auch Medizin studierten. Ferner ist nicht außer acht zu lassen, daß sich seitdem der Lehrerstand nicht mehr, wie früher, fast ausschließlich aus den untersten Schichten der Bevölkerung ergänzt, daß mehr und mehr auch die mittleren Stände ihre Söhne dem Lehrerberufe zuführen. Das ist nicht ohne günstige Wirkung für das Ansehen des Lehrerstandes; denn wenn es auch richtig ist, daß Begabung und sittliche Haltung der Seminaristen nicht von der Steuerklasse abhängen, der der Vater angehört, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß Anstand und feinere Sitte da besser gedeihen, wo die Schüler in der Mehrheit sind, denen diese Dinge von Jugend auf geläufig waren. Im Leben aber steht Gewandtheit und Sicherheit im Umgange hoch im Kurse, oft höher als Fachkenntnisse, die nicht jedermann abzuschätzen vermag. Je mehr aber im Lehrerstande feinere Sitte und Lebensart häufige und gewissermaßen selbstverständliche Dinge werden, je mehr auch die Frauen der Lehrer sich frei und sicher in den Formen der gebildeten Stände bewegen, desto günstigere Rückwirkungen wird es auf das Ansehen des Lehrerstandes haben. Wir wollen zwar diese Dinge nicht höher achten, als sie es verdienen, aber warum soll der Lehrerstand in traditioneller Ungelenkigkeit und Unbeholfenheit verharren und es lediglich anderen überlassen, mit diesem ungerechten Mammon sich Freunde zu machen? Damit haben wir aber bereits ein andres Gebiet betreten, das noch zu durchlaufen bleibt.

¹ Die Verordnung vom 1. Juni 1865 ist ergänzt durch Verordnungen vom 3. November 1874, 1. November 1877 und 26. Januar 1888.

2. So sicher nämlich der Lehrerstand seine gegenwärtige Lage und Stellung der staatlichen Gesetzgebung verdankt, so ist ihm doch keineswegs alles in den Schoß gefallen, und es hat nicht an Kämpfen und Mühen, vielfachen vergeblichen Anläufen und getäuschten Hoffnungen gefehlt, auch nicht an unverdienten Zurücksetzungen und Kränkungen. Es bedurfte seitens der Lehrer energischer Anstrengungen, sich die Stellung zu erobern und zu sichern, zu der ihnen die staatliche Gesetzgebung den Zugang geöffnet hatte. Freilich bekämpften zunächst die Lehrer alten Stils den Anbruch der neuen Zeit selbst am heftigsten, ihren Widerstand hatte nicht nur Pestalozzi, sondern auch noch Diesterweg¹ schwer zu empfinden. Die Neuerungen in der Methode, die erhöhten Ansprüche an ihre Bildung und namentlich an ihre Fortbildung störten sie in ihrem Stilleben auf. Aber es währte nicht lange. Der frische geistige Hauch, der durch die Schüler und Anhänger Pestalozzis, die Harnisch, Kawerau, Blochmann, Wilberg und vor allem durch Diesterweg in die deutsche Lehrerwelt kam, siegte allenthalben über den Schlendrian und Mechanismus der alten Schule, und es dauerte nur wenige Jahrzehnte, so konnte die Schulgesetzgebung, auf die Ergebnisse der unermüdlchen Arbeit, auf die in mancher Beziehung geradezu erstaunlichen Fortschritte in der Methode bauend, das Ziel der Volksschule ganz erheblich erweitern, ohne daß die Last, die den Kindern auferlegt wurde, sich steigerte. Mit gerechtem Stolze kann die Volksschule darauf hinweisen, daß sie es durch unablässige Bervollkommnung der elementaren Lehrmethode dahin gebracht hat, daß nicht nur die Kinder die Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens in so kurzer Zeit erlernen, daß man es früher für ganz unglaublich gehalten hätte, sondern daß auch, was noch viel mehr sagen will, die früher nicht unberechtigte Furcht der Kinder vor der Schule völlig geschwunden ist, wie uns das soeben von hochgestellter und ganz unparteiischer Seite bezeugt worden ist.²

¹ K. Richter, Adolf Diesterweg. Wien 1890. S. 29.

² Gemeint ist die Begrüßungsrede des Dresdner Bürgermeisters Bönisch, in der er u. a. sagt: „Es ist die Zeit vielleicht noch manchem unter Ihnen erinnerlich, daß der Schulmeister der gefürchtete Mann war, daß die Schule eine Anstalt war, welche von den Eltern nicht gerade mit besondrer Freude angesehen wurde, zwang sie doch ihre Kinder, in die Schule zu gehen. Meine Herren! Gott sei Dank, daß diese Zeit vorüber ist! Heute ist ein ganz andres Verhältnis eingetreten. Man braucht nur in die Städte zu gehen und sich vor den Schulhäusern aufzustellen, um zu sehen, wie die Kinder in die Schule gehen und aus der Schule kommen, wie sie sich zu den Herren Lehrern, wie sie dieselben immer bezeichnen, stellen; man braucht nur in Schulfeierlichkeiten zu gehen, um zu sehen, wie die Eltern sich freuen, wie dieselben beobachten, wie man mit ihren Kindern verfährt. Meine Herren! Das, was wir in Dresden beobachteten, das gilt auch von unserm ganzen lieben Sachsenlande. Schulen und Lehrer haben jetzt nichts mehr zu befürchten, Sie sind jetzt allseitig bevorzugt, Sie sind jetzt die geliebtesten und geachtetsten

Zur Reformationszeit las ein Professor an der Wittenberger Universität über die vier Spezies mit ganzen Zahlen, er ermahnte die Studenten, doch ja zu kommen, die Schwierigkeit sei nicht zu groß, denn es handle sich nur um ganze Zahlen und von Brüchen, die freilich schwer seien, solle nicht die Rede sein.¹ Am Ende des 17. Jahrhunderts noch klagt der Professor der Mathematik in Jena, Erhard Weigel, daß unter Hunderten auf hohe Schulen Ziehenden kaum einer oder zwei das Einmaleins gelernt.² Und daß selbst begabte Kinder am Ende des vorigen Jahrhunderts noch 4—5 Jahre mit dem Lesenlernen zubrachten, lesen wir in Campes Revisionswerke.³ Wenn nun heute jede Dorfschule die Elemente des Lesens und Schreibens in einem Jahre bewältigt, wenn es für jeden gewandten Lehrer ein Leichtes ist, mit halbwegs begabten Kindern im Einzelunterrichte damit in einem Vierteljahre zu stande zu kommen, wenn der amtliche Lehrplan auch in der einfachen Volksschule die Behandlung der gemeinen und Dezimalbrüche und der bürgerlichen Rechnungsarten vorschreiben kann, so wird man dem auf dem Gebiete der inneren Schulgeschichte kaum einen ähnlichen Fortschritt zur Seite stellen können, zumal wenn man auch erwägt, daß heutzutage die Kinder, insbesondere die kleinen, durchweg gern zur Schule gehen. Was die Eltern einst dem Erhard Weigel als etwas ganz Ausnahmeweises und fast Unerhörtes ausdrücklich in einem Carmen bezeugten, daß nämlich die Kinder in seiner Übungsschule mit Lust und Freude lernten, daß sie „vom Haus sich drängen in die Schul, wie andre sich daraus,“⁴ dessen kann sich heute jeder tüchtige Lehrer rühmen. Auch daß die Volksschule von der Überbürdungsklage, die in den höheren Schulen nicht verstummen will, verschont geblieben, dankt sie nicht zum wenigsten ihrer durchgearbeiteten, psychologisch wohl begründeten Methode. Es fehlt auch nicht an gewichtigen Stimmen aus den Kreisen der akademisch gebildeten Lehrer, die das unumwunden anerkennen. Voran steht der gegenwärtige Direktor

Personen. Man schiebt mit Vertrauen die Kinder zur Schule, wenn auch manchmal das Vertrauen fast zu groß ist. Viele Eltern glauben, daß, wenn sie ihre Kinder in die Schule schicken, dieselben so gut aufbewahrt sind, daß sie selbst keine Elternpflicht weiter zu erfüllen haben. Ich glaube, ich spreche im Sinne aller Eltern, aller Kinder, überhaupt aller Einwohner und Bürger unsrer Stadt, wenn ich Sie als die treuesten Freunde der Familie, der Eltern und Kinder begrüße und herzlich willkommen heiße.“ (S. 580 der Schulzeitung.)

¹ Kaumer, Gesch. d. Päd. 1872⁴. I, 288.

² Die pädagogischen Bestrebungen Erhard Weigels von A. Israel. Bschopau 1884. S. 13.

³ Campe, Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswezens. Braunschweig 1789. XII, 529 ff.

⁴ In der unter ² angezogenen Schrift S. 45.

der Franckeschen Stiftungen in Halle, Dr. Fried,¹ der auch das Seminarium praeceptorum, das der berühmte, auch um die Volksschule hochverdiente Begründer der Franckeschen Stiftungen errichtet hatte, wieder neu belebt hat. Er erzählt: „Ich war früher noch in dem jetzt mir selbst kaum mehr verständlichen Wahne befangen, als seien Elementar- und Gymnasialpädagogik so geschiedene Dinge, daß eine gleichzeitige fruchtbare Unterweisung für beide Schulgattungen nicht recht möglich sei. Ich zähle es zu den wertvollsten Bereicherungen meines ganzen pädagogischen Lebens, daß ich mit dieser Anschauung gründlich gebrochen habe. Es belehrten mich die Erfahrungen, die die Unterweisung beider Kategorien von Kandidaten, die der tägliche Einblick in die durch den Organismus der Franckeschen Stiftungen hergestellte Einheit der Schulen, endlich die Beschäftigung mit der Theorie des erziehenden Unterrichts notwendig mit sich brachten. Nur dadurch, daß wir Gymnasiallehrer das pädagogische Studium allzulange den Volksschulfeminarien und einzelnen kleinen pädagogischen Kreisen überlassen haben, ist es erklärlich, wie uns das Bewußtsein von der Einheit des gesamten erziehenden Unterrichts so allgemein hat verloren gehen können. Für alle großen Pädagogen von Comenius bis auf Fichte, Pestalozzi, Herbart, Schleiermacher war, für alle, denen die Pädagogik als ideale Wissenschaft gilt, ebenbürtig jeder anderen, ist die Einheit der Schulen in diesem Sinne etwas völlig Selbstverständliches.“ Mit Recht sage Professor Willmann: „Die Elementarschule ist die hohe Schule für die höhere, und wer in diesem Worte einen Angriff auf die Standesehre sehen sollte, in dem werde das pädagogische Standesgefühl von dem Gelehrtenbewußtsein getrübt.“² Über eine Anzahl bekannter Schriften aus der Volksschulpädagogik urteilt Dr. Fried: „Sie enthalten eine solche Fülle von vortrefflichen praktischen Winken, allgemein gültigen methodischen Ratschlägen und treffenden Bemerkungen, daß man jungen Lehrern, welche an der höheren Schule in Elementarfächern zu unterrichten haben, gar nichts besseres zu schneller Orientierung in die Hände geben kann. Wollten sie sich aber zu vornehm dünken, diese Litteratur der Volksschule zu benutzen, so dürfte überhaupt nicht viel von

¹ Dr. Fried ist seitdem (den 19. Januar 1892), leider auch für die Volksschullehrer zu früh, gestorben. Einen so eifrigen und tüchtigen Vertreter in den höheren Schulkreisen, wie Dr. Fried, haben sie gegenwärtig nicht. Selbst wo man eine Bezugnahme auf die Ergebnisse der Volksschulpädagogik erwarten sollte, z. B. in den trefflichen „Neuen pädagogischen Beiträgen von Münch“, Berlin 1893, unterbleibt sie auch in den Abschnitten: „An der Schwelle des Lehramtes“ und „Soll und Haben der höheren Schule“.

² Lehrproben u. Lehrgänge aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen von Dr. Fried u. Dr. Richter. Halle a. S. 1885. Heft V, 106; VII, 6.

ihnen zu erwarten sein.“¹ Er lobt die Einrichtung der Seminare für Volksschullehrer mit ihren Übungsschulen und bemerkt: „Die höheren Schulen werden die Führung in pädagogisch-didaktischen Dingen nicht behaupten, wosfern ihnen nicht auch Zentralstätten seminaristischer Heuristik und Übung gegeben werden; aber es wird auch die Kluft immer größer werden zwischen der Arbeit dort als dem Ergebnis eines zielbewußten, sicheren und stetigen Fortschritts, und den Zuständen hier, in welchen nur allzusehr Zufall und das subjektive Experiment der einzelnen Lehrerpersönlichkeit regieren.“² Er verwahrt die Lehrerseminare gegen das, wie er sagt, „in den Kreisen der höheren Schulen sehr verbreitete Vorurteil, als wenn Lehrerseminarien nur Veranstaltungen zur Unterweisung in besonderen technischen Kunstgriffen, im Einpaufen und Andrillen sein könnten oder thatsächlich wären.“³ Er bezeichnet es als verhängnisvollen Irrtum, daß sehr viele der akademisch gebildeten Lehrer jede Zusammenstellung der elementaren Arbeit der Volksschule mit der wissenschaftlichen der höheren als ehrenrührig ansehen. Doch stellt er auch fest, „daß sich die Stimmen in diesem Kreise mehren, die eine fruchtbare Benutzung des Wertvollen aus der Volksschullitteratur bezeugen, man fange an, sie in den Verhandlungen der Direktorenkonferenzen zu citieren, man schaffe die bedeutenderen Werke für die Gymnasialbibliotheken und pädagogischen Hilfsbibliotheken der Konferenzzimmer an.“⁴

Außer Dr. Fried mahnt namentlich Prof. Willmann: „Es giebt keine besondre Gymnasial- und keine Elementarpädagogik. Die Wissenschaft der Erziehung ist eine, es giebt nicht zwei durch weite Kluft getrennte Bildungsideale, das national-volkstümliche und das klassisch-humane!“ Er charakterisirt treffend die zwei Richtungen pädagogischen Strebens in der Gegenwart, „die,“ wie er sagt, „weit entfernt, sich zu ergänzen, vielmehr vielfach in Gegensatz treten, mindestens sich zu ignorieren suchen, die Elementarpädagogik und die Pädagogik der gelehrten Anstalten. Erstere, nahe begrenzt in ihren Zielpunkten, weit begrenzt in ihrem Arbeitsfeld, arm an gelehrtem Apparat, aber noch belebt von dem Geiste des Vorwärtstrebens, der sie geschaffen, fortarbeitend auf dem Grunde, den der große Meister aus der Schweiz und sein engerer und weiterer Schülerkreis gelegt hat; letztere stolz auf ihre Nachbarschaft mit der exakten Wissenschaft, ungleich mehr auf das Was als auf das Wie des Unterrichts bedacht, konservativ in Wesen und Haltung, von Männern

¹ Den letzten Satz hat Dr. Fried gesperrt drucken lassen. Das Seminarium praeceptorum an den Franckeschen Stiftungen von Dr. Fried. Halle 1883. S. 25.

² Dasselbst S. 33.

³ Lehrproben u. Lehrgänge Heft II, 119.

⁴ Lehrproben u. Lehrgänge Heft VII, 6 ff.

begründet und neu geschaffen, die in erster Linie Forscher, in zweiter Pädagogen waren. Hier der Schulmeister, dort der Gelehrte, der jenem wohl den Namen eruditor, kaum aber den ehrenvolleren eruditus gönnen wird, hier das Streben, einen leicht bewältigten Stoff in kunstgerechte Formen zu gießen, die Lehrweise auszubilden, dort die Arbeit an der wissenschaftlichen Bewältigung des Stoffes, dessen Überlieferung dem Takte des gebildeten Mannes überlassen bleibt, hier Streben nach Methode, dort nach Wissenschaft! Wahrlich eine wenig segensreiche Trennung des Zusammengehörigen. Denn es ist die Pädagogik nur eine.“¹

Die Klage übrigens, daß die Lehrer, die sich mit den Elementen beschäftigen, von denen über die Achsel und mit Nasenrümpfen angesehen werden, die sich ihrer wissenschaftlichen Methode rühmen, ist alt. Vorichius von Hadamar, der Verfasser vieler Schriften für Anfänger, um 1537 Vorstand des Marburger Pädagogiums, hatte schon darunter zu leiden,² und Verwahrungen auf den Titeln oder in den Vorreden zu Schriften für den Schulgebrauch, daß der Verfasser „sich mit dem Ruhme der Jugend zu nützen begnüge und keinen höheren erstrebe,“ sind schon im 16. Jahrhundert zu finden.³ Mit Nachdruck erklärt der Verfasser eines 1693 gedruckten Bedenkens vom Schulwesen: „Wer nicht mit dem Apostel Paulus jedermann allerlei, auch den Kindern als ein Kind werden will, der mag etwa den Titel eines Hochgelehrten wohl behaupten. Aber des Ruhmes, der auch nicht zu verachten, sich nimmer anmaßen, daß er ein perfekt guter Schulmann sei.“⁴ Wir als die Vertreter des Elementarunterrichts, werden wohl thun, wenn wir in dieser Frage bescheiden zur Seite stehen bleiben. Einstweilen hat ja die Zillersche Schule für unsere Bestrebungen den Ausdruck „elementarwissenschaftliche“ Methode erfunden. Die Wissenschaft ist also auch für uns gerettet, und wir wollen nur Sorge tragen, daß der Geist des „Vorwärtstrebens auf dem Grunde, den der große Meister aus der Schweiz gelegt hat,“ uns nicht abhanden kommt,

¹ Willmann, Pädag. Vorträge. Leipzig 1869. S. V. Von Dr. Fried mehrfach aufs wärmste empfohlen.

² Sammlung selten gew. päd. Schriften, herausg. von A. Israel. Zschopau. Heft 11, S. 195.

³ Hier zwei zur Probe: Der ungenannte Herausgeber einer Übersetzung des Büchleins von der Wohlstandigkeit von Erasmus, Frankfurt 1572 und 1584, verabschiedet sich vom Leser mit den Worten: Alta petant alii, feriant ut vertice coelum: Hic mihi sit pueris consuluisse satis. Und Sebald Heyden, Lehrer an der Sebalder Schule zu Nürnberg, läßt auf das Titelblatt seiner 1554 zu Dillingen und 1571 zu Nürnberg erschienenen Knabengespräche drucken:

Ad nasutum lectorem:

Consultum pueris volumus, nasute valet.

Quaeritur his fructus, gloria nulla mihi.

⁴ Sammlung selten gew. pädag. Schriften von A. Israel. Zschopau 1879. Heft 3, S. 24.

und daß unsere Lehrerbildung als wenigstens „mit einem Tropfen wissenschaftlichen Öls gesalbt“ anerkannt werden müsse. Wir wollen uns auch nicht allzusehr ereifern über Anachronismen, mit denen man uns kränken möchte, z. B. über den eines bekannten und berühmten Historikers, als sei heute noch jeder Bauer dem Lehrer überlegen, weil es schwieriger sei, das Gesinde zu regieren, als dummen Bauernjungen das ABC und das Einmaleins einzubläuen.¹

Wir wollen uns begnügen, daß neuerdings auch Zeitungen, die in der gebildeten Welt im größten Ansehen stehen, z. B. die Allgemeine Zeitung, auch von Schriften, die aus Volksschullehrerkreisen stammen, Notiz nehmen, und daß sie die berechtigten Bestrebungen des Lehrerstandes wohlwollend unterstützen, wollen uns überhaupt, um mit Professor Binding zu reden, hüten „vor jener hysterischen Reizbarkeit unsers Ehrgefühls, die so leicht auch unsern Verstand befhört, des Deutschen ewige Angst, seine Ehre könne ihm jeden Augenblick von jedem frivolen Gesellen geraubt werden, seine bebende Sorge, sie sei vielleicht schon durch das Naserümpfen oder das spöttische Wort eines Laffen in die Brüche gegangen.“² Soweit also die Achtung des Lehrerstandes von der Bildung abhängig ist, die er sich zu eigen gemacht, so können wir mit dem Erreichten wohl zufrieden sein. Es erübrigt noch, einiges mehr Nebensächliche zu berühren, als Nachweis, daß die Lehrer nicht müßig gewesen sind, die ihnen von der Gesetzgebung gewährte Stellung durch

¹ Auffällig ist auch die Kürze, mit der Treitschke in seiner weitgeschichtig angelegten „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“ II, 237 die Erneuerung des preussischen Volksschulwesens mit einigen Worten abthut, nicht ohne Seitenhiebe auf den ihm, wie es scheint, wenig sympathischen Lehrerstand. „Auch für den Elementarunterricht sorgte der Minister Altenstein zunächst durch die Erziehung tüchtiger Schullehrer. In den zahlreichen neuen Seminarien wuchs ein Schulmeisterstand heran, der die abgedankten Unteroffiziere der friedericianischen Zeit an Kenntnissen weit übertraf, aber auch schon zuweilen die Unarten der vorlauten Halb- und Halbbildung zeigte. Namentlich die ostpreussischen Lehrer, welche der frische, heitere, vollstimmlich derbe Obersache Dinter heranzog, zeichneten sich durch flachen Rationalismus aus. Ebenso rührig, doch minder einseitig wirkte Diesterweg am Niederrhein. Nach einigen Jahren schon konnte Altenstein nachweisen, daß in Preußen mehr Kinder die Schule besuchten als in irgend einem anderen Großstaate, gleichwohl blieben die Elementarschulen noch weit hinter seinen Wünschen zurück. Im Westen setzte die niedere Geistlichkeit den Schulbehörden einen zähen stillen Widerstand entgegen, der sich kaum leichter überwinden ließ als der Stumpfsinn der Eltern in den polnischen Landesteilen. In den deutschen Provinzen des Ostens erschwerte die Armut der vielen kleinen Landgemeinden jede Verbesserung.“ Das ist alles. Die erfolgreichen Beziehungen der preussischen Regierung zu Pestalozzi werden nicht einmal erwähnt.

² Die Grenzboten. 1891 Nr. 34, S. 354. Seitdem hat die Rede des Fürsten von Bismarck an die bayerischen Volksschullehrer, am 11. August 1893 zu Kissingen gehalten (Allgemeine Zeitung 1893 Nr. 222), den deutschen Volksschullehrern eine glänzende Genugthuung gegenüber den Mörgeleien des Herrn Professors Treitschke, der Grenzboten, der Leipziger Zeitung u. gebracht, die mit der Zeit ihre Wirkung nicht verfehlen wird.

eigne Thätigkeit zu heben. So haben u. a. Anerkennung auch in weiteren Kreisen die Vereine der Lehrer zur Selbsthilfe gefunden: der Pestalozzi-verein, die Kranken- und Brandversicherungskasse sind wiederholt von namhaften Nationalökonomien als Beispiele verständiger und nachahmungswerter Selbsthilfe angeführt worden. Auch die Lehrerengesangsvereine in den großen Städten erfreuen sich der Beachtung und Wertschätzung der Fachkreise und der großen Zahl Gebildeter, die kunstgerechten Gesang zu schätzen wissen. Der Versuch jedoch, am öffentlichen politischen Leben thätigen Anteil zu nehmen, den die Lehrerschaft in den vierziger Jahren gemacht hat, ist ihr sehr übel bekommen, er hatte sehr scharfe Disziplinarbestimmungen zur Folge¹ und jahrelanges, fränkendes Mißtrauen der Regierung und der leitenden Stände. Man trug sich sogar mit dem Gedanken, die Ausbildung der Lehrer so zu gestalten, daß sie vom 14. bis 17. Jahre das Seminar besuchen sollten, während sie in den drei nachfolgenden Jahren bei Landschullehrern in der Zahl von höchstens drei untergebracht und unter Beirat und Kontrolle des Ortsgeistlichen sowohl ihre praktische Ausbildung als ihre wissenschaftliche Fortbildung erhalten sollten.² Das wäre freilich ein verhängnisvoller Rückschritt gewesen, nicht ohne Verschulden der Lehrer. Wenn wir also klug sind, so halten wir uns vom politischen Parteigetriebe fern, schon um des Vertrauens willen, ohne das wir nicht gedeihlich wirken können, das uns aber, sobald wir uns in den Streit der Parteien mischen, teilweise verloren gehen muß, da auch die Gegenpartei die Kinder zu uns in die Schule schicken muß, noch ganz abgesehen von der Beugung der Wahrheit und der persönlichen Verunglimpfung, die von den Parteikämpfen unsrer Tage wie es scheint unzertrennlich sind. Für des Lehrers Ruf ist es jedenfalls besser, wenn er dieses Wech nicht angreift. Übrigens lehrt die Erfahrung, daß sich zwar die politischen Parteien der Reihe nach um die Gunst und die Unterstützung der Lehrerschaft bemüht haben, daß jedoch die Angelegenheiten des Lehrerstandes niemals durch die politischen Parteien, sondern allezeit nur durch die über den Parteien stehende Staatsleitung wirklich gefördert worden sind, die bei der Abwägung der oft ganz widerstreitenden Parteiforderungen sich von dem Satze leiten läßt: *Salus publica suprema lex*. Und wie die Staatsangelegenheiten, wo sie in die Hand einer Partei geraten, überhaupt nicht wohl aufgehoben sind, so am wenigsten die Schule. Danken wir Gott, daß sie bei uns

¹ Das Gesetz vom 3. Mai 1851 verbietet den Lehrern u. a. jegliche Teilnahme an politischen Versammlungen.

² Exposé über das Seminarwesen, 1867 vom Ministerium der Ständeversammlung vorgelegt, S. 48.

weder in den Händen der Hyperorthodoxen noch in den Händen der Freigeister liegt, daß weder die Hochkonservativen noch die Fortschrittler sie nach ihrem Sinne modeln können. Nur dürfen wir auch nicht vergessen, daß die vornehmste und unentbehrlichste Schulmeistertugend, die Geduld, uns auch hier von nöten ist. Allgemeine Angelegenheiten entwickeln sich langsam. Fürst Bismarck hat gesagt, daß ein gewisses Phlegma die Haupttugend eines Staatsmannes sei. Sicher ist es das Zeichen einer sehr beschränkten Einsicht, wenn jemand erwartet, weil er unter gewissen Umständen leidet, so müsse sogleich die Gesetzgebung eingreifen. Wir erleben freilich das betrübende Schauspiel, daß bei politischen Wahlen heutzutage beinahe jeder, der mit irgend welchen öffentlichen Einrichtungen unzufrieden ist, einem Umsturzandidaten seine Stimme giebt, obwohl er im ganzen weit davon entfernt ist, den allgemeinen Umsturz zu wünschen. Hoffentlich ist es nur Verleumdung, wenn man sagt, auch Lehrer gehörten zu diesen Kurzsichtigen, die nicht bedenken, daß man mit dem Feuer nicht spielen darf, und daß man dem Teufel auch nicht den kleinen Finger geben darf. Sie würden eine ungeheure Verantwortung vor ihrem Gewissen durch eine solche Verletzung ihres Amtseides auf sich nehmen, und die Schädigung des Ansehens der in ihrem Kerne und in ihrer Masse treu vaterländisch und christlich gesinnten Lehrerschaft wäre unermesslich, wie ja jede sittliche Verirrung, deren sich ein Lehrer schuldig macht, immer auf den ganzen Stand schädigend zurückwirkt, und zwar viel schärfer, als das bei anderen Ständen, den geistlichen ausgenommen, der Fall ist. Lehrer und Geistliche wohnen im gläsernen Hause, sie werden viel genauer beobachtet als irgend andre Leute, sie dürfen sich auch nicht darauf berufen, daß verhältnismäßig die Vergehungen in ihrem Stande seltner seien als in anderen Ständen. Denn welchem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern. So nun das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Darum unterwinde sich nicht jedermann, Lehrer zu sein, insonderheit keiner, dem nicht das Wort: Lasset die Kindlein zu mir kommen, unverrückt vor Augen steht! Nur durch einen wahrhaft christlichen Wandel können wir die öffentliche Meinung allezeit für uns gewinnen, und nur in ihm, wenn er sich mit dem nie ermüdenden Streben verbindet, täglich der Schwierigkeiten des Amtes besser Herr zu werden, gebieten wir über den Sonnenschein, der allein den Mann mit dem Mantel, über dessen Zugknöpftheit wir manchmal zu klagen haben, willig machen kann, den Mantel abzulegen.

(Sächsishe Schulzeitung 1891 Nr. 46.)

9. Zur Seminarfrage.

1. Über die Einrichtung der sächsischen Seminare.

(1864.)

Die Frage über die Einrichtung unserer Seminare ist bereits in diesem Blatte und auch anderwärts mehrfach erörtert worden, erschöpft und zum Abschluß gebracht dürfte sie aber noch lange nicht sein, weshalb ein weiteres Eingehen auf dieselbe nicht überflüssig erscheint. Wir halten uns im Nachstehenden nur an Thatsachen, und unsere Vorschläge zu etlichen uns notwendig und zweckmäßig erscheinenden Umgestaltungen in der inneren und äußeren Organisation schließen sich eng an das Bestehende an, ihre Ausführung bietet nicht allzugroße Schwierigkeiten.

Bekanntlich ist erst durch die 1857 erschienene „Ordnung der evangelischen Schullehrerseminare im Königreiche Sachsen“ größere Gleichmäßigkeit in die innere und äußere Einrichtung der Seminare gebracht worden. Wir sagen absichtlich größere Gleichmäßigkeit. Denn abgesehen davon, daß jedes Seminar durch die Persönlichkeit des Direktors und die Zusammensetzung des Lehrerkollegiums einen andern Habitus bekommt, sind auch durch den Lehrermangel und die damit zusammenhängenden vorzeitigen Abgangsprüfungen — im Annaberger Seminar gingen, wenn wir nicht irren, vor einigen Jahren die beiden oberen Klassen gleichzeitig ab, während die unteren Klassen nachrückten und bei der Aufnahme ebenfalls zwei Klassen formiert wurden — vielfach bedauerliche Ungleichheiten entstanden. Davon wollen wir jedoch vor der Hand absehen, da wir sonst auf ein anderes, unserm nächsten Zwecke ferner liegendes Kapitel, mit der Überschrift: „Wie ist dem gegenwärtigen Lehrermangel abzuhelpfen, ohne daß man nötig hat, die geistige und materielle Stellung der Lehrer erheblich zu verbessern?“ kommen würden. — Im Allgemeinen ist es durchaus anzuerkennen, daß sich die Seminarordnung bewährt hat, so daß eine prinzipielle Umgestaltung derselben, wie sie von einer Seite verlangt worden ist, weder nötig erscheint, noch von der Regierung zu erwarten steht. Im Speziellen sind es aber drei Punkte, die einer Umgestaltung und Verbesserung auf die Dauer schwerlich entgehen werden, nämlich die den Unterricht in der Musik und in der Naturkunde betreffenden Bestimmungen und eine mit dem Internate zusammenhängende Einrichtung.

1. Eine Hauptschwierigkeit für die gegenwärtigen Seminare ergibt sich daraus, daß sie gleichzeitig die Bedürfnisse der Stadt- und Landschullehrer befriedigen müssen, denn während vor etwa 25 Jahren z. B. an der Zittauer Bürgerschule nur der Schreiblehrer in einem Seminare gebildet war, dürften jetzt mehr als 25 vormalige Seminaristen an jener Schule wirken; ähnlich mag sich in Dresden, Leipzig, Chemnitz, Zwickau &c. verhalten. Nun nimmt aber die Seminarordnung, namentlich was den Musikunterricht anbelangt, lediglich auf die Bedürfnisse der zukünftigen Kantoren und Organisten Rücksicht; sie schreibt vor, daß alle Seminaristen am gesamten Musikunterrichte teilnehmen müssen — vereinzelt vorkommende Dispensationen können nicht in Betracht kommen —, das heißt zwei Drittel* der Seminaristen sind gezwungen, viel Zeit (5 bis 6 Jahre, das Proseminar eingerechnet) und viel Kraft einer Kunst zu widmen, die sie in Zukunft in ihrem Amte nicht oder nur in sehr geringem Umfange brauchen können. Man wendet uns vielleicht ein: Musik ist ein allgemeines Bildungsmittel, Fertigkeit im Klavierspieler verhilft zu lohnendem Nebenverdienste, es sind erfahrungsmäßig nur Faule, die von der Musik dispensiert sein wollen &c. Das ist zuzugeben. Aber wir schlagen einen Ersatz für die Musik, den Unterricht in einer fremden Sprache, vor. Damit dürften jene Einwendungen ihr ganzes Gewicht verlieren. Man frage doch nach in den Seminaren, wie sich die große Hälfte der Zöglinge mit der Musik auf eine wahrhaft klägliche und erbarmungswürdige Weise herumplagt und es schließlich doch zu nichts Erfreulichem bringt, weil es beinahe der Mehrzahl an hinreichenden Anlagen fehlt. Es lassen sich einmal nicht aus allen Hölzern Merckure schnitzen! Wem aber die nötigen musikalischen Anlagen fehlen, der wird sicher auch von dem bildenden Einflusse der Musik unberührt bleiben. Uns ist ein übrigens sehr tüchtiger Lehrer bekannt, der auf die Aufforderung, in einen (gemischten) Gesangsverein zu treten, erwiderte: „Ich habe im Seminare so viel Musik machen müssen, Leichen zum Thore hinauszingen &c., daß ich für mein Leben genug habe!“ — Die Zahl der Stunden, die gegenwärtig jeder Seminarist wöchentlich auf die Musik verwenden muß, beträgt mindestens 8 (1 Klavier-, 1 Orgel- und 1 Generalbaßstunde; 2 Klavier-, 2 Orgelübungsstunden und 1 Stunde zur Anfertigung der

* Bei der letzten Zählung 1861 betrug die Zahl der ständigen Lehrer in Sachsen 2993, dazu 429 Hilfslehrer = 3422; die Zahl der Pfarochien beträgt 896. Demnach dürfte es 1000 bis 1100 Kirchschulstellen im Lande geben, da in größeren Pfarochien das Kantor- und Organistenamt nicht in einer Person vereinigt zu sein pflegt. Die Zahl der Stadtschulstellen nimmt aber täglich zu; gestern lasen wir eine Bekanntmachung, daß in einer Stadt von 4500 Einwohnern drei neue Stellen zu besetzen sind.

Generalbaßarbeit. Violin- und Singstunden, 5 bis 6 an der Zahl, kommen aus bekannten Gründen bei unsrer Erörterung nicht mit in Betracht) — die Götter wissen, wie viele davon geschwänzt werden!

Man hat nun vorgeschlagen, ein Seminar für Stadtschulen zu begründen und in denselben neuere Sprachen und Realien an Stelle der Musik zu treiben. Uns scheint das nicht der richtige Ausweg zu sein: 1. Die Bedürfnisse der Stadt- und Landschullehrer sind in allen wesentlichen Stücken (Religion, Deutsch, Methode &c.) gleich, es handelt sich bei den ersteren nur um ein materielles Plus etwa im Rechnen, in der Geometrie, in der Naturkunde &c., das sich füglich jeder Strebsame, den das Seminar auf den richtigen Weg gebracht hat, leicht aneignen wird. Ein Seminar für Stadtschulen würde sicher eine höchst unerquickliche Trennung der Elementarschullehrerwelt, wie sie gegenwärtig zwischen „Studierten“ und „Nichtstudierten“ besteht, hervorrufen. Übrigens würden auch schwerlich alle Stellen an Stadtschulen mit Zöglingen aus dem „Stadtschullehrerseminare“ besetzt werden können.* 2. Es würde auch dadurch den zahlreichen lebenslänglichen Inhabern von Nebenschulstellen nicht geholfen. Daher mögen auch in Zukunft Stadt- und Landschullehrer in denselben Anstalten gebildet werden: Man bringe aber die Zöglinge jedes Seminars in zwei Abteilungen, von denen die eine (kleinere) die Musik in der bisherigen Weise oder vielmehr noch intensiver betreibt, während die andere unterdessen eine fremde Sprache, am besten Latein, lernt! — Das läßt sich ausführen ohne Vermehrung oder auch nur Veränderung der Lehrkräfte der Seminare. Denn durch die wegfallenden Musikstunden gewinnt jeder Schüler, der keine Neigung und keine Anlage zur Musik hat, wöchentlich mindestens 8 Stunden Zeit, und im Lektionsplane des Seminars fallen, da die jetzigen vollen Klassen je in 3 bis 4 Abteilungen orgeln und Klavier spielen, wenigstens 4 Stunden weg, die fortan für das Latein verwendet werden. Vom Profseminar angefangen, ließe sich in 5 bis 6 Jahren bei wöchentlich 4 Lehrstunden im Latein etwas Ordentliches erreichen, und es ist sogar möglich, daß man in den Oberklassen das Latein auf 3 Stunden herabsetzt und 2 Stunden Französisch dafür eintreten läßt, die genügen würden, die Schüler zu befähigen, den französischen Unterricht an einer Bürgerschule zu übernehmen.

* Wie wir aus sicherer Quelle vernehmen, wird aber dem Bedürfnisse, den in den jetzigen Seminaren Gebildeten noch Gelegenheit zu weiterer Ausbildung auf der Universität zu geben, doch noch entsprochen werden. Den gegenwärtig versammelten Ständen ist bereits eine darauf bezügliche Vorlage zugegangen.

Die Vorteile dieser Einrichtung, die den Staat nicht einen Pfennig kosten, die vielmehr das Budget der Seminare erleichtern würde, wenn man die geringere Abnutzung der musikalischen Instrumente in Anschlag bringt, sind so in die Augen springend, die Einführung bietet so gar keine Schwierigkeit, daß wir weitere Worte sparen können. Viele werden anstatt des Lateins lieber Französisch und Englisch wünschen, weil das praktischer ist. Wir müssen aber gestehen, daß wir die Neigung unsrer Zeit, nur auf das unmittelbar Nützliche zu dressieren, nicht lieben. Das Latein fördert jedes gründliche Weiterstudium, sei es in den neueren Sprachen, sei es in Geschichte, Naturkunde &c. Dasselbe läßt sich vom Französisch nicht behaupten.

Nur wollen wir noch auf den Gewinn aufmerksam machen, der für den Musikunterricht aus der besprochenen Einrichtung hervorgehen würde. Gegenwärtig hemmt die große Masse der unmusikalischen Leute, die zum Treiben der Musik, wir möchten sagen verurteilt sind, den Unterricht in der musikalischen Theorie und im Orgelspiele ganz wesentlich, und beim Examen wird aus Erbarmen manchem, der sich und seine Umgebung 6 Jahre lang redlich mit seiner Musik gemartert hat, eine Censur verliehen, obwohl er in seinem Leben nie Dur und Moll unterscheiden lernen, nie ein Urtheil in musikalischen Dingen erlangen wird. Wohl aber kann er fortan die fetteste Kirchschulstelle bekommen: beim Konsistorialexamen fragt bekanntlich kein Mensch nach Musik.

Wem das übertrieben erscheint, der beobachte einmal unbefangen, wie ganz erbärmlich es mit der Musik in vielen, vielen Kirchen unsres lieben sächsischen Vaterlandes annoch bestellt ist. Kennen wir doch eine Ephoralstadt, in deren Hauptkirche Kantor, Organist und Sängerkhor 3 (schreibe drei) verschiedene Choralbücher benutzen, deren Bässe nie und deren Melodien oft nicht übereinstimmen; wo allsonntäglich das Amen so erklingt:

Sopran	g g		ā d d
Alt	e e		f̄ g g
Tenor	e e		c̄ h h
Baß	e e		f̄ g g
Amen! A-men!			

(gewiß ein auserlesenes Beispiel für falsche Quinten und Oktaven) und Zwischenspiele, in denen die Septime im Leitakkorde aufwärts führt, zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehören. Wohnten wir doch einer Ephoralversammlung bei, in der ein junger Kantor ohne Widerspruch seitens der anwesenden hundert Kollegen die Auakersche Choralarie: „Walle stets,

o Christ, auf Erden“ den erhabensten Chorälen zur Seite stellte und bei der Verteidigung der Einführung derselben in seiner Gemeinde u. a. anführte, es hätten ihm Nachbarnfrauen, welche die Einübung der Melodie gehört, versichert: „Das ginge aber schön!“

2. Ebenso allgemein, wie über die eben besprochene Einrichtung des Musikunterrichts, hört man auch von den verschiedensten Seiten über die stiefmütterliche Behandlung der Naturkunde klagen. Diese Klagen sind berechtigt, wenn man auch von einer Seite zu weit gegangen ist und Unausführbares verlangt hat. In dem uns vorliegenden Lektionsplane eines Seminars ist für die Naturkunde in je 2 kombinierten Klassen wöchentlich 1 Stunde angesetzt, im Profseminar ebenfalls nur 1 Stunde. Es kommt also, abgesehen von dem Umstande, daß in einer kombinierten Klasse 40 bis 50 Schüler sitzen, die gleichzeitig auch noch angeleitet werden sollen, wie man in der Naturkunde unterrichten muß, auf jede Klasse wöchentlich 1 Stunde, in der nach und nach Zoologie, Anthropologie, Botanik, Mineralogie, Physik und Chemie getrieben werden soll, soweit das möglich ist.* Es bedarf wohl keines Beweises, daß diese eine Stunde ganz dringend wenigstens einer Verdoppelung bedarf. Vor der Hand dürfte das aber genügen, da es im Seminare ja nur darauf ankommen kann, die Liebe zur Natur zu wecken und die Befähigung zum selbständigen Studium derselben zu vermitteln, keineswegs aber auf ein ausgedehntes Wissen in den genannten Fächern. Wir sind überzeugt, daß ein guter Lehrer gerade beim Unterricht in der Naturkunde bei geschickter Benutzung der Vorteile, die ihm das Internat an die Hand gibt (indem er die Spaziergänge verwertet, die Experimente während der sogenannten „Hausfreiheit“ anstellt, wobei auch die Seminaristen Hand anlegen zc.), ganz Tüchtiges zu leisten vermag, während mit verkehrter Methode, mit Diktieren zc. in wöchentlich 10 Stunden nichts erreicht wird.

Die beantragte Stunde mehr für die Naturkunde (in Summe wöchentlich 2 Stunden mehr auf dem Lektionsplane) ließe sich füglich, ohne die Seminaristen mit Stunden zu überhäufen, einschalten, wenn man es nicht vorziehen sollte, von den wöchentlich 14 Stunden, die in derselben Anstalt in den beiden Oberklassen religiösen Gegenständen, abgesehen von den Morgen- und Abendandachten, gewidmet werden (3 Stunden Religion, 3 Bibelfunde, 3 Katechese und Rezension, 2 Katechetik, 2 Kirchengeschichte, 1 Predigtlesen), wobei noch besonders hervorzuheben ist, daß auch die Themata zu schriftlichen Arbeiten meist, wenn nicht ausschließlich

* Für die Geographie finden sich für die kombinierten Unterklassen 2 Stunden, für die kombinierten Oberklassen 1 Stunde wöchentlich angesetzt, was uns als ausreichend erscheint. Ebenso viel Stunden bleiben für Geschichte.

in dieses Gebiet einschlagen, eine oder zwei zu streichen und der Naturkunde einzuräumen. Zudem besitzt wohl kein Seminar einen ausreichenden physikalischen Apparat und naturhistorische Sammlungen von Belang, auch die Bibliothek ist meist nur dürftig mit naturkundlichen Werken versehen. Wie wir wissen, wird an einigen Seminaren jährlich nicht ein Pfennig zur Vermehrung des physikalischen Apparats und der Sammlungen ausgegeben, an anderen verwendet man 20 bis 25 Thaler. Dieser Übelstand bedarf dringend der Abhilfe. Man sollte meinen, ein Staat wie Sachsen, der jährlich Millionen für gemeinnützige Zwecke verwendet, könnte auch jedem Seminar jährlich 25 bis 30 Thaler für den angegebenen Zweck zuweisen. Es darf freilich nicht verschwiegen werden, daß gegenwärtig bei den Prüfungen auf die Naturkunde so gut wie gar keine Rücksicht genommen wird. Erinnern wir uns doch eines Falles, daß bei einer Wahlfähigkeitsprüfung eine ganze Abteilung nicht die mindeste Auskunft über Telegraphie und Photographie zu geben vermochte (in Bezug auf die Photographie äußerte einer der Examinanden naiv genug: „Ich glaube, es hängt mit Chemie zusammen“), ohne daß die leiseste Rüge erfolgt wäre, und sind doch die Formulare zu den Prüfungszeugnissen so eingerichtet, daß es unter den 14 Einzelzensuren nur eine Gesamtzensur für Geschichte, Geographie und die gesamte Naturkunde einschließlich der Logik giebt. Fürwahr ein Staatsminimum, das aufgebessert werden möchte!

Beiläufig bemerkt dürfte es doch gleichzeitig des Versuches wert sein, die Wahlfähigkeits- und Konsistorialprüfungen in Bezug auf die Prüfung in der Geschichte, Geographie und Naturkunde etwas abzuändern. Es kann keinem Lehrer zugemutet werden, in allen den genannten Fächern gleichmäßig sattelfest zu sein, vielmehr wird sich jeder Strebsame ein enger begrenztes Gebiet zum Spezialstudium ausersehen. Wir glauben auch, daß es für die Gesamtbildung des Lehrers nur vorteilhaft sein wird, wenn er in irgend einem der genannten wissenschaftlichen Fächer möglichst heimisch zu werden sucht, ohne daß er dabei die anderen ganz vernachlässigt. Das bewahrt vor Verflachung. Beim genaueren Studium wird jeder bald erkennen, wie groß das Material ist, das er nur in dem einen Fache zu bewältigen hat, wobei der Schluß auf die übrigen Disziplinen, die im Seminare berührt wurden, nahe genug liegt. Man sollte es den abgehenden Seminaristen geradenwegs zur Pflicht machen, eine der obengenannten Wissenschaften mit besonderem Fleiße zu treiben, bei der Anmeldung zur Wahlfähigkeitsprüfung hätte dann jeder anzugeben, in welchem Fache er am meisten zu Hause sei, und es würde dann ein Leichtes sein, die Abteilungen so zu ordnen, daß die Geographen zc.

beisammen sitzen, und beim Examen könnte dann auf das betreffende Fach genauer eingegangen werden, ohne daß man die anderen Fächer ganz beiseite lassen müßte. Bei der gegenwärtigen Einrichtung kann es vorkommen, daß einer ganz Vorzügliches in Physik, Chemie, Botanik, Geographie leistet, „es kommt aber nur Geschichte und mathematische Geographie dran“, und er zieht mit einer „3 in Geographie, Geschichte und Naturkunde“ ab.

Nach dieser kleinen, doch eng mit unserm Gegenstande zusammenhängenden Abschweifung nehmen wir den Faden wieder auf. Einige Nebenfragen, z. B. ob es nicht nötig wäre, Geschichte der deutschen Litteratur und Geschichte der Musik in den Lehrplan der Seminare aufzunehmen, und ob nicht anstatt des einseitigen Predigtlesens lieber überhaupt eine Lesestunde anzusetzen sein möchte, da wir der Meinung sind, daß jeder, dessen religiöses Gefühl wach ist und der überhaupt gut lesen kann, auch eine Predigt würdig lesen wird, übergehend, erlauben wir uns noch

3. einige Worte über das Internat. Wir beabsichtigen nicht, hier eine Untersuchung über das Für und Wider dieser Einrichtung anzustellen, beschränken uns vielmehr, auf Grund eigener und fremder Erfahrung, zu sagen, daß das Internat eine ganz zweckmäßige, ja segensreiche Einrichtung genannt werden muß. Wären allerdings die Vermögensverhältnisse der Seminarzöglinge so beschaffen, daß sie ohne Ausnahme in gebildeten Familien untergebracht werden könnten (was ohne ein Pensionsgeld von 100 bis 120 Thaler jährlich nicht möglich ist, während es den meisten sauer wird, die 40 bis 45 Thaler, die das Seminar beansprucht, aufzubringen), so wäre das Wohnen in Familien dem Internate sicher vorzuziehen. Wer aber mit uns die Familienkreise kennt, in denen vor 1857 die Seminaristen größtenteils untergebracht waren, wer die Ströme von Sichorienbrühe dampfen sah, die einen Hauptbestandteil der Mittagsmahlzeiten ausmachten, der kann der Regierung nur Anerkennung und Dank zollen, daß sie die Fortdauer jener unerquicklichen Zustände unmöglich machte. Eine Einrichtung der Internate aber kann nicht genug beklagt oder vielmehr getadelt werden. Jeder Sachkundige wird wissen, was wir meinen, denn bis jetzt fanden wir noch niemanden, der nicht seine entschiedene Mißbilligung darüber ausgesprochen hätte, daß die Seminaristen in ihren Lehrzimmern gleichzeitig wohnen müssen. Es ist klar, daß diese Einrichtung sowohl auf die Gesundheit als auch auf die Würde des Unterrichts nur nachtheilig einwirken kann, und es ist erbarmungswürdig, daß junge Leute 4 bis 5 Jahre lang Tag für Tag von früh bis abends an die elenden Bänke

ohne Lehnen gefesselt sind, daß sie nicht einmal einen Holzstuhl und ein Plätzchen an irgend einem Tische ihr eigen nennen können, und man begreift nicht, warum diese Einrichtung getroffen wurde und warum sie so hartnäckig festgehalten wird (auch bei dem jüngst eingerichteten Bornaer Seminare ist es ungeachtet nachheriger Vorstellungen von zuständiger Seite dabei verblieben). Es kann sich höchstens um jährlich 100 Thaler Brennmaterial mehr handeln, und diese Summe ist gewiß noch zu hoch gegriffen, wenn man in Rechnung bringt, daß nach Einrichtung von Wohnzimmern die Übungsflaviere in den Lehrzimmern aufgestellt werden könnten, wodurch nicht wenig Raum gewonnen und Brennmaterial erspart würde.

Wir sind zu Ende und erlauben uns nur noch den Wunsch hinzuzufügen, daß unsre aus einem für die hochwichtige Angelegenheit der Lehrerbildung warm schlagenden Herzen kommenden Worte eine gute Statt finden möchten!

(Sächsische Schulzeitung 1864 Nr. 12.)

2. Die Seminarvorbildung im Königreiche Sachsen.

(1872.)

Als das Referat des Herrn Kollegen Kehr in der Hamburger Sektionsversammlung über die Reform der Seminarvorbildung unter der lebhaften Zustimmung der Versammlung beendet war, hatte ich den Eindruck: Was in demselben aufgestellt, begründet und verlangt wird, das ist in der Hauptsache in Sachsen seit 5–6 Jahren gesetzlich angeordnet. Die Kürze der der Versammlung gegönnten Zeit — es fehlten, als ich zum Worte gelangte, noch 5 Minuten zu dem vom Vorsitzenden im Voraus angekündigten Schlußtermine der Versammlung — verhinderte mich damals, dies auszusprechen und nachzuweisen. Nachdem ich nun das in Nr. 1 dieser Zeitschrift gedruckte vorliegende Referat wiederholt aufmerksam gelesen habe, finde ich, daß jener erste Eindruck auch der richtige gewesen ist. Die vorgeschlagene Reform ist in der That „kein lustiges Ideal“ (S. 62), denn sie hat bereits in Sachsen die Probe bestanden und, wie ich glaube, gut bestanden. Wenn es aber in dem gedachten Referate (S. 61) heißt: „In Sachsen brauchte man nur einfach die sechsclassigen Seminarien in der Weise umzuwandeln, daß nicht mehr die zwei untersten Klassen als Proseminar und nicht mehr die vier obersten Klassen als eigentliches Seminar aufgefaßt würden, sondern daß man das

9*

umgekehrte Verhältnis zur Regel machte (die vier unteren Klassen würden dann lediglich und allein zur allgemein-menschlichen und die zwei oberen zur spezifisch-beruflichen Bildung verwendet werden), so wäre das erreicht, was wir wollen," so ist dazu zu bemerken:

1. Wir unterscheiden eigentlich gar nicht mehr zwischen Profseminar und Seminar, denn seitdem die früheren zweiklassigen Profseminarien seit 1867 mit dem früher vierklassigen Seminar organisch verbunden worden sind, haben wir ein sechsklassiges Seminar. Wenn in einzelnen Seminarien noch immer die beiden unteren Klassen Profseminar genannt werden, so ist das lediglich Geschmackssache. Es findet beim Übergange aus der V. in die IV. Klasse (also, um in alter Weise zu reden, beim Übergange vom Profseminar in das Seminar) keine besondere Prüfung mehr statt, sondern es ist an die Stelle der früheren besonderen Prüfung (laut Verordnung des Ministeriums vom 22. Juli 1869) einfach die Klassenprüfung getreten, die mit der V. Klasse wie mit jeder andern am Jahreschlusse vorgenommen wird. Auch werden Schüler der V. und VI. Klasse nach Maßgabe des Platzes mit in das Internat aufgenommen. In Annaberg wohnen sogar sämtliche Schüler im Seminare.

2. Die innere Organisation unserer sechsklassigen Seminarien entspricht aber in der That den Intentionen des Referates fast genau, die Fachbildung ist den beiden oberen Klassen fast ausschließlich zugewiesen. So halten wir in Zschopau z. B. folgenden Gang ein, der sich in dem Rahmen des für die Seminarien im Frühjahr 1868 entworfenen Normalstundenplans bewegt:

Klasse III: Physische Anthropologie, wöchentlich 2 Stunden. — Psychologie und erster Teil der Logik, wöchentlich 2—3 Stunden. — Theorie der Fragebildung und Übung in derselben, wöchentlich 1 Stunde.

Klasse II: Allgemeine Didaktik und allgemeine Methodik. Spezielle Methodik mit besondrer Rücksicht auf die geschichtliche Entwicklung der Methoden. Wöchentlich 3 Stunden. — Katechetik und Methodik des Religionsunterrichts, zweiter Teil der Logik, wöchentlich 1 Stunde. — In der vierklassigen Übungsschule wird diese Klasse zur Erteilung des Unterrichts in der biblischen Geschichte in der III. und II. Klasse angeleitet. Im Übrigen wohnen die Schüler dem Unterrichte in der Übungsschule nach einem für diesen Zweck entworfenen Plane bei, so daß in den meisten Stunden der Übungsschule 1 oder 2 Schüler der II. Seminar-klasse gegenwärtig sind. Auf den einzelnen treffen wöchentlich 4—6 dergleichen Stunden, er lernt im Laufe des Jahres das Schulgetriebe in allen Klassen kennen, während der nebenher gehende theoretische Unterricht in der Methodik den Blick schärft.

Klasse I: Schulzucht. Allgemeine Erziehungslehre. Schulkunde. Wöchentlich 2—3 Stunden. — Geschichte der Pädagogik, wöchentlich 1—2 Stunden. — In der Übungsschule besorgt die I. Klasse den gesamten Unterricht (mit Ausnahme der biblischen Geschichte in Klasse II und III). Wo schriftliche Vorbereitung thunlich ist, wird sie gefordert. Die Lektionen wechseln in 6—7 Wochen. Die Aufsicht führen mehrere Seminarlehrer so, daß sie in den wichtigeren Stunden eine, im Lesen, Schreiben &c. zwei Klassen gleichzeitig beaufsichtigen. Für Besprechung der Katechesen ist eine besondere Stunde angesetzt.

In Bezug auf diese vorstehende innere Einteilung walten allerdings in den Seminarien Sachsens noch manche Verschiedenheiten ob, aber darin stimmen sie alle überein, daß die Fachbildung mit Ausnahme von 1—2 Stunden den zwei oberen Klassen zugewiesen ist. Es wird also der Forderung der dritten These des Referates thatsächlich entsprochen, und über den Streit, ob Mittelschule, ob deutsche Schule (S. 73) &c. sind wir also hinaus „durch Gründung sechsklassiger Seminarien.“

Was nun weiter die Scheidung der sogenannten allgemeinen und der Fachbildung betrifft, so möchte der Satz des Referates, daß die eine nach der andern, niemals beide neben und mit der andern (S. 46), und der andre, „daß die gemischte Ehe zwischen der allgemeinen und der spezifisch-beruflichen getrennt werden müsse“ (S. 49) sehr cum grano salis zu verstehen sein. Die thatsächlichen Aufstellungen des auf S. 56—58 mitgetheilten Gothaer Seminargefessentwurfes sehen auch von dieser völligen Trennung ab, es soll auch dort in den oberen Klassen „die in den unteren vier Klassen erworbene Bildung befestigt und konzentrisch erweitert werden, letzteres namentlich in Bezug auf Religion, deutsche Litteratur, Naturwissenschaften und Musik.“ Eine völlige Trennung der sogenannten allgemeinen und der Fachbildung wäre ja auch ein bedeutender Fehler. Die Forderung wird vielmehr so zu stellen sein, daß die Fachbildung nicht eher begonnen werden darf, als bis die sogenannte allgemeine Bildung einen soliden Grund gelegt hat; aber neben der Fachbildung ist die allgemeine Bildung unter allen Umständen zu erweitern und zu vertiefen. Den Übelstand, zu vielerlei treiben zu müssen, werden die Seminarien so lange nicht beseitigen können, als die Volksschule das Fundament des allgemeinen Wissens und Könnens zu legen hat — das heißt niemals! Bei vielen Gegenständen darf sich aber das Seminar in den oberen Klassen nicht bloß auf Wiederholung beschränken, es muß sie vielmehr erst frisch lehren, weil gewisse Dinge, wie Physik, Trigonometrie, Kulturgeschichte, mathematische Geographie erst von einem 18- bis 20jährigen Menschen

richtig verstanden werden! Es ist auch nicht ganz richtig, daß die Realschulen und Gymnasien die allgemeine Bildung der Techniker, Juristen, Theologen abschließen! Das Geschöpf in dem Zwischenzustande zwischen Gymnasium und Universität, insgemein *mulus* genannt, ist sehr oft nichts weniger als ein allgemein gebildeter Mensch, es ist in jedem Falle gut für ihn, daß die gesamte philosophische Fakultät nur sogenannte allgemeine Bildung vermittelt. Auch die polytechnischen Schulen, die Forstschulen *rc.* haben Vorlesungen über Geschichte, Litteratur und andre Gegenstände der allgemeinen Bildung; auch wohnt der eigentlichen Fachbildung eine allgemein bildende Kraft inne, und schließlich unterscheidet sich eben deshalb der gebildete Jurist von dem gebildeten Mediziner, Theologen *rc.* nicht unmerklich, so viel Gemeinsames sie auch haben mögen, auch selbst dann, wenn bei ihrer Fachbildung die allgemein bildenden Momente nicht vernachlässigt worden sind. Endlich darf nicht übersehen werden, daß auch die Gymnasien und Realschulen bereits die Fachbildung anbahnen. Ich erinnere an das Hebräische und an die Separatkurse, die man für künftige Post- *rc.* Beamte in einzelnen Fächern fakultativ einrichtet. Es ist also ein Irrtum, wenn man die allgemeine und die Fachbildung durchaus scheiden will. Wo blieben auch da die Philologen?

Die schöne Ausführung des Referats über die Notwendigkeit, „daß sich der künftige Seminarist seine formale Ausbildung an denjenigen Stoffen erwerben und durch Anwendung derjenigen Methoden erlangen müsse, die zugleich eine direkte Förderung seines Berufes ermöglichen“ (S. 53), wird gewiß jeder Sachkundige mit voller Befriedigung und Bestimmung gehört oder gelesen haben. Die Vorbildung in Gymnasien und Realschulen ist eben, da sie mit der III. oder II. Klasse abbricht, nicht einmal eine „Torso“, sondern nur eine Fötusbildung. Es scheint wenig bekannt zu sein, daß die Frage: „Kann die Realschulbildung Grundlage werden für die Seminarbildung?“ im Jahre 1851 auf der sächsischen Lehrerversammlung in Zittau lebhaft und nicht ohne Gründlichkeit behandelt worden ist. Der Referent (Schuldirektor Brösing aus Zittau) verneinte die Frage und viele erfahrene Redner stimmten ihm bei. Zu einer Abstimmung ist es nicht gekommen (vergl. das Protokoll in der Sächs. Schulzeitung vom Jahre 1851, S. 492—497), es ist aber jedenfalls ein Glück, daß das sächsische Kultusministerium es seinerzeit vorgezogen hat, den einmal eingeschlagenen Weg der Lehrerbildung nicht plötzlich zu ändern. Es bestanden nämlich zu jener Zeit (im Jahre 1851) neben den vierklassigen Seminararien schon Proseminarien mit zweijährigem Kursus, zum größeren Teile nur von den Seminarkollegien privatim eingerichtet,

die man zunächst von oben nur begünstigte. Als 1859 das Annaberger Seminar räumlich bedeutend erweitert wurde, gründete man ein gewissermaßen offizielles Profeminar. Das Direktorium und die Schulgeldkasse desselben wurden nämlich im Auftrage des Ministeriums von dem ersten Oberlehrer des Seminars verwaltet, das Ministerium stellte einen besondern Hilfslehrer für das Profeminar an und die Lehrer des Seminars gaben „Überstunden“. Die Anstalt erhielt sich aber bei einem geringfügigen Zuschusse aus der Staatskasse von selbst, indem man ihr auch Lokal, Licht, Heizung &c. unentgeltlich gewährte. Natürlich richtete nun das Lehrerkollegium den Unterricht so ein, daß die vierte Seminarklasse sich unmittelbar an die zweite Profeminarklasse anschloß, und die bereits oben citierte Verordnung über die organische Verbindung des Profeminars mit dem Seminar sanktionierte nur einen bereits bestehenden Zustand. Es wurden aber nun die Lehrkräfte vermehrt, Kombinationen aufgehoben, und der Fortschritt war nicht gering anzuschlagen, daß das Provisorium in einen gesetzlich geregelten Zustand umgewandelt wurde. Was wir nun seitdem anstreben, das ist die Einfügung einer fremden Sprache in den Lehrplan des Seminars. Auch in dieser Beziehung sind wir nahe daran, das Ziel zu erreichen. Bereits seit einer Reihe von Jahren ist es gestattet, daß die Seminaristen privatim Sprachunterricht nehmen, und in verschiedenen Seminarien wird davon Gebrauch gemacht. Bei uns z. B. betreibt sogar die große Mehrzahl der Schüler das Lateinische, und es ist Aussicht vorhanden, daß die in nächster Zeit beabsichtigte Reform der Seminarordnung das (früher schon eingeführte) Latein in den Lehrplan wieder aufnehmen wird. Ohne mich auf Darlegung der Gründe einzulassen, will ich hier einschalten, daß ich mit dem Referate völlig übereinstimme: Eine fremde Sprache — nicht mehr! Das Richtige möchte aber sein, an der Küste die englische Sprache, in den Grenzländern die Sprache des Nachbars (Französisch, Italienisch &c.), in allen übrigen Gegenden aber die lateinische Sprache einzuführen. Die lebenden Sprachen muß man sprechen lernen und Gelegenheit haben, sie zu sprechen, wenn ihre Erlernung von erheblichem Nutzen sein soll. Dazu ist im Innern von Deutschland keine Gelegenheit, und die Erlernung des Lateinischen ist, soweit sie bei einem sechsjährigen Unterrichte, anfänglich wöchentlich fünf- bis sechstündig, am Ende zweistündig, möglich ist, bei weitem vorzuziehen.

Was weiter die Frage anbelangt, ob man die Vorbildung dem Seminare oder der Bürgerschule oder einer selbständigen Schule zuweisen soll, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß es bei weitem am vorteilhaftesten ist, wenn man die Seminarien sechsklassig einrichtet. Der Hauptgrund ist in dem Referate (S. 54 und 55) trefflich

auseinandergesetzt. Der künftige Lehrer kann nicht früh genug in eine „methodische Atmosphäre“ versetzt werden. Es ist wohl richtig, die Realschule und das Gymnasium würden in vielen Fällen auch besser fahren, wenn sie ihre Gegenstände so lehrten, als sollten sie wieder gelehrt werden, allein man wird sich dort meist damit begnügen, wenn die Schüler das Gelehrte wissen, weil das fürs Examen genügt. Der Seminarlehrer aber, der in der Übungsschule das Wissen seiner Schüler auf eine ganz andere Probe gestellt sieht, und dem daran gelegen sein muß, daß die Seminaristen es lernen, einen Gegenstand elementar zu behandeln, ihr Wissen methodisch zu ordnen, wird nicht unterlassen, seine eigne Methode korrekt zu gestalten, und die Schüler werden sich gewöhnen, frühzeitig hinter die Kulissen zu schauen, und so ein gut Teil praktischer Pädagogik sich aneignen, bevor sie die erste fachmäßige Stunde haben. Der Gothaer Entwurf (in § 32, S. 57) bestimmt nun, daß die vier unteren Klassen des Seminars eine allgemeine Fortbildungsschule sein sollen. Hoffentlich kommt man beizeiten davon als von etwas Überflüssigem zurück. Es ist bei uns keinem Schüler verwehrt, aus irgend einer Klasse des Seminars auszutreten, aber es geschieht nicht, es verläßt nicht so leicht ein Schüler freiwillig das Seminar, um zu einem andern Berufe überzutreten, einfach deshalb nicht, weil viele von früher Jugend an den Entschluß gefaßt haben, Lehrer zu werden, andre aber, die sich erst kurz vor der Konfirmation entschließen, in einem Alter stehen, das schon bestimmte Entschlüsse zu fassen vermag. Ein übles Geschenk aber ist es, das in Gotha dem Profeminare gemacht werden soll, wenn derselbe § 32 bestimmt, „daß das Ziel des Schulunterrichts den Voraussetzungen entsprechen soll, die zur Ausstellung der Berechtigungsscheine zum einjährigen Freiwilligendienste erfordert werden.“ Was hat der Freiwilligendienst mit der Lehrervorbildung zu schaffen? Ist es nicht genug, daß die Realschulen und Gymnasien unter diesem leidigen Freiwilligenwesen leiden, so daß sie, wie gesagt worden ist, in den Unterklassen die Wasser-, in den oberen die Schwindsucht haben? Wollen wir das auch auf die Seminaristen überleiten, für die obendrein gar kein praktischer Grund vorliegt, da die Schulamtskandidaten zur Zeit ja mit einer sechswochentlichen Einübung für den Fall ihrer Aushebung wegkommen? Es giebt mancherlei, um deswillen wir die Gymnasien und Realschulen beneiden könnten, ihr Verhältnis zum Freiwilligendienste aber gehört dazu sicher nicht! Beiläufig mag hierbei erwähnt werden, daß die Bestimmung des § 33, daß die Zahl der Aufzunehmenden (für die Oberklassen) unbeschränkt sein soll, völlig unverständlich ist. Die praktische Ausbildung der Seminaristen ist nur bei einer beschränkten Zahl möglich. Das weiß ja

Kollege Mehr sehr wohl — und es ist fast zu vermuten, daß anstatt Oberklassen Unterklassen stehen soll.

Daß endlich das Seminar an die Volksschule, nicht an die höhere Bürgerschule anzuknüpfen hat, zeigt das Referat ebenfalls klar. Auch wir erhalten die Mehrzahl der Schüler vom Lande, und zwar meist Knaben, die sich in der Dorfschule ausgezeichnet haben. Somit verlangen wir bei der Aufnahmeprüfung, die seit 1869 lediglich in die Hand des Lehrerkollegiums gelegt ist (während vor 1869 ein Regierungskommissar den Vorsitz führte), daß der Aspirant einen kleinen Aufsatz über ein leichtes Thema (z. B. Licht- und Schattenseiten des Land- (Stadt-) Lebens — Was Gott thut, das ist wohl gethan — Ein blinder Mann, ein armer Mann — Welche Jahreszeit ist die schönste?) ohne grobe orthographische Fehler anfertigen kann, daß er in der biblischen Geschichte und im Katechismus, in der Heimatkunde und in den vier Spezies mit ganzen und gebrochenen Zahlen ziemlich zu Hause ist. Musikalische Vorbildung ist erwünscht, wird aber nicht unbedingt verlangt, da wir für den Musikunterricht (Gesang und Violinspiel ausgenommen) auch Dispensation einholen können. Nach Einführung des Lateinischen wird es ein Leichtes sein, einige Vorkenntnisse bei der Aufnahme zu verlangen, die manche jetzt schon mitbringen. Die aus den Städten mit weitergehender Vorbildung zu uns kommen, müssen sachlich allerdings einen Schritt zurückgehen, aber da wir die meisten Gegenstände von den Elementen aus behandeln, so können sie ihre Aufmerksamkeit nun auf die methodische Seite der Behandlung lenken. Dadurch erscheinen ihnen die bekannten Gegenstände in einem neuen Lichte, das ihr Interesse erregt und die Wiederholung noch fruchtbarer macht, als sie auch ohnehin sein würde. Will jemand darin eine Bildung ad hoc erblicken, so hat er Recht. Nur soll er sie nicht tadeln. Denn ist nicht eine vernünftige Bildung ad hoc die vollkommenste? Es heißt zwar *Praeceptor nasci vult*, trotzdem muß seine Bildung frühzeitig eine besondere Richtung einschlagen. Wenn unsre Schüler sich geographische, geschichtliche, naturwissenschaftliche Kenntnisse im Seminar erwerben, in denen sie sich mit gleichaltrigen Realschülern oder Gymnasiasten messen können, warum will man es tadeln, daß sie nebenbei auch die Methode des Lehrers beobachten, daß sie sich schon früh fragen: Wie macht man das oder jenes deutlich? Woher stammt diese oder jene falsche Antwort? Wie müßte gefragt werden, wenn sie richtig sein sollte? Wird etwa die allgemein bildende Kraft der betreffenden Fächer dadurch geschädigt? Warum will man es tadeln, daß wir auf Schönschreiben, korrektes Sprechen, Singen und die übrige musikalische Vorbildung mehr Gewicht legen, als die Realschule und das Gymnasium? „*Docti male*

pingunt“, das mag sie entschuldigen, uns nicht. Und Luther wollte ja einen Schulmeister, der nicht singen kann, gar nicht einmal ansehen. Die Häfchen müssen aber beizeiten gekrümmt werden. Es ist dafür zu sorgen, daß die Seminaristen jedes für Gebildete geschriebene Buch verstehen lernen, aber auch dafür, daß die speziell für Lehrer und für den Schulgebrauch zugeschnittenen Leitsäden und Lehrbücher überflüssig werden, das heißt der Lehrer soll im Stande sein, die einzelnen Fächer sich selbst methodisch zurecht zu legen. Das braucht aber nicht jeder Gebildete zu können, und der Seminarist lernt es in den für Pädagogik angelegten Stunden allein auch nicht.

Ich wiederhole die schon oben angedeutete Kezerei: Ich glaube nicht an die sogenannte allgemeine Bildung, ich kenne nur gebildete Lehrer, gebildete Juristen, Ärzte, Kaufleute &c. Bei ihnen ist aber die allgemeine Bildung jederzeit stark durch die Art ihres Berufes gefärbt. Die besten unter ihnen haben sich längst im Gymnasium mit Gedanken an ihren künftigen Beruf herumgetragen und haben ihre Privatlektüre danach eingerichtet. Der künftige Arzt hat die Naturgeschichte und Physik im Gymnasium nicht bloß mit halbem Ohre gehört, wie viele andre, der zukünftige Mathematiker war der Augapfel des Mathematikus, wie auch der zukünftige Theolog das Griechisch des neuen Testaments mit mehr Aufmerksamkeit las wie der Jurist. Will man sie darum tadeln? Man scheert eben auch im Gymnasium die verschiedenen Fakultäten nur scheinbar über einen Kamm, thatsächlich bahnt sich die Fachbildung bereits an, wie aber auf der andern Seite auch die sogenannte allgemeine Bildung noch einen wichtigen Gegenstand der Universitätsstudien ausmacht. Es wird also nötig sein, zwar die eigentliche Fachbildung der Seminaristen auf die letzten zwei Jahre zu verschieben, aber es ist weder ratsam, alle Hindeutung auf den künftigen Beruf in den unteren Klassen geflissentlich zu vermeiden, noch kann die allgemeine Bildung in den oberen Klassen als im allgemeinen abgeschlossen betrachtet werden.

(Pädagogische Blätter, herausgegeben von G. Kehr, II, 2, 1872. Abgedruckt mit Erlaubnis des Verlegers G. F. Thienemann in Gotha.)

3. Dr. P. über die Seminarbildung.

(1872.)

Nach den stenographischen Mittheilungen über die Verhandlung des sächsischen Landtages (S. 940) hat Dr. P. in der 36. Sitzung der 2. Kammer am 17. Februar u. a. folgendes gesprochen: „Das königliche Ministerium hat im Jahre 1865 eine neue Klasse von Kandidaten des höheren Schulamts dadurch geschaffen, daß es den Kandidaten des Volksschulamts, den vom Seminar entlassenen, gestattet, auf der Universität zu studieren, wenn sie bei der Abgangsprüfung vom Seminare die 2. Zensur oder 2a erhalten haben. Die Bestimmung ist in mancher Hinsicht eine ganz zweckmäßige, und es ist zu wünschen, daß sich recht viele von den Volksschullehrern nach Leipzig begeben und ihre Studien erweitern, denn auf diese Weise werden wir Lehrer für die Bürgerschulen und die höhere Volksschule erhalten. Aber das sollte auch der Zweck der Maßregel sein und bleiben. Wenn aber diese Kandidaten des höheren Schulamts, die schon nach zweijährigen Studien auf der Universität die Kandidatur erlangen können, berechtigt werden, Lehrerstellen an der Realschule erster Ordnung zu bekleiden, so, glaube ich, schädigt man den wissenschaftlichen Charakter dieser Schulen. Ich halte allerdings dafür, daß mit eigentlichem wissenschaftlichen Erfolge ohne sprachliche Vorbildung auf der Universität Studien nicht getrieben werden können; ferner daß derjenige, der als Lehrer an der Realschule erster Ordnung angestellt sein will, vor allen Dingen eine wissenschaftliche Vorbildung auf einer höheren Schule erhalten haben muß, und daß die ganze Einrichtung der Seminare zur Zeit nicht derartig ist, daß man sagen könnte, die Seminaristen haben bei ihrem Abgange eine wissenschaftliche Bildung erreicht. Davon kann weder in sprachlicher, noch in naturwissenschaftlicher, noch in mathematischer Beziehung die Rede sein; sie haben von vielem etwas gelernt, aber in keiner Art der Wissenschaft sind sie durchgebildet, und mit dem jetzigen Wesen des Seminars hängt es ja zusammen, daß sie nicht durchgebildet sein können. Wenn das Wesen der Realschule nicht geschädigt werden soll, so sind als Lehrer an diesen Anstalten nur solche Männer anzustellen, die auf Grund des Reisezeugnisses einer Realschule erster Ordnung oder des Gymnasiums an der Universität wenigstens drei Jahre studiert haben.“

Wie später (S. 943) Dr. Kentsch bemerkt, ist die Kammer der Rede des Dr. P. mit Aufmerksamkeit gefolgt, trotzdem hat sich gegen die eben angeführten Worte desselben aus der Mitte der Kammer (und leider

auch von der Ministerbank) nicht der leiseste Widerspruch erhoben. Abermals ein Beweis, daß in gebildeten Kreisen eine vollständige Unkenntnis über den dermaligen Stand der Seminarbildung herrscht. Dr. P. aber, obwohl er schon wiederholt (z. B. auf der Lehrerversammlung zu Meerane) über die Seminare gesprochen, auch Mitglied der Schuldeputation ist, kennt die einschlagenden gesetzlichen Bestimmungen nicht genau, er unterschätzt die Seminarbildung und überschätzt die Realschul- und Gymnasialbildung. Nachweis: Nicht diejenigen Seminaristen, welche bei der Abgangsprüfung vom Seminare die 2. Zensur oder 2a erhalten haben, dürfen studieren, sondern nur die Schulamtskandidaten, welche bei der zwei Jahre nach dem Abgange vom Seminare von ihnen zu bestehenden Wahlfähigkeitsprüfung mindestens 2a erhalten haben! Daß aber der Schulamtskandidat, der bereits eine sechsjährige Seminarzeit hinter sich hat, die zwei Jahre vor der Wahlfähigkeitsprüfung nicht vertrödeln darf, wenn er bei letzterer mindestens 2a erlangen will, bedarf wohl keines Nachweises, und daß diese zwei Jahre von vielen, welche die Absicht haben, zu studieren, auch zur Erweiterung und Vertiefung von Sprachkenntnissen benutzt werden, ist notorisch. Ich sage absichtlich Erweiterung, denn thatsächlich haben auf verschiedenen Seminaren die begabteren Schüler von der Erlaubnis und Gelegenheit, Latein oder Französisch nebenbei zu treiben, schon seit längerer Zeit Gebrauch gemacht. — Immerhin ist und bleibt es aber, das muß zugestanden werden, ein Mangel der Verordnung von 1865, daß sie nicht von den die Universität beziehenden Schulamtskandidaten ein gewisses Maß lateinischer Kenntnisse fordert. Und daß Schulamtskandidaten sich dies zu nutze machen, daß sie zu ihrem eignen Schaden ohne eine Spur von Sprachkenntnissen Vorlesungen hören, ist leider zur Zeit nicht zu ändern. Es ist aber nicht zu übersehen, daß die Prüfungskommission in Leipzig bei der Auswahl der Themata keinen Unterschied zwischen Examinanden mit Seminar- und Gymnasialvorbildung macht, daß sie also in der Lage ist, die Fähigkeit, Quellenstudien zu machen, zu beurteilen und die Zensur demgemäß abzumessen.

Weiter sagt Dr. P., „man könne nicht sagen, die Seminaristen haben bei ihrem Abgange eine wissenschaftliche Bildung erreicht.“ Einverstanden, das ist ja selbstverständlich. „Sie seien auch in keiner Art der Wissenschaft durchgebildet,“ ebenfalls selbstverständlich. Aber die 17- oder meinetwegen 18jährigen Realschulabiturienten sind das! Das scheint die Ansicht des Dr. P. zu sein. Denn nach seiner Meinung wird das Wesen der Realschule geschädigt, wenn an derselben Lehrer angestellt werden, die vom 14. bis 20. Jahre ein Seminar besucht, sich darauf zwei Jahre so angestrengt fortgebildet, daß sie das zweite

Examen mindestens mit der 2. Zensur bestanden, um weitere zwei Jahre Universitätsstudien obliegen zu dürfen. Und für diese 24jährigen, bereits praktisch erfahrenen Lehrer, die das Wesen der Realschule schädigen sollen, will Dr. P. u. a. 20—21jährige, welche von ihrem 10. bis 17. oder 18. Jahre eine Realschule (welche Abgangszensur sie erlangt, ist gleichgültig!) und dann noch drei Jahre die Universität besucht! Man könnte lachen, wenn die Sache nicht so ernsthaft wäre. Die Realschule hat zur Zeit weit mehr unkonfirmierte Knaben als konfirmierte. Diese bedürfen in der Hauptsache durchaus eines elementaren Unterrichts, denn dadurch, daß sie eine grüne oder blaue Mütze aufsetzen und nicht mehr Bürgerschüler, sondern Realschüler heißen, ändert sich in der Natur ihres Geistes gar nichts. Daß aber zur Zeit die Universität nicht der Ort ist, auch niemals sein wird oder sein soll, wo die für den Elementarunterricht unentbehrliche Einsicht und Fertigkeit zu erlangen ist, daß weiß Dr. P. sehr wohl. Er weiß auch, daß die Fachlehrer für Mathematik und für alte Sprachen, die ja durch die Kandidaten der zweiten Sektion weder beeinträchtigt werden können noch sollen, noch vor wenig Jahren teilweise — lateinisch in der Pädagogik examiniert wurden! Aber sie sind zünftig und deshalb sind sie allein befähigt, ohne Schädigung des Wesens der Realschule die 10—14jährigen Knaben zu unterrichten. Vor 15 Jahren konnte in gewissen Bürgerschulen ein seminaristisch Gebildeter nicht Oberlehrer werden, und würdige und verdiente Elementarlehrer wurden geringer geachtet als die jungen Kandidaten der Theologie, welche in den oberen Klassen als Klassenlehrer angestellt waren. Das ist anders geworden und die Schulen sind nicht in ihrem Wesen geschädigt worden. Möge man doch bei Beurteilung des Grades geistiger Reife, welcher in den Seminaren zu erlangen ist, nie übersehen, daß die Seminaristen für den Mangel manches höheren Bildungsmittels, das namentlich den Gymnasiasten zu Gebote steht, in der pädagogischen Praxis, in die sie eingeführt werden, einen nicht zu unterschätzenden Ersatz haben, vermöge dessen sie z. B. Logik und Psychologie leichter und vollkommener zu fassen im Stande sind, als die (meist auch jüngeren) Schüler der Gymnasien oder gar Realschulen. Sicher kommen auf Grund der Verordnung von 1865 die Volksschullehrer reifer und besser vorgebildet auf die Universität als namentlich vordem (aber auch seitdem) manche, die mit Ach und Krach durch das Maturitätsexamen eines Gymnasiums, vielleicht erst im vierten oder fünften Semester ihres Studiums, sich durchgewunden, und reifer und besser vorgebildet als die Mehrzahl der derzeitigen 17—18jährigen Realschulabiturienten!

(Sächsische Schulzeitung 1872 Nr. 10.)

4. Die Berechtigung der sächsischen Volksschullehrer zu Universitätsstudien.

(1886.)

Neuerdings sind über die Berechtigung einer gewissen Klasse von sächsischen Volksschullehrern zu Universitätsstudien und deren Folgen in verschiedenen Schriften wieder so irrige Ansichten ausgesprochen worden, daß es sich verlohnt, die Thatfachen in dieser Angelegenheit, der man eine gewisse prinzipielle Bedeutung gewiß nicht absprechen kann, richtigzustellen. Folgendes wird behauptet:

„Mehr noch als bei Stoy rekrutierten sich auch die Schüler Zillers weniger aus den Reihen der Philologen, welche während ihrer Studienzeit sich leider nur selten für Pädagogik interessieren, als aus den Theologen und Volksschullehrern des Königreichs Sachsen. Denjenigen Lehrern nämlich, welche in Sachsen das Volksschullehrer-Examen recht gut bestanden haben, steht auf Antrag des verstorbenen Professor Wuttke, meines unvergeßlichen Lehrers, seit etwa 20 Jahren das Recht zum Besuche der Universität frei.“ (Dr. Wesendonck, „Die Schule Herbart-Ziller und ihre Jünger“, 1885, S. 24.)

„Es ist bekannt, daß in Sachsen Volksschullehrer, welche höhere Befähigung und ausgedehnteres Wissen dargethan haben, durch akademisches Studium zu höheren Dienstklassen sich befähigen können. Daß den Lehrern der Volksschule der Eintritt in die Hörsäle der Hochschule nicht verschlossen werden solle, ist wohl in ganz Deutschland eine unbestrittene Forderung; wenn aber durch staatliche Anordnungen einer doch nur für Ausnahmefälle gedeihlichen Laufbahn der Weg in der Art geebnet wird, daß er bei einer gewissen Beharrlichkeit fast jedem offen steht, scheint mir das doch bedenklich, da es nicht immer nur die höher Befähigten sind, welche sich auf diese Weise aus dem ordentlichen Geleise weglocken lassen. Die Folge dieser Einrichtung ist, daß in Leipzig überhaupt mehr Volksschullehrer Universitätsstudien treiben, als irgendwo anders, und zwar nicht bloß sächsische Volksschullehrer. Jedenfalls sind es die Strebsamsten dieser Klasse gewesen, die sich um Ziller geschart haben; die Frage ist nur, ob sie immer im Stande gewesen sind, die philosophischen Gründe der neuen pädagogischen Lehre zu durchdringen, in welche sie eingeweiht wurden. . . . Ich spreche hier nach einer Erfahrung sehr unangenehmer Art, welche ich an einem dieser Lehrer gemacht habe, der mit einer Empfehlung von Ziller sich bei mir einstellte. Das ist aber nicht das einzige Bedenken,

welches die Aufnahme von Volksschullehrern in Zillers pädagogischen Kreis erwecken mußte, wenn nicht auch philosophisch vorgebildete Schüler in ähnlich großer Zahl sich einfanden.“ (v. Sallwürf, „Handel und Wandel der pädagogischen Schule Herbart's“, 1885, S. 23 f.)

„Mir kommts jetzt aber immer so vor, als ob man die Seminare mehr und mehr in eine schiefe Stellung dadurch zu bringen sucht, daß man gar nicht mehr fragt: ‚Was haben wir zu thun, um gute Volksschulen zu schaffen?‘ Die Kardinalfrage ist immer der Lehrer und nochmals der Lehrer . . .; er soll Rektor, Schulinspektor werden können . . .; alles schön und gut, aber wo bleibt die Volksschule? Bekommen wir mit all diesen Bestrebungen auf den Dörfern draußen gute Volksschulen? . . . Vielleicht täusche ich mich, wenn ich der Meinung bin, daß man das alles jetzt als Nebensache betrachtet. Aber Sachsen giebt mir zu dieser Meinung genügenden Anlaß. Da läßt man die Seminaristen auf der Universität studieren und — entzieht sie der Volksschule; denn keiner der Schulstudenten geht je wieder in eine Volksschule.“ (Dr. Kehr an Dr. Schumann. Abgedruckt in „Dr. C. Kehr“ von Dr. Schumann, 1886, S. 124 f.)

Diesen Auslassungen liegen ganz wesentliche Irrtümer zu Grunde. Es ist zu bemerken:

1. Die sächsischen Schulamtskandidaten haben nach zurückgelegtem sechsjährigen Seminarstudium und nach glücklich bestandener Kandidatenprüfung zunächst ohne Ausnahme drei Jahre als Hilfslehrer zu dienen. Den Ort ihrer Wirksamkeit bestimmt die oberste Schulbehörde. In der zweiten Hälfte des letzten Hilfslehrerjahres gelangen sie zur Wahlfähigkeitsprüfung, bestehen sie dieselbe, so erlangen sie das Recht auf ständige Anstellung. Wer aber bei dieser Prüfung die erste Zensur in Wissenschaften erlangt — was an vielen Anstalten nur aller 4—5 Jahre einmal vorkommt — kann ohne Weiteres die Universität im nächsten Semester beziehen, und er wird nach zweijährigem Studium zu dem Examen für das höhere Schulamt, Abteilung für Pädagogen,* zugelassen. Wer nur die zweite Zensur errang, kann, wenn die Prüfungskommission ihn für befähigt hält, das heißt wenn die „Zwei“ nahe an die „Eins“ streift, dem Ministerium empfohlen werden behufs der Erlaubnis zum Universitätsstudium. Im ganzen dürften nicht mehr als 10 Prozent der Wahlfähigen die Qualifikation zu Universitätsstudien erlangen, und kaum

* Die drei andern Abteilungen, die philologisch-historische, die mathematisch-physikalische und die naturhistorisch-chemische sind den Schulamtskandidaten verschlossen.

die Hälfte davon macht Gebrauch von der erlangten Berechtigung. Lehrer, welche eine knappere „Zwei“ bei der Wahlfähigkeitsprüfung erhielten, bei denen aber doch die Lust zum Studieren später erwacht, werden mit ihren Gesuchen vom Ministerium regelmäßig abgewiesen. Der Weg zum Studieren steht also in Sachsen keineswegs „beinahe jedem, der beharrlich ist“, offen, auch dürfen nicht die „Seminaristen“ ohne Weiteres studieren.

2. Die Einrichtung ist nicht auf Antrag des Professors Wuttke getroffen worden, vielmehr gebührt das Verdienst, sie geplant und trotz des anfänglichen Widerstandes der philosophischen Fakultät zu Leipzig ins Leben gerufen zu haben, dem Geheimen Räte D. Gilbert und dem Minister v. Falkenstein. Professor Wuttke gehörte zu den Hauptgegnern der Neuerung, und er trat, als er sie nicht verhindern konnte, aus der Prüfungskommission aus. Diese letztere aber dürfte sich mit der Zulassung der Schulamtskandidaten zu den Prüfungen bald ausgesöhnt haben, denn es ist nicht selten, daß die ehemaligen Schulamtskandidaten bei der Prüfung die erste Zensur erhalten (gleich der erste, der „ins Examen stieg“, erhielt sie), obwohl selbstverständlich die Prüfung für sie ganz die gleiche ist, wie für diejenigen, die auf Grund eines Reisezeugnisses eines Gymnasiums studierten.

Die jungen Lehrer gelangen in der Regel mit 23 Jahren zum Studium. Ihre sechsjährige Seminarzeit und eine dreijährige erfolgreiche Hilfslehrerzeit fallen doch auch ins Gewicht, wenn man ihre geistige Reise gegen die der 18—19jährigen „maturi“ der Gymnasien abwägen will. Für philosophische Studien namentlich aber ist die psychologische Schulung der Lehrer nicht zu unterschätzen, wenn auch der „eine“, der v. Sallwürf zu so ungünstiger Meinung über die studierten sächsischen Volksschullehrer Veranlassung gegeben, nicht der einzige seiner Art sein mag, der auch in Leipzig den Stein der pädagogischen Weisheit nicht gefunden hat.

3. Dem Zillerschen Seminare sind seinerzeit sächsische Volksschullehrer nur sehr vereinzelt beigetreten, so daß aus den Kreisen der Zillerianer öfter Klagen laut geworden sind über Teilnahmlosigkeit der studierenden Lehrer ihrem Meister gegenüber. Es ist leicht begreiflich, daß sich die studierenden Lehrer für die Experimente in der Zillerschen Übungsschule weniger interessiert haben, als für die wissenschaftlichen Vorlesungen. Dazu kommt, daß Ziller der Prüfungskommission nicht angehörte, und daß das königliche pädagogische Seminar unter Professor Masius Leitung auch über Stipendien verfügt.

4. Die Einrichtung hat nach mehreren Seiten unzweifelhaft segensreich gewirkt. Zunächst gehen die studierenden Volksschullehrer der Volksschule keineswegs verloren; sie werden ja insbesondere an Seminaren

und Realschulen (die sich, wenigstens in Sachsen, von den „höheren Volksschulen“ fast nur durch die Aufnahmeprüfung und durch das Privilegium der Ertheilung von „Freiwilligenzeugnissen“ unterscheiden), neuerdings aber auch nicht selten an Bürgerschulen angestellt. Gewiß sind früher viel mehr begabte Lehrer ihrem Berufe untreu geworden und der Volksschule gänzlich verloren gegangen. Sie studierten doch noch, aber in der Regel Theologie oder Jura, einige sind auch Mediziner geworden. Da sie einmal die Maturitätsprüfung (gewöhnlich im Laufe ihrer Universitätsstudien) nachholen mußten, so studierten sie eben auch gleich etwas „Bornehmeres“. Unsere Schulamtscandidaten müssen bei der Stange bleiben, ihrem Drange nach weiteren Studien aber und nach einem weiteren Wirkungskreise können sie genügen. So sehr wir alle den seligen Kebr verehren, sein Urtheil, daß die studierenden „sächsischen Seminaristen“ der Volksschule verloren gehen, ist nicht begründet. Man darf wohl auch darauf hinweisen, daß ja der selige Kebr selbst auch nicht lebenslang Volksschullehrer geblieben ist, daß er aber doch in Gotha, Halberstadt und Erfurt der Volksschule gewiß nicht weniger gedient hat, wie früher in Ruhla. Also thut auch die Mehrzahl der studierenden Volksschullehrer in Sachsen.

Eine zweite, gar nicht gering anzuschlagende wohlthätige Wirkung der Zulassung von Schulamtscandidaten zu Universitätsstudien ist darin zu suchen, daß sich seitdem viel mehr Knaben aus den mittleren Volksschichten dem Lehrerberufe zuwenden. Es ist zwar gewiß, daß die bessere Dotierung der Schulstellen die gleiche Folge gehabt hat, aber es kommt nicht selten vor, daß bemittelte Leute bei der Anmeldung geradezu sagen, daß sie durch die Aussicht, ihr Sohn könne vielleicht einmal zum Studium gelangen, mit bestimmt worden seien, denselben Lehrer werden zu lassen. Ich sehe voraus, daß dabei viele den Kopf schütteln werden, aber es ist und bleibt ein Fortschritt, daß sich die steigende Achtung vor dem Lehrerstande auch dadurch zu erkennen giebt, daß nicht nur arme Barfüßler, sondern auch die Söhne des Mittelstandes sich ihm mehr und mehr zuwenden. Die wohlthätige Rückwirkung auf die Volksschule selbst kann nicht ausbleiben.

(Pädagogische Blätter von Kebr XV, 284 ff. 1886. Abgedruckt mit Erlaubnis des Verlegers G. F. Thienemann in Gotha.)

10. Zur Schulgeschichte.

1. Übersicht über die wichtigsten pädagogischen Schriften aus der Zeit des Humanismus.

Litterarische Nachweise und Ergänzungen.

(1880.)

Im Begriffe, über eine bisher übersehene Schrift von der Kindererziehung aus der Blütezeit der humanistischen Kreise Italiens am Ende des 15. Jahrhunderts zu berichten, fand ich, daß es nicht möglich ist, derselben durch einfachen Hinweis auf die „Geschichte der Pädagogik“ ein bescheidenes Plätzchen anzuweisen. Der bahnbrechende Raumer ist durch einzelne umfangliche Artikel in Schmid's Encyclopädie in wesentlichen Stücken ergänzt worden („Bergerius“, „Badius“, „Vives“, „Zwingli“ etc.); aber auch da fehlen z. B. Leonardo Aretino und Sadoleto. Schmidt, Geschichte der Pädagogik, hat in der 2. Auflage des 2. Bandes auch einige Ergänzungen; im allgemeinen aber ist gerade in dem die Humanisten betreffenden Abschnitte Raumer bei weitem vorzuziehen.* So schien es mindestens nicht überflüssig zu sein, einen gedrängten Überblick über die ganze Periode (bis zu Melanchthons Tode) mit den nötigsten litterarischen Nachweisen zu geben, und zwar in chronologischer Anordnung, da bei aller Verschiedenheit doch ein gemeinsames Band die italienischen, deutschen, niederländischen und spanischen Humanisten umschlingt.

* Bei Raumer z. B. liest man (I, 57): . . . Nach ihm Alexander VI. (1492 bis 1503), der ruchloseste Sünder, Vater des Herzogs von Randia, des Caesar Borgia, dieses „Virtuosen des Verbrechens“, und der Lucretia. Das zieht Schmidt (I, 417) so zusammen: „Alexander VI. (1492—1503) war Virtuose in Verbrechen.“ Raumer schreibt (I, 59): „So war die Glaubenslehre der Kirche gleichsam ein selbständiges, vom Glauben des Papstes und der Geistlichen unabhängiges, ihnen fremdes Wesen, und die Erzählung, Leo habe zu Bembo gesagt: Die ganze Welt weiß es ja, wie einträglich uns die Fabel von Christo gewesen ist, braucht wenigstens nicht aus Gründen der innern Kritik geleugnet zu werden.“ Das lautet bei Schmidt (I, 418): „Zu Bembo äußerte er (Leo X.): Die ganze Welt weiß es ja, wie einträglich uns diese Fabel von Christo gewesen ist, braucht wenigstens nicht aus Gründen der innern Kritik geleugnet zu werden.“ (sic!) Vergl. auch weiter das über Bembo bei Raumer I, 60 u. 61 gesagte mit der unglücklichen Zusammenziehung bei Schmidt I, 418.

Vorauszuschicken sind die Titel der Schriften, auf die öfter Bezug zu nehmen war:

1. K. von Raumer, Geschichte der Pädagogik. 3. Auflage. Stuttgart 1857.*
2. K. M. Schmid, Encyclopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens. Gotha 1859—75. 2. Auflage. 1876—87.
3. J. E. Petri, Übersicht der pädagogischen Litteratur von ihrem Anbeginn bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts. 2 Bände. Leipzig 1805—8.
4. Répertoire des ouvrages pédagogiques du XVI^e siècle. Paris 1886.
5. Ein Sammelband: De ratione studii, deque vita juventutis instituenda, opuscula diversorum Autorum | perquam eru|dita. | Basileae 1541, per Balthasarem Lasium.

Diese ohne Index 676 Seiten starke Sammlung erschien zuerst Basel 1539 (Struve, Ausgabe der Schrift von Guarini: De ordine docendi et studendi, Jena 1704, Vorrede, S. 4) in viel minderm Umfange. Sie enthält 3 Schriften von Vives, 5 von Erasmus, 3 von Melanchthon, je eine von Sadolet, Agricola, Hegendorf, Braunsfels, Hieronymus, Bischof Nilus, Zwingli, Basilius d. Gr. und Bergerius. Mit ihr fast Seite um Seite gleichlautend ist die Schrift: De disciplina puerorum. Basel bei J. Dporinus 1556, herausgegeben von Bech und gedruckt zu Bern. Doch fügt sie noch von S. 675—804 drei kurze Schriften von Theanus, Rapicius und Seb. Heyden hinzu.

6. RODOL | PHVS AGRICOLA DE | FORMANDO
STVDJO. | Basileae excudebat | Henricus Petrus | 1533.

Enthält außerdem: D. Erasm. Rot. ratio colligendi ex. — Ph. Melanchthon de locis comm. — L. Aretinus de studiis — Aeneae Sylvii adhortatio — Georg. Valla de Orthographia — Fr. Nigri elegantiarum regulae — Fr. Petrarcae epistola salibus referta — Hieronymi epistola ad adolescentes.

7. Libellus de civilitate morum puerilium Des. Erasmi . . .
Frankfurt, Egenolf 1572 und 1584. Enthält eine ganze Reihe von Schriften verwandten Inhalts.

* Die Geschichte der Erziehung von Dr. K. M. Schmid, fortgeführt von Georg Schmid, behandelt in der zweiten Abteilung des zweiten Bandes die Zeit des Humanismus, er ist von Dr. Hartfelder bearbeitet, aber erst 1889 erschienen.

1. Petrus Paulus Vergerius, 1349—1428, lehrte in Padua und blieb nach dem Costnitzer Concil am Hofe Sigismunds, dem er nach Ungarn folgte.

Der später zum Protestantismus übergetretene Bischof Petrus Paulus Vergerius († 1565) war ein Landsmann desselben; beide sind in Capo d'Istria geboren und derselben Familie entsprossen.

Von ihm besitzen wir die Schrift: *De ingenuis moribus et liberalibus studiis ad Ubertinum Carrariensem*;* zuerst gedruckt s. l. 1475; in Paris 1494; in Venedig 1497 und 1499; in Florenz 1507; in Paris 1510; in der eingangs erwähnten Sammlung *De ratione studii*, Basel 1541, wird sie irrtümlich als „nunc primum in lucem productus“ bezeichnet; in Paris 1550; in Basel 1556. Petri giebt I, 145—162 einen ausführlichen wörtlichen Auszug. In Schmid's Enc. IX, 651—655 ist sie von Kämmer eingehend gewürdigt. Vergl. auch Schmidt, Geschichte II, 406—408.

2. Leonardo Bruni, von seiner Vaterstadt gewöhnlich Leonardo Aretino genannt, 1369—1444, Schüler des Chrysoloras, diente vier Päpsten als Sekretär und starb hochgeehrt als Staatssekretär der florentinischen Republik, deren Geschichte er geschrieben. Ersch und Gruber, *Realencyklopädie* 13, 228. Kurz erwähnt von Raumer I, 39.

Beachtung verdient seine *Epistola de studiis et literis ad Dominam Baptistam de Malatestis*. Gedruckt 1496 zu Leipzig; ferner in der Sammlung Basel 1533; auch in einem Sammelbände Amsterdam 1645 (*Hugo Grotii et aliorum Dissertationes de studiis instituendis*, p. 414—23); einzeln: Straßburg, Joh. Knobloch 1521; Paris 1642. Neuerdings im 6. Hefte der Sammlung selten gew. päd. Schriften aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Bschopau, Raschke.

Der Inhalt ist dieser: Im Eingange ermahnt Bruni die Dame, deren hohe Begabung er preist, sich das höchste Ziel zu stecken, einer Cornelia, Sappho und Aspasia nachzustreben, die sie an Ruhm gewiß übertreffen werde, weil jene in Zeiten gelebt, die an gelehrten Leuten Überfluß hatten, sie aber in einer Zeit glänzen werde, in der die Studien darniederlägen, in der schon ein gelehrter Mann wunderfellen sei, geschweige denn eine gelehrte Frau. Er empfiehlt ihr dann zum Studium das Beste, was in lateinischer Sprache (er selbst hatte die meisten Schriften

* Unter einer Handschrift dieses Buches steht: *Scriptus Mantuae apud praeclarum magistrum Victorinum Feltrensem. Marcus Suardus.* (Schmid IX, 726.) Vittorino von Feltre ist bekanntlich der bedeutendste praktische Pädagog des 15. Jahrhunderts, und es ist interessant zu bemerken, daß man in seinem Hause die umfängliche theoretische Schrift des Vergerius abschrieb.

von Plato, Homer, Aristoteles, Plutarch 2c. aus dem Griechischen übersetzt) geschrieben: zuerst die heilige Schrift, dann Augustin, Hieronymus, Ambrosius, Cyprian, und den beredtesten aller christlichen Schriftsteller, Lactantius; auch die Übersetzungen der griechischen Väter: Gregor von Nazianz, Chrysostomus, Basilius; von weltlichen Schriftstellern den Cicero, Virgil, Livius, Sallust. Übrigens sei keine Disziplin zu vernachlässigen (*nullum a se alienum existimet*). Doch gäbe es Wissenschaften, wie Arithmetik und Geometrie, in denen unwissend zu sein zwar nicht zur Zierde gereiche, die aber „bis in die Spitzen zu verfolgen“ auch keinen Ruhm eintrage. (Beiläufig bemerkt hat Zwingli später dieselbe Meinung ausgesprochen: *Wie man die Jugendt 2c. In der Sammlung selten gew. päd. Schriften. Zschopau 1879. S. 13.*)

Die Astrologie und Rhetorik sei nicht Sache der Frauen, denn in den Krieg und auf das Forum gehörten die Männer! Er stellt noch einmal das Studium der heiligen Schrift in erste Linie, daneben das Studium der Geschichte, auch Tacitus, Curtius und Cäsar warm empfehlend. Dann folgt eine Verteidigung der Dichter. Er geht davon aus, daß alle großen Männer, Aristoteles, Cicero, Seneca, Augustin, Hieronymus, Lactantius, Boetius, die Dichter genau gekannt haben; er weist an einzelnen Beispielen nach, wie höchst lehrreich, ernst und gewichtig die Aussprüche und Darstellungen der Dichter seien, wobei er nicht vergißt, zu bemerken, daß die Dichter Seher sind, daß Virgil sich auf die cumanische Sibylle bezogen, welche nach dem Zeugnisse des Lactantius die Ankunft Christi geweissagt habe. Was einzelne Liebesaffairen betreffe, so sei zunächst nicht zu vergessen, daß in Penelope und Akestes erhabene Muster von Keuschheit und Treue von den Dichtern uns vorgestellt würden, wogegen die Geschichten von Phöbus und Daphne, Vulcan und Venus, Dido und Aeneas ja Fiktionen und allegorische Darstellungen seien, die ihn deswegen kalt ließen. Und erzähle nicht auch die Bibel die *amores Sansonis*? ganz zu schweigen von Loths Töchtern, den Sodomitern, von David und Bersaba und den zahlreichen Konkubinen Salomons! Aber er will nur Dichter wie Homer, Virgil, Seneca und Statius verteidigen, keineswegs die Komiker und Satiriker, die oft anstößig seien: *ne legat hoc mulier, neve inspiciat: sunt enim veluti vulgus poetarum.*

Zuletzt hebt er hervor, daß Buchgelehrsamkeit ohne Sachkenntnisse steril und thöricht sei, wie umgekehrt auch Sachkenntnis ohne die Klarheit, wie sie die Beschäftigung mit der Litteratur gewähre, obskur bleibe. Denn dadurch seien die Plato, Demokrit, Aristoteles, Theophrast, Varro, Cicero, Seneca, Augustin, Hieronymus, Lactantius groß und berühmt

und unsere Vorbilder geworden, daß sie gleichmäßig Sach- und Litteraturkenntnis sich zu eigen gemacht.

Dieser letzte Punkt, sowie die Hochschätzung der kirchlichen Litteratur und der streng sittliche Standpunkt sind um so bemerkenswerter, je mehr die Humanisten der späteren Zeit davon vielfach und unerfreulich abweichen.

Die Familie Malatesta war in Rimini bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts die herrschende. Carlo M. ließ 1393 nach der Einnahme von Mantua Virgils Bildsäule als eine „heidnische“ wegnehmen, wogegen Bergerius mit Erfolg protestierte, denn Carlo ließ die Bildsäule wieder aufstellen und lernte selbst — Verse machen (Schmid, Enc. IX, 651). Auch von Sigismund M. in der Mitte des 15. Jahrhunderts wird berichtet, er sei „in der Poesie wohl geübt gewesen“ (Zöcher). Über die Baptista M. (in einigen Ausgaben des Briefes wird sie Isabella genannt), an die der Brief gerichtet ist, konnte nichts Weiteres aufgefunden werden.

Leonardo Bruni übersehte auch „Magni Basilii liber ad iuvenes quantum ex gentium libris ac litteris proficiant“, s. l. e. a. in 4^o, voran geht eine ad Colucium Salutatum praefatio.

3. Vittorino von Feltre, 1378—1446, ausgezeichnete praktischer Erzieher in Mantua im Hause der Gonzagen, hat nichts Theoretisches hinterlassen. Sein Schüler Corraro hat die Lehrweise seines Meisters in dem Gedichte: *Quomodo educari debeant pueri* geschildert. — Ausführlicher Artikel in Schmid's Enc. IX, 722—731 von Kämmerl. Vergl. auch „Bild eines vorzüglichen Jugendlehrers“, entnommen aus dem Leben B. v. F. Nach dem Italienischen des Carlo Rosmini. Glogau und Leipzig 1838. Die übrige Litteratur in dem erwähnten Artikel der Schmid'schen Encyclopädie.

4. Mapheus Vegius, 1406—1458, dichtete als Verehrer Virgils zur Aeneide ein 13. Buch, später als Kanonikus bei St. Peter in Rom wandte er sich mehr biblischen Studien zu und den Kirchenvätern, besonders Augustin, dessen Mutter er hoch verehrte. Zuletzt trat er in den Augustinerorden: der einzige Humanist, von dem ein solcher Schritt bekannt ist. Sein Buch: *De educatione liberorum et eorum claris moribus libri VI.* erschien zuerst Mailand 1491; Paris 1511; Basel 1541. Die meisten Drucke jedoch schreiben die Schrift irrtümlich dem Franciscus Philadelphus zu: Straßburg, Brant 1493, Poitiers um 1500; Paris, Bouger 1500, s. n. 1505,

Gourmontius 1508, Joh. Petit 1508; Tübingen 1513 und 1515 bei Anshelm; Paris s. d. in 4°, Chr. Wechelus 1547. Dazu kommt eine französische Übersetzung, Paris, G. Gourmont 1513. Auch die Annotationes in Philelphum de liberorum educatione des Nicolas Dupuis, Paris 1508, dürften sich auf die Schrift des Veginus beziehen. Vergl. Voigt, Wiederbelebung des klass. Altertums. 2. Auflage. II, 467 ff. Es ist die reichhaltigste und planmäßigste Erziehungslehre aus dem 15. Jahrhundert. In neuerer Zeit hat sie zuerst Petri (I, 164—243) eingehend gewürdigt durch einen sehr ausführlichen wörtlichen Auszug mit interessanten Anmerkungen. Sodann Kämmer in Schmid's Enc. IX, 655—59. Vergl. auch Schmidt, Geschichte II, 410—16. Und F. J. Köhler, Die Pädagogik des M. Veginus. Schwäbisch Gmünd 1856.

5. Lucius Vitruvius Roscius aus Parma. Seine Schrift: De docendi studendique modo, ac de claris puerorum moribus liber utilis atque eruditus ist in Bologna 1536, in Basel bei Winter 1541 und 1556, und 1589 in Lyon gedruckt worden.

6. Guarino Guarino von Verona, 1370—1460, Schüler des Chrysoloras, entfaltete anfänglich in Venedig, später in Verona und besonders am Hofe zu Ferrara eine reiche Lehr- und Erziehungsthätigkeit, inmitten eines glücklichen Familienkreises, dem sieben Söhne und sechs Töchter angehörten.

Eine theoretische Schrift von ihm ist nicht bekannt. Vergl. Schmid, Enc. IX, 731—737. Hingegen hat einer seiner Söhne,

7. Baptista Guarino († 1513 in Venedig), der einzige, der dem Berufe des Vaters folgte, hinterlassen: De modo et ordine docendi ac discendi. Die Schrift ist einem Schüler gewidmet und zuerst gedruckt Verona 1479; Heidelberg bei Heinrich Knoblochzer 1489; Paris 1514; Straßburg 1514; Heidelberg s. d. in 8°. Neu herausgegeben von Struve, Jena 1704. Petri I, 248 (die Angabe 1459 ist irrtümlich, denn die in der Struveschen Ausgabe abgedruckte Widmung ist von 1479 datiert).

8. Aeneas Sylvius (Papst Pius II.), 1405—1464. Über die Schrift: De puerorum educatione, auch unter dem Titel Tractatus de liberorum educatione, gedruckt Basel 1551, Näheres bei Voigt, Enea Silvio II, 290. Die Adhortatio ad studia ad Antonium nepotem ist zuerst gedruckt in Straßburg 1513; wieder abgedruckt in dem Sammelwerk Basel 1533, S. 93—96. Auszug bei Petri I, 246. 247.

9. Franz Philelphus, 1398—1481, Schüler und Schwiegersohn des Chrysoloras, ausgezeichnete Lehrer, aber eitel und rachsüchtig. Raumer I, 38. 39. Es muß dahingestellt bleiben, ob die Bemerkung Rämmels in Schmid's Enc. IX, 727, Anmerkungen: „Seine Schrift *De educatione liberorum* verdient in der Geschichte der Pädagogik immerhin einige Beachtung“, auf die fälschlich dem F. Ph. zugeschriebene Schrift des M. Vegius sich bezieht (siehe oben unter 4) oder auf ein kleines Basel 1544 gedrucktes Schriftchen mit dem Titel: *Fr. Philelphi puerilis institutio hecatosticha*.

10. Rudolf Agricola, 1443—1485. „Anfänger und Vorkämpfer deutscher Bildung im 15. Jahrhundert, der nach dem Ausspruche des Erasmus diesseits der Alpen alle an Bildung übertraf und der klassischen Philologie in Deutschland die Bahn brach.“ Eingehend und warm geschildert von Raumer I, 64. 79—87.

Von ihm haben wir einen langen Brief an Barbirianus *De formando studio*, aus Heidelberg vom Jahre 1484 datiert. Derselbe ist für sich gedruckt Paris, R. Stephanus 1527, 1534 und 1537; Paris 1551 und 1572; Basel, Dporinus 1556. Mit andern Schriften Antwerpen, M. Casar 1532; Basel, H. Petrus 1533, Balth. Lasius 1541, Joh. Dporinus 1556. „Die Art der humanistischen Methode, die wir bei Melanchthon finden, beruht zum größten Teile auf den pädagogischen Schriften Rud. Agricolas.“ (H. v. Dadelssen, die Pädagogik Melanchthons. Stade 1878, S. 1.)

11. Alexander Hegius, 1433—1498, ausgezeichnete Lehrer, Herman von dem Busch und Erasmus sind seine Schüler. Raumer I, 88—95.

12. Julius Valerianus Bonomi, Professor in Bologna zu Anfange des 16. Jahrhunderts. *Deltion, seu erudimenta litterarum et puerilium institutionum*. Bologna 1514.

13. Johannes Sulpitius, um 1475 Professor in Rom. *De moribus puerorum in mensa praecipue servandis: carmen elegiacum*. Zuerst in Paris bei Baligault ohne Jahreszahl und dann nach dem Repertorium der pädagogischen Schriften des 16. Jahrhunderts, Paris 1886, noch 20 Mal gedruckt. Auch in dem *Libellus de civ. mor.*, Frankfurt 1572 und 1584.

14. Michael Verino, geb. in Florenz, gestorben am Ausgange des 15. Jahrhunderts. *Disticha de moribus*. Leyden 1540 und noch 4 Ausgaben, außerdem 2 Ausgaben mit Erläuterungen in 6 Drucken und eine Übersetzung ins Französische.

15. Heinrich Bebel, ein schwäbischer Philolog, 1472—1516. Von ihm erschien 1513 in Straßburg bei Schurer: *De institutione puerorum, quibus artibus et praeceptoribus instituendi et tradendi sint.* Näheres bei Petri I, 245, und bei Zapf, Heinrich Bebel. Augsburg 1802.

16. Petrus Mosellanus, Peter Schade, geb. in Bruttig an der Mosel, † 1524 als Professor in Leipzig. Von ihm: 1. *Paedologia in puerorum usum conscripta.* 37 lateinische Knabengespräche. Die erste Ausgabe Lipsiae (M. Lotther) 1518 hat nur 35 Gespräche, doch schon die zweite ebenfalls bei Lotther 1520 gedruckte Ausgabe erschien *adjectis insuper dialogis duobus*, die dann die späteren Ausgaben ebenfalls enthalten: Antwerpen, M. Hillenius 1519; Straßburg, Knobloch 1521; Mainz, J. Scheffer 1521 und 1544; Basel, M. Petrus 1527; Paris, R. Stephanus 1528; Wittenberg, J. Lufft 1529; Paris, Wechel 1531 und 1535, R. Stephanus 1531, Buffet 1539; Leyden, Paganus 1539 und 1551, 1542 s. n.; Frankfurt 1542 und 1563; Straßburg, Abils Erben 1570. Folgende Ausgaben enthalten außerdem noch *XII dialogi pueriles* Chr. Hegendorfini: Antwerpen, M. Casar 1531; Leyden 1543; Paris 1548 und 1550; s. l. e. a. (anscheinend Basel bei Joh. Bebel, weil mit derselben Titelverzierung wie die erste Ausgabe von Zwinglis *Quo pacto*). Petri II, 70—72. Im „sächsischen Schulplane“ von 1528 als Schulbuch vorgeschrieben. 2. *De studio literarum Dialogus.* In dem Sammelbände Frankfurt 1572 und 1584.

17. Jacob Wimpfeling, 1450—1528, Schüler Dringenbergs in Schlettstadt, Jacob Sturm war sein Schüler. Er ist der erste Deutsche, der eine rationelle Methodik und Pädagogik anbaut in seinem

- 1) *Isidoneus Germanicus* (= *Introitus juvenum*), der zuerst ohne Orts- und Jahresangabe in 4^o gedruckt wurde, wahrscheinlich 1497; in demselben Jahre erschienen noch zwei Ausgaben, die eine ebenfalls s. l. e. a., die andre bei J. Grüninger. Die drei letzten Kapitel sind überschrieben *De modo et ordine docendi. De conditionibus boni praeceptoris. De uniformitate doctrinae et ejus ad ingenium commensuratione*, die vorhergehenden enthalten eine elementare Grammatik.
- 2) *Agatharchia, id est bonus principatus vel epithoma conditionum boni principis.* Straßburg, Mart. Schott 1498.
- 3) Die *Adolescentia Wimpfelingij* erschien zuerst 1500, 74 Fol. in 4^o stark bei Martin Flach in Straßburg; daselbst 1505 und 1511

bei Knobloch, 1506 und 1514 bei Gupffuff, und 1508 und 1515 ohne Angabe des Druckers, alle in 4°; nur ein Hagenauer Druck von 1508 ist in 8°.

- 4) *Germania ad rem publicam Argentinensem*. Straßburg, J. Prüß 1501. Die für die Rats Herrn von Wimpfeling handschriftlich beigegebene deutsche Übersetzung gab Moscherosch 1648 „zu Ere der Statt Straßburg vnd des Rinstroms“ in Straßburg bei Ph. Müllbe heraus.
- 5) *De proba institutione puerorum in trivialibus et adoloscentium in universitatibus et gymnasiis*. Tübingen, s. n. 1513.
- 6) Auch die *Elegantiae maiores* und die *Rhetorica pueris utilissima* sind oft gedruckt worden. Näheres über diese Schriften bei B. Schwarz, Jacob Wimpfeling. Gotha 1875.

18. Otto Brunfels, 1464—1534.

- 1) Seine *Paraenesis „De disciplina et puerorum institutione“* ist gedruckt Straßburg 1525; Paris, R. Stephanus 1526, 1527, 1531, 1537, 1564; Antwerpen, M. Hillenius 1530 und 1532; Paris, M. a Porta 1537; Leyden, Gryphius 1538; Troyes, R. Paris 1542; Bern, Apiarius 1556; Basel, Dporinus 1556; Paris 1556. In der Sammelschrift Basel 1541, S. 524 bis 544. Petri II, 76.
- 2) *Praeceptiuncula de corrigendis studiis severioribus*. Straßburg, Schott 1519.
- 3) *Catechesis puerorum in fide, in litteris, in moribus*. Straßburg 1529; Cöln, J. Gymnicus 1532.

19. Guillaume Budé, 1467—1540, Begründer des Collège de France. *De studio litterarum recte et commode instituendo*. Paris 1532, 1536 und 1582; Basel 1533 und 1557.

20. Jacob, Graf von Porzia, etwa 1460—1530. (Die Angabe im „Repertoire“, daß er 1485 geboren sei, kann nicht richtig sein, da *De liberorum educatione* schon 1492 gedruckt wurde.) *Epistolarum familiarum libri VI*, gedruckt Mantua 1490. *De generosa liberorum educatione*. Treviso 1492; Straßburg, J. Schott 1510; Basel, R. Winter 1541. Neuerdings abgedruckt im 6. Hefte der Sammlung selten gew. päd. Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts. Zschopau, Raschke.

Das kleine Schriftchen *De generosa liberorum educatione* ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Es ist selbständig, nicht bloß Umschreibung der aus Plutarch und Quintilian bekannten Vorschriften. Voran steht eine gereimte Ansprache des Johannes Baptista Uranius an den Leser, die aber, was Lobsprüche auf den Verfasser, den Grafen Porzia betrifft, bei weitem übertroffen wird von dem am Schlusse abgedruckten Briefe des Franciscus Niger († 1499) an den Verfasser. Was Raumer (Geschichte I, 47, und besonders S. 125) an Beispielen unerhörter Schmeichelei innerhalb der humanistischen Kreise anführt, wird auf den drei Quartseiten dieses Briefes noch überboten.* Besonders rühmt übrigens das Vorwort sowohl als das Nachwort das klassische Latein des Verfassers.

Der Graf von Porzia, im Friaul begütert, widmet die Schrift seinen Verwandten, die er am Eingange mit *clarissimi ac ornatissimi conreguli*, später und gegen den Schluß mit *magnanimi und excellentissimi reguli* anredet. Er mißtraue zwar nicht ihrer Weisheit, aber sie könnten, durch Wichtigeres abgehalten, vielleicht ihre Knaben ohne sorgfältige Erziehung aufwachsen lassen; das wolle er durch Mitteilung seiner sorgsamem Überlegungen verhindern. Es sei zu beklagen, daß seine Landsleute, trotz des glorreichen Beispiels ihrer Vorfahren, trotz der zahlreichen Monumente des Ruhmes ihrer Väter, so träge seien, so wenig von Racheifer erfüllt. Hier müsse Wandel geschaffen werden, die Adelligen wenigstens müßten ihre Kinder für ein ruhmvolles Wirken von frühester Jugend an aufs Gewissenhafteste erziehen.

Besonders seien die Anfänge der Erziehung von den Eltern in acht zu nehmen, die gleichsam das Fundament des zu errichtenden Gebäudes sind. Er überschreibt denn auch das erste Kapitel: „Von der Hebamme“, von deren Sorgfalt und Einsicht die Gesundheit von Mutter und Kind ja zunächst abhängt. Je wohlgebildeter das Kind, um so mehr werde es durch sittliche Bildung glänzen; sei es aber unglücklicherweise mißgestaltet, könne auch nur sorgsame Erziehung die „rauhe Schale durch einen lieblichen Kern“ vergessen machen. Die Amme solle nicht nur nüchtern, züchtig, sauber 2c. sein, sondern auch womöglich von guter Herkunft, und ihre Sprache von Dialektfehlern frei. Mägde und Diener seien von großem Einfluß auf die Knaben, die alles nachahmen, deren Seele einer weißen Fläche gleiche, die die ersten Farben am besten aufnimmt, oder der frischen Wolle, die einmal gefärbt, auf keine Weise wieder den früheren

* In hanc igitur dubitationem incidere cogor, ut quo in deorum ordine numen tuum constitutum affirmem (hoc unum haud dubium est, te jam divum esse) id mihi profecto difficile sit — heißt es u. a.

Glanz erlangt. Vor allem sollen Mägde und Diener nicht leichtfertig schwören, keusch sein, nicht streitsüchtig, nicht lasciv. Auch die Eltern sollen Liebkosungen in Gegenwart der Kinder vermeiden. Nach vollendetem fünften Lebensjahre sei ein Lehrer zu suchen, an dessen Charakter und Kenntnisse der Graf die höchsten Anforderungen stellt, der die Knaben nicht nur unterrichten, sondern auch zur Frömmigkeit und Tugend erziehen soll. In den öffentlichen Schulen kämen die adeligen Knaben mit zu rohen Altersgenossen in Berührung, da die Bürgerlichen und die Armen die Erziehung ihrer Kinder nicht so sorgfältig überwachen könnten, wie die Adelligen und Reichen; die Kinder seien aber sehr geneigt, das Rohe und Schlechte nachzuahmen, deshalb sei für die frühe Jugend die öffentliche Schule zu meiden. Sobald die Kinder Recht und Unrecht unterscheiden könnten, seien sie zum Rechtshandeln und zur Gottesfurcht anzuleiten. Rechtschaffenheit bei Hochgestellten werde um so mehr bewundert, da sie selten sei. Der Lehrer solle die Knaben auch in das Gotteshaus führen, daß ihnen dies zur andern Natur werde; nichts sollen sie mehr verabscheuen lernen, als die Lüge. Geistige Überanstrengung sei zu vermeiden, und deshalb seien an jedem Tage wenigstens zwei Stunden körperlichen Übungen mit Altersgenossen zu widmen. Weingenuß und der Umgang mit Bauernknaben und Plebejerkindern soll als schädlich unterlassen werden. Den Knabenspielen wird ein kleiner Abschnitt gewidmet, Laufen, Springen, Ballspiel &c. wird empfohlen. Die Kleidung soll einfach sein. Nach vollendetem zehnten Jahre seien die Knaben der öffentlichen Schule zuzuführen. Dort sollen sie zuerst die Briefe des Cicero sich durch unausgesetzte Beschäftigung ganz zu eigen machen (*bibant edantque cum illis*) durch Lesen, Schreiben, Nachbilden derselben. Dann folge der erste der Geschichtsschreiber, Crispus Sallustius, wegen seiner vielen und schönen Sentenzen, dann Livius und die andern Historiker. In allen heimisch zu werden, sei aber nicht möglich: Freunde könne man ja viele haben, intime aber nur wenige. Jedenfalls werde das Studium, das der Geschichte insbesondrer, auf die Charakterbildung günstig einwirken; und das werde das Wenigste sein, daß es den Jüngling von vielem abziehe, was er, nachdem er's gethan, bereue. Ritterliche Spiele seien nun am Plage, nicht minder die Jagd. Tanz, Schauspiel und Musik (wenn sie nicht etwa zur Dichtkunst sich geselle) sei gemeinen Leuten zu überlassen, hauptsächlich auch Zusammenkünfte mit dem andern Geschlechte, aus denen leicht verderbliche Leidenschaften entspringen, zu verhindern. Hingegen solle dem Jünglinge das Beispiel von Männern, die sich in irgend einer Weise auszeichnen, unablässig vor Augen gestellt werden, damit sich in ihrer Brust eine Flamme entzünde,

die nicht verlösche, bis sie durch eigne Thaten gleichen Ruhm erworben. Das lebendige Wort und Beispiel habe eine wunderbare Kraft. So seien die Jünglinge nun auch mit da einzuführen, wo öffentliche Angelegenheiten verhandelt werden, und zu den Zusammenkünften mit Freunden, bei denen lehrreiche Gespräche gepflogen werden.

Es folgen dann genauere Vorschriften für die Vorbildung für das praktische Leben. Die beiden Wege, auf denen für einen Adligen die Aussicht auf Ruhm und Ehre, und ein Feld angemessener Thätigkeit sich öffnet, der Weg zu kirchlichen Würden, die höchste nicht ausgeschlossen, und der Weg zum Feldherrn, werden mit verhältnismäßiger Ausführlichkeit und ganz nach dem Leben gezeichnet. Doch haben diese Abschnitte, sowie auch die beiden letzten ebenfalls ausführlicheren, „Vom Alter“ und „Vom Sterben“ mehr ein allgemeines kulturhistorisches, als besondres pädagogisches Interesse.

Nähere, aber auch nur spärliche Nachrichten über den Grafen von Porzia finden sich in: Göze, Merkwürdigkeiten der K. Bibl. zu Dresden I, 243 und 462. Von den eingangs erwähnten Familienbriefen heißt es dort: „Diese Episteln, die in ziemlich reinem Latein verfertigt worden, worunter sich auch einige kurze Reden und artige Erzählungen und Beschreibungen der Gegenden, wo dieser Graf seine Güter gehabt, befinden, sind dergestalt rar, daß ich außer Maittaire (Annal. Typogr.) niemand gefunden, der einige Nachricht davon gehabt hätte.“ Die Schrift *De educatione liberorum* ist nicht minder selten, Göze rühmt die Schönheit des Treviser Druckes: „Kein schönerer Druck kann wohl nicht gesehen werden, als derjenige, welcher sich in diesem und den beiden folgenden Büchern befindet.“ A. a. D. I, 461.

21. Huldreich Zwingli, 1484—1531. Von ihm haben wir die erste Schrift über Erziehung im evangelischen Sinne. Sie ist zwar ursprünglich nur eine Gelegenheitschrift, doch ist ihr anzumerken, „daß sich Zwingli längst vorgenommen hatte, ein Büchlein über Erziehung zu schreiben, daran aber verhindert wurde durch die Unruhe der Zeit,“ und daß ihm nun die Gelegenheit willkommen ist, seinen Voratz endlich, wenn auch in kleinerem Rahmen, auszuführen. Sie ist 1523 geschrieben und noch in demselben Jahre in Basel durch Ceporinus herausgegeben worden unter dem Titel: *Quo pacto ingenui adolescentes formandi sint*. 1524 ist sie in Augsburg und Zürich, 1541 und 1556 wieder in Basel (in dem Sammelbände), hier merkwürdigerweise aber pseudonym gedruckt worden. Ebenfalls unter dem Pseudonym *Christianus Theodidactus* sind die Drucke Paris 1526 und Leyden 1531.

Es scheint, daß man in Paris und Leyden die Autorschaft Zwinglis verschweigen wollte und daß der Basler Drucker dann eine dieser Vorlagen ohne Kenntniß des wirklichen Autors abdrucken ließ. Eine Übertragung ins Deutsche erschien (wahrscheinlich zu Basel) 1524, Herausgeber ist Ceporinus. Diese ist 1844 von Fulda neu herausgegeben worden (irrtümlich als erste und bisher einzige Ausgabe). Eine zweite deutsche Übersetzung, jedenfalls von Zwingli selbst, erschien 1526 in Zürich bei dem Verleger der Zwinglischen Schriften, Froschauer. Diese ist wieder abgedruckt in dem 4. Hefte der Sammlung selten gew. päd. Schriften, Zschopau 1879. Eine Übertragung ins Hochdeutsche von Christoffel ist 1846 in 2. Auflage in Zürich erschienen. Zur 400. Geburtstagsfeier Zwinglis 1884 erschien bei Schultheß in Zürich ein Abdruck des Lehrbüchleins, in dem der lateinische Text von 1523 und die Zwinglische Übersetzung (leider „in der Schreibung etwas bereinigt“) einander gegenübergestellt sind, auch ist das Titelbild der Basler Übersetzung von 1524 nachgebildet. Gewürdigt ist die Schrift ausführlich von Masius in Schmid's Enc. X, 771—782.

22. Desiderius Erasmus von Rotterdam, 1467—1536.

Seine pädagogischen Schriften sind noch nirgends im Zusammenhange ausführlicher besprochen. Zu erwähnen sind:

- 1) *De ratione studii*. 1512. Außerordentlich oft gedruckt; wörtlicher Auszug bei Petri II, 38—49; Inhaltsangabe bei Raumer I, 109 und in Ehrhards Geschichte d. Wiederaufbl. wissenschaftl. Bildung II, 505 ff. Eine Ausgabe von 1652 hat ein Vorwort von Comenius. Der vollständige Titel ist: a. *De ratione studii ac legendi interpretandique autores*. b. *De ratione instituendi discipulos*. Drucke vom Jahre 1514, 1519 und 1520 haben schon den Beisatz: *libellus aureus*; der Sammelband, Basel 1541: *libellus vere aureus*. Oft folgen die *Concio de puero Jesu* und *Carmina scholaria*.
- 2) *Institutio principis Christiani*. Venedig 1515 und 1518; Basel 1516. Deutsche Übersetzung von Spalatin, Augsburg 1521, Sigismund Grymm.
- 3) *Colloquia familiaria*. 1518. Raumer I, 110. Bis in die neueste Zeit gedruckt. (Tauchnitz, Stereotypausgabe.) Im ganzen giebt es (nach van der Haeghen) 246 Ausgaben. Die *Dialogorum sacrorum ad linguam simul et mores puerorum formandos libri quattuor*, Seb. Castellione autore (1515—1563), deren Stoff der biblischen Geschichte entnommen ist, sollten sie verdrängen.

Sie sind auch nach dem Repertoire in 15 verschiedenen Bearbeitungen 56 Mal gedruckt worden.

- 4) *Institutio Christiani matrimonii*. 1526. Der die Familienerziehung und Mädchenerziehung betreffende Abschnitt ist ausführlich behandelt von Lange in Schmid's Enc. II, 225—229.
- 5) *Libellus novus et elegans de Pueris statim ac liberaliter instituendis, cum aliis compluribus*. Basel, Froben 1529. 487 Seiten, wovon die Schrift die ersten 129 Seiten füllt. Paris, Wechel 1529 und 1536; Straßburg, Egelnolph 1529; Leyden, Gryphius 1531; Leyden 1536 und 1541; Troyes, N. Paris 1544; Leyden, J. Frellonius 1550 und 1551, N. Vincentius 1551; Bern, Apiarius 1556. Die Basler Sammelbände haben die Schrift nicht aufgenommen und sie ist bald verschollen. Was Rämmel, *Gesch. des deutsch. Schulw.*, Leipzig 1882, S. 352 sagt, sie sei, wie *De civilitate morum*, „in immer neuen Auflagen erschienen“, ist nicht zutreffend. Eine Übersetzung findet sich im 2. Hefte der Sammlung *selten gew. päd. Schriften aus dem 15. und 16. Jahrhundert*. Bschopau 1879. Zu einer eingehenderen Würdigung und Beachtung dieser „wichtigen und einflussreichen Schrift“, die in den pädagogischen Werken meist nur dem Titel nach angeführt wird, ermahnt N. Lange in Schmid's Enc. II, 229.
- 6) *De civilitate morum puerilium*. 1530. Nächst den Kolloquien am häufigsten gedruckt; in Katechismusform gebracht, ins Deutsche und Französische übersetzt; auszugsweise noch 1778 von Campe, vollständig von Köhler, Dresden 1781 herausgegeben. Ausführlicher Auszug bei Petri II, 50—68. Die Bearbeitung in Katechismusform ist von Reinhard Loricus Hadamarius 1534 verfaßt und für so wichtig gehalten worden, daß sie in das Sammelwerk Basel 1541 und 1556 unmittelbar hinter dem Texte, der Seite 235—263 abgedruckt ist, aufgenommen worden ist (Seite 264—298). Johann Blouvier aus Flandern brachte das Büchlein in elegische Verse, die bei Uhardt in Augsburg gedruckt wurden, was Schwarz, *Erziehungslehre I.*, Seite 271, Leipzig 1829², zu der irrtümlichen Angabe veranlaßt hat, Erasmus habe das Büchlein im elegischen Versmaße verfaßt. G. Longolius schrieb Scholien dazu. Ein Sammelband, in Frankfurt bei Egenolf 1572 und 1584 gedruckt, wird eröffnet durch den Text *de civilitate*, die Bearbeitung des Loricus in Katechismusform und eine Reihe ähnlicher Schriften von Camerarius, S. Heiden, Rives, Petrus Mosellanus 2c. folgen. Eine deutsche Bearbeitung in

Katechismusform, ebenfalls von Reinhard Vorichius, ist 1558 in Nürnberg und zweimal in Augsburg s. a. gedruckt worden. Zu erwähnen sind noch drei Leipziger Ausgaben, lateinisch mit gegenüberstehender deutscher Übersetzung, die eine von 1672, die andre 1737 enthält in einem Anhange die Depositionscermonien, die dritte 1757 ist mit einem Spezialwörterbuch versehen, nicht alphabetisch geordnet, sondern Wort für Wort dem Texte nachgehend. Eine 1721 in Goslar erschienene Ausgabe enthält die Übersetzung der meisten Phrasen unter dem Texte. Auch des Comenius Praecepta morum in usum juventutis collecta anno 1653 (Opera didactica omnia III, 776—783) schließen sich stellenweise ziemlich eng an Erasmus an. Ein Büchlein mit dem Titel: Der Sitten-Lehrer. D. D. 1785, 56 Seiten 8°, ist ganz dem Erasmus entnommen.

23. Joachim Fortius Ringelberg (Sterb vom Ringelberg), † um 1536. Mathematiker und Philolog, auch in Künsten erfahren, an Maximilians I. Hofe erzogen. Seine Schrift: Liber de ratione studii, Basel 1541; Leyden, Vincentius 1556, J. Maire 1622; von Amos Comenius 1652 unter dem Titel: Fortius redivivus wieder aufgelegt, enthält eine förmliche Encyclopädie, wird von Struve (Vorrede zu Guarino, p. 13) aber mit Recht als nimis generalis et saepe ridiculus bezeichnet.

24. Johann Ludwig Dives, 1492—1540, Schüler des Erasmus, „einer der bedeutendsten und einflußreichsten Reformatoren der Erziehungslehre“, „der Vater der neueren empirischen Psychologie“, „in dem sich die gesamte Opposition der beginnenden Neuzeit gegen die pädagogischen Mißbräuche des späteren Mittelalters konzentriert, und bei dem sich in gleicher Weise die Keime der wichtigsten Reformen von Sturm bis auf Rousseau hinab vereinigt und in ein Ganzes verschmolzen finden, dessen Pädagogik der Charakter eines durchdachten, mit großer Konsequenz auf Psychologie und Ethik begründeten Systems zuzuerkennen ist“ (Lange), wurde von Lange in Schmidts Enc. IX, 737—814 zuerst eingehend gewürdigt (vergl. noch Petri II, 72). Viele seiner Schriften sind bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts allgemein bekannt gewesen (zu dem was Lange S. 759 anführt, ist noch hinzuzufügen, daß auch Campe noch 1778 in Hamburg die Introductio ad veram sapientiam fast vollständig hat abdrucken lassen). Zu erwähnen sind:

- 1) De Institutione foeminae Christianae ad Inelytam D. Catharinam Hispanam Angliae Reginam libri tres. Basel 1538, zugleich mit 2) Basel 1540 und 2 Mal s. d. Hanau 1614.

Von vnderweysung ayner Christlichen Frauen . . . Drey Bücher. Verteutst durch Christophorum Brunonem. Augsburg 1544. Mit Holzschnitten von Burgmayer.

Übersetzung ins Französische Antwerpen 1579, Paris 1587, Lyon s. d.

Wyckgram, Vives Schriften über weibliche Bildung. Wien 1883.

- 2) De ratione studii puerilis epistolae duae, quibus absolutissimam ingenuorum adoloscencium ac puellarum institutionem doctissima breuitate complectitur.

- 3) Ejusdem ad veram sapientiam introductio. Item satellitium animi, sive symbola, ad omnem totius vitae, maxime principum institutionem mire conducentia. Paris 1527; Leyden 1532; Basel 1537 bei B. Lasius und Thomas Platter; Leipzig 1538; Basel 1539, 1541; Paris 1543; Leyden 1546; Paris 1547; Leyden 1550; Basel 1555; Leyden 1556; Bern 1556; Basel 1556; Cöln 1562; Wien 1883.

Anführung zu der Weisheit aus dem Lateinischen J. L. Vives. Wolfenbüttel 1556.

- 4) Linguae latinae exercitatio. Cöln und Basel 1538 und nach dem Repertorium 27 Drucke, außerdem 8 lateinisch-französische und eine französische Übersetzung in 3 Drucken. Noch 1836 erschien eine Schulausgabe in Parma, 1848 eine in Turin. Die Dialoge scheinen demnach noch heute als Schulbuch benutzt zu werden, wie auch des Comenius Orbis pictus noch bis zur Stunde in den slavischen Schulen Oesterreichs eingeführt ist, wie die Ausgaben von 1833, 1845 und 1883 beweisen.

Ein Gespräch von der Zucht und disciplin . . . dessen Titel ist in seinen Colloquiis Educatio . . . in deutsche Reime gebracht durch H. Kristeln von Breßlaw. Liegnitz 1613.

- 5) De disciplinis. Antwerpen 1531; Cöln 1532 und 1536; Leyden 1551. Sein Hauptwerk, höchst bemerkenswert auch durch die durchgängige Anwendung und Empfehlung der induktiven Methode.

J. L. Vives ausgewählte pädagogische Schriften. Herausgegeben von Dr. R. Heine. Leipzig (1882).

25. Christophorus Hegendorf, 1500—1540. 1. Dialogi pueriles. Leipzig, Schumann 1511; Paris, Stephanus 1528, 1531; Wittenberg, Lufft 1529; Antwerpen 1531; Leipzig, Faber 1539; Paris,

Buffet 1539; Frankfurt 1542; Leyden 1543; Mainz, Schöffler 1544; Joh. Petreius 1548; Paris 1548, 1550 und 1561; Rouen 1561; Straßburg 1570. 2. De instituenda vita et corrigendis moribus juventutis. Paris, Stephanus 1529, 1536, 1545, Wechel 1529; Leyden 1531 und 1541; Basel 1556; Bern 1556; in der Sammlung Basel 1541, S. 484—523. Petri II, 75. 3. Christiana studiosae juventutis institutio. Paris, Stephanus 1527, 1531, 1537, Mauricius 1537; Troyes 1542; Paris 1556. 4. De disciplina et institutione puerorum. Paris 1537. 5. Methodus conscribendi epistolas. Zuerst Antwerpen 1527, außerdem nach dem Repertorium 14 Drucke.

26. Joachim Camerarius, 1500—1540, der Freund Melancthon's und erster Lehrer des Griechischen am Gymnasium zu Nürnberg, schrieb *Praecepta honestatis atque decori puerilis*. 1528. (Nebst Anhang: *De gymnasiis* — Dialog über Leibesübungen.) Basel, Hervagen 1536, Winter 1541; Venedig 1554; Frankfurt 1572 und 1584 (in der oben erwähnten Sammelschrift); daselbst sind die Verse des Camerarius auch in *quaestiones redacta et nonnullis in locis locupletata per Reinh. Lorichium Hadamarium*. Eine Ausgabe Leipzig, J. Steinmann 1571, hat den Titel: *Praecepta morum ac vitae accomodata aetati puerili, soluta oratione et versibus quoque exposita a Joach. Cam.* — *Dialogus de vita decente aetatem puerilem, cum respondentibus figuris quibusdam germanici et lat. sermonis expositis aliquando a Joach. Cam. in domestica disciplina*. Leipzig 1563.

Kämmel, Joach. Camerarius in Nürnberg. Zittau 1862, S. 11 ff.

27. Martin Luther, 1483—1546.

- 1) An die Rathherrn aller städte deutsches lands: das sie Christliche schulen auffrichten vnd halten sollen. Wittenberg 1524.
- 2) Von Schulen. Letzter Abschnitt aus dem Unterricht der Visitatoren. 1528. Genauer Abdruck von 1 und 2 in der Sammlung selten gew. pädag. Schriften. Zschopau 1893. Heft 1.
- 3) Eine Predigt Martin Luthers, das man kinder zur schulen halten solle. Wittenberg 1530. Zweite Ausgabe mit einer Vorrede, die in der ersten fehlt, Wittenberg 1541. — Genauer Abdruck ebendasselbst Heft 5.

Litteratur über die zahlreichen Schriften, „in denen die Verdienste Luthers um Erziehung und Unterricht“ ausführlicher dargestellt sind, bei Petri II, S. 6—9.

28. Johannes Rivius, 1500—1553 als Rektor in Meißen.
1. De puerorum institutione liber I. Löwen 1546; Leyden 1550. 2. Libellus de ratione docendi sive institutio puerorum. 1587.

29. Jacobus Sadoletus, 1477—1547, Sekretär Leo's X., unter Paul III. Kardinal. Mildgesinnt, bemühte sich um Melanchthons Freundschaft. Seine Schrift: De liberis recte instituendis Dialogus, ist veranlaßt durch die Erziehung seines Neffen Paulus. Zuerst ist sie 1533 zu Leyden gedruckt; Venedig 1533; Paris 1534; Leyden 1535; Basel durch Thomas Platter 1538; Bern 1556; Basel, Dporinus 1556; in der Sammelschrift Basel 1541, Seite 299—413. Die Opera omnia, Mainz 1607, enthalten die Schrift Seite 499—557. Einen wörtlichen Auszug und Würdigung des Inhalts giebt Petri II, 78—103.

30. Marcus Antonius Flaminus, geb. 1497, † 1555 in Rom. Sein Leben und Bildnis: M. A. Flam. Carmina. Padua 1743. Ohne Bildnis Prati 1831.

Dialogus de educatione liberorum ac institutione. Ad R. P. An. Puccium Pistoriensem Episcopum. 40 Blatt 4°. Bologna 1524.

Er schrieb auch Grammaticae institutiones. Bologna 1522.

31. Philipp Melanchthon, 1497—1560.

1) Ankündigung seiner Vorlesung über Plutarch's De institutione liberorum vom März 1519 bei Petri II, 30.

Die Antrittsrede:

2) De corrigendis studiis. 1518. Paris 1527, 1529, 1534 und 1537; Leyden 1531 und 1541 und mit 3 und 4 in der Sammelschrift Basel 1541 und 1556. Auszug bei Petri II, 31 ff.

3) De studio artium dicendi. 1523. Sammelschrift von 1541 S. 345; Paris 1527; s. l. 1537, s. l. n. d.

4) De locis communibus ratio, in Verbindung mit einem index von Petrus Gladrinus. Sammelschrift von 1541 S. 587; s. l. 1537; Bern 1556; auch in dem Sammelbande Basel 1533 in derselben Ordnung.

5) De formando studio. Antwerpen 1530.

6) Catechesis puerilis ex recognitione Ph. M. Leipzig 1543.

- 7) Ein schrift Ph. M. an ein erbare Stadt, von anrichtung der Latinischen Schuel, Nützlich zu lesen. Bonn 1543. In demselben Jahre auch in Wittenberg und Augsburg. Neudruck des Wittenberger und Augsburger Textes im 9. Hefte der Samml. selten gew. päd. Schriften. Zschopau, Raschke.

Die Pädagogik Melanchthons von H. v. Dadelen. Stade 1878.

Der Abschnitt Von Schulen im Unterricht der Visitatoren wird ihm mit Unrecht zugeschrieben. Vergl. die Einleitung zum 1. Hefte der Sammlung selten gew. päd. Schriften. Zschopau 1893.

32. Jovitas Rapicius, † 1560 zu Venedig. Seine Schrift: De liberis publice ad humanitatem informandis ist abgedruckt s. l. 1551 und in dem Sammelwerke de disciplina p. Basel 1556, S. 678—715. Auszug bei Petri II, 104—117.

33. Sebaldus Heiden, 1498—1561.

- 1) Paedonomia scholastica pietatis, studii litterarii, ac morum honestatis praecepta continens. Nürnberg 1546; Bern 1556; Basel 1556. Auszug bei Petri II, 118—136.
- 2) Formulae puerilium colloquiorum. Nürnberg 1571.

34. Claudius Baduellus, geb. in Nîmes, † 1561 in Genf.

- 1) De ratione vitae studiosae ac litteratae in matrimonio collocandae et delegendae Leyden 1544.
- 2) De officio et munere eorum, qui juventutem erudiendam suscipiunt, epistola ad Jab. Sadoletum card. Leyden 1544.

35. Conrad Clauser, ein Philologe aus Zürich, lebte in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Zöcher hat nur diese lakonische Notiz. Die Schrift: De educatione puerorum liber unus, certam formandi studii, & instituendae iuventutis rationem complectens. Basileae, per J. Oporinum, führt er nicht mit auf; sie umfaßt 142 Seiten klein 8°. Es folgt in dieser Ausgabe unmittelbar darauf die Artificiosa et facilis componendi epistolas & declamationes Methodus, libris II, ex priscis tum dialecticae, tum rhetoricae autoribus conscripta, die Zöcher neben anderen philologischen Schriften verzeichnet. Der Methodus comp. epistolas umfaßt über 200 Seiten, Meth. declamandi über 300 Seiten; die Widmungsbriefe sind beide datiert: Brug im Aargau, 28. September 1554.

36. Conrad Heresbach, 1491—1576.

De educandis erudiendisque principum liberis libri duo. Frankfurt 1570, 1577, 1592.

37. Julius Alexandrinus von Neustein, 1506—1590, Leib-
arzt der Kaiser Ferdinand Maximilian II. und Rudolf II.

De puerorum educatione liber, versibus. Venedig 1547.
Unter dem Titel Paedotrophia, sive de p. ed. liber Zürich 1559.

38. Ludwig Hillesemius aus Andernach, Mitte des 16. Jahr-
hunderts.

De vita sancte instituenda liber ad filios. Cöln 1561.

(Pädagogische Blätter, herausg. von Lehr, IX. Band S. 635—644. Mit Erlaubnis des Verlegers
K. F. Zhenemann in Gotha. Für den gegenwärtigen Abdruck ergänzt und erweitert.)

2. Joachim Heinrich Campe.

(1878.)

Joachim Heinrich Campe. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter
der Aufklärung von Dr. J. Leyser — das ist der Titel des schönen
zweibändigen biographischen Denkmals, das die Buchhandlung von
Bieweg & Sohn in Braunschweig ihrem berühmten Gründer und Ahn
im vorigen Jahre gesetzt hat. Dem Verfasser, bereits durch eine Arbeit
über das Verhältnis Karl Friedrich Bahrdts zum Philanthropinismus
(2. Aufl. 1871) bekannt, stand ein reiches, fast vollständiges Quellen-
material zu Gebote: sämtliche Schriften und der Nachlaß, Tagebücher
und Briefe von und an Campe. So nehmen sich schon äußerlich die
418 + 410 Seiten groß Oktav Leyser's gegen die 62 Seiten klein Oktav
der bis dahin umfanglichsten Biographie Campes von Hallier (1862)
stättlich genug aus. Die beiden Bände enthalten eine Fülle neuer,
interessanter und authentischer Aufschlüsse über Campe als Familienvater,
Theolog, Pädagog, Schriftsteller, Buchhändler und Patriot, und über
seine Beziehungen zu einer großen Zahl berühmter Zeitgenossen: Kant,
Lessing, Wieland, Adelung, Wilhelm und Alexander von Humboldt,
Klopstock, Herder, Schiller, Forster, Böttiger, Basedow, Garve, Boß,
Kästner, Knigge, Engel, Pfeffel, Trapp, Jacobi, Salzmann u. v. a. Es
kann nicht die Aufgabe dieser Zeitschrift sein, darüber eine erschöpfende
Mitteilung zu geben; es soll im Folgenden vielmehr hauptsächlich nur
eine Zusammenstellung von dem, was wir über den Pädagogen Campe
Neues oder die gangbaren Vorstellungen Berichtigendes erfahren, versucht
werden.

Leyser zerlegt sein „Lebensbild“ in folgende Abschnitte: 1. Bio-
graphisches (84 S.). 2. Zur Religion und Theologie (44 S.). 3. Der

Pädagoge (88 S.). 4. Der Jugendschriftsteller (30 S.). 5. Zur Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache (91 S.). 6. Der Held der Geistesfreiheit (68 S.). 7. Poetische Versuche (53 S.). 8. Aus Campes Nachlaß (354 S.).

Der letzte Abschnitt ist nicht nur der umfangreichste, sondern auch der bei weitem wichtigste. Er enthält fast nur „Briefe berühmter Zeitgenossen an Campe“. Leider sind der Briefe von Campes Hand nur sehr wenige, und die Ordnung der Briefe ist eine ganz willkürliche: die fürstlichen Personen gehen voran, dann kommt der hohe Adel, einige Franzosen, Lessing, Wieland, Klopstock, Herder, Schiller, Boß, Engel, Kleist, Jacobi, Voie, Ebert, Gökings, Pfeffel, Kniage, Archenholz, Adlung u. in bunter Reihe. Eine Anordnung der Briefe nach dem Datum würde ein viel deutlicheres und zusammenhängenderes Bild von der umfassenden Wirksamkeit Campes geben.* Der erste Abschnitt, Biographisches, bringt, wenn man Hallier damit vergleicht, außer den ausführlichen Mitteilungen über die Begräbnisstätte Campes und deren Umgebung (I, 76 ff.), nicht allzuviel Neues. Etwa wie der Rektor Richter zu Holzminden Campe das Studieren vormacht (I, 8 ff.); daß er ein landschaftliches Stipendium verlor, weil er sich an den Rationalisten-Teller anschloß, auf dessen Empfehlung er Hauslehrer im Humboldtschen Hause wurde (I, 11 ff.); daß er Semmler in Halle hörte, schwärmerische Briefe an seine Frau nach der Flucht von Dessau (I, 32 ff.) und einen Bericht an den Major von Humboldt, auf den wir noch einmal zurückkommen, schrieb, und Ähnliches.

Manches findet sich bei Hallier, der mehrfach auch genauere Quellenangaben hat (z. B. die Charakteristik der Frau Rat Campe betreffend), farbenreicher: so der Streit mit Göze (I, 49, bei H. S. 38) und die Mitteilungen über die letzten Lebensjahre Campes (I, 83 ff., H. 65 ff.).

Die gewählte Disposition des „Lebensbildes“ bringt es mit sich, daß die folgenden Abschnitte vielfach sehr wichtige Ergänzungen auch zur Biographie enthalten. Da aber die Hinweisungen im ersten Abschnitte entweder fehlen oder meist nur ganz allgemein auf den 7. und 8. Abschnitt gehen, so bleibt es dem Leser überlassen, sich die Materialien zur vollen Einsicht in die mitunter verwickelten Vorgänge zusammenzutragen.

Uns interessiert zunächst die Stellung Campes zum Dessauer Philanthropin und zu dessen Hauptmitarbeitern, Basedow, Wolke, Salzmann und Trapp.

* Be schwerlich für das Nachsuchen ist auch der Umstand, daß der Kopf aller 354 Seiten des 8. Abschnittes die ganz nutzlose Überschrift: „Aus Campes Nachlaß“ trägt, und daß nicht einmal ein Verzeichnis der Briefsteller beigegeben ist.

Lenzer stellt wohl nicht mit Unrecht Campe voran: „Unter den Vertretern des Philanthropinismus steht Campe zweifellos obenan, edler als Basedow, gewandter als Wolke, maßvoller als Bahrdt, tiefer als Salzmann, besonnener als Trapp“ (I, 139 S.).

Mit Wolke scheint Campe in keinerlei freundschaftlichem Verhältnisse gestanden zu haben, obwohl beide gleichzeitig in Dessau waren. Es findet sich kein Brief von oder an Wolke. Dieser schreibt 1805 in der Vorrede zu seiner „Anweisung für Mütter und Kinderlehrer“ (deren Herausgabe durch Pestalozzis „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ veranlaßt ist, und die nachzuweisen versucht, daß Pestalozzi nichts Neues lehre): „Ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich (es sei mir dies nun rühmlich oder vorwerflich — von 1784 fast bis 1802 in Rußland und seitdem ohne Bücher auf Reisen und anders eifrig beschäftigt) noch das so wichtige Revisionswerk des gesamten Erziehungswesens nicht gesehen habe.“ Hingegen hat er das Campesche Wörterbuch — das Exemplar ist in unserm Besitze — sorgfältig studiert und mit zahllosen Handglossen und dergleichen versehen, aus denen aber ersichtlich ist, daß die Ansichten Wolkes und Campes im Bezug auf sprachliche Dinge, namentlich Orthographie und Wortbildung weit auseinandergehen. Daraus erklärt sich wohl hinreichend der Mangel an Beziehungen in den späteren Jahren: die beiden großen „Dilettanten“ auf dem Gebiete der deutschen Sprache gehen ihre eignen Wege.*

Trapp, Konrektor zu Altona, wurde durch Campe für das Philanthropin gewonnen (1777—79), als durch Campes Einfluß die äußeren Verhältnisse sich günstiger gestalteten (der Brief Campes vom 18. Mai 1777 ist I, 30 ff. abgedruckt). Und als Campe dem Rufe des Fürsten Karl Wilhelm Ferdinand nach Braunschweig gefolgt war, beantragte er mit Erfolg (1786) die Berufung Trapps, damals Professor der Pädagogik in Halle, nach Braunschweig. Trapp folgte dem Rufe und war mit Stube, der ebenfalls auf Campes Antrag nach Braunschweig übersiedelte, bei der Vollendung des Revisionswerkes und der Herausgabe des Braunschweiger Journals thätig (I, 55). Er stand treu zu Campe auch in dem harten und gefährlichen Kampfe für die Preßfreiheit, bei dem Campe seine ganze mühsam errungene Stellung und den größten Teil seines Vermögens aufs Spiel setzte (I, 400 ff.). Wir müssen uns übrigens beschränken, auf die im ersten Bande von Seite 373 an nach den nicht zum Drucke gelangten Aufzeichnungen Campes über „die Geschichte seines Kampfes für Denk-

* Hierbei sei bemerkt, daß die Briefe Wielands, Böttigers und Adelungs über das Campesche Wörterbuch (einzelne sind förmliche Abhandlungen) als höchst wertvoll, auch Campes Verdienste um die deutsche Sprache entschieden bezeugend, bezeichnet werden müssen.

und Preßfreiheit in den Jahren 1791 und 92“ gegebene ausführliche Darstellung zu verweisen, die Campe's Charakterfestigkeit und edlen Freimut, von dem auch seine Briefe an fürstliche Personen zeugen, in das schönste Licht stellt. Von Trapp sind zwei Briefe mitgeteilt: ein zum Teil gereimtes Dankschreiben an die Rätin Campe für genossene Gastfreundschaft — ein Thema, das viele Briefe, so von Lessing, Seume, Cramer, Humboldt u. behandeln — und ein Brief an Campe, aus dem man ersieht, daß Trapp, wie Wolke, eine sehr vereinfachte Orthographie schrieb und verfocht, worüber er mit Campe sich entzweit, der ihn aber um Entschuldigung gebeten, daß er „seinen Unglauben an die Möglichkeit einer vernünftigen deutschen Rechtschreibung auf unfreundliche, absprechende und anmaßende Art geäußert habe“ (II, 390 ff.).

Wie freundschaftlich Campe mit Stuve gestanden, sieht man namentlich auch aus einem Briefe Dohms (II, 221). Daß Campe Stuve neben Lessing begraben ließ, so daß „eine Kiefer beide Hügel mit ihrem Schatten deckte“, daß er Stuves Nachlaß herausgab und die Tochter adoptierte, ist bekannt.

Von Salzmann werden zwei Briefe mitgeteilt (II, 383 ff.). Der erste ist von Erfurt aus vom 21. Januar 1780 datiert, als Salzmann noch Pfarrer an der Andreaskirche zu Erfurt war. Salzmann fühlt sich gedrungen, dem „würdigen, vortrefflichen Manne“ eine Dankeschuld abzutragen für das „viele Gute, das Campe durch seine Schriften allenthalben, und vorzüglich bei ihm gestiftet habe“. Er führt das weiter aus und giebt genauer an, was er Campe's Schriften verdanke; er unterzeichnet als „redlicher Freund und Verehrer“. Von 1781—84 war Salzmann bekanntlich in Dessau. Der zweite Brief ist vom 30. März 1786 aus Schnepfenthal datiert. Campe hatte, wie aus demselben zu ersehen ist, Salzmann seine Berufung nach Braunschweig mitgeteilt. „Also bekommen Sie wirklich ein Kanonikat? nun das ist traun eine hübsche Sache. Sie verdienen es aber auch, Sie haben auch genug gearbeitet und Gutes gewirkt Was mir aber noch mehr Freude, als das Kanonikat, macht, das ist der große Wirkungskreis, der Ihnen zugleich angewiesen ist. So mußte es kommen, wenn der herrliche Same, den Sie ausgestreut haben, recht viele Früchte tragen sollte. Sie mußten unmittelbaren Einfluß auf Schul- und Erziehungswesen haben. Nun aber, da Sie sich so glücklich durchgearbeitet und festes Land erreicht haben, wünschte ich sehr, daß Sie Ihrem Bruder, der Ihnen immer nacharbeitete, und noch immer umhergetrieben wurde, ein Seil zuwürfen und nachzögen.“ Er legt Campe dann im Vertrauen dar, wie sorgenvoll seine Lage immer noch sei; er habe zwar acht Zöglinge, aber darunter drei, die gar nichts geben. Er bittet Campe, ihm durch sein Ansehen und seine Verbindungen

noch vier Zöglinge, die fünfzig Louisd'or Pension zahlen können, wozu möglichst nicht über acht Jahre alt, zu verschaffen. „Das ist eben das Seil, um dessen Zuwerfung ich bitte.“ Die geschäftlichen Beziehungen, von deren Anknüpfung am Schlusse des Briefes die Rede ist, sind wohl nicht zustande gekommen. Crusius hat die meisten Schriften Salzmanns auch ferner bis zur Gründung einer eignen Buchhandlung der Schnepfenthaler Anstalt verlegt. Für das Revisionswerk hat Salzmann nur Anmerkungen zu der Rudolphischen Übersetzung des „Handbuchs der Erziehung von Locke“ im 9. Bande geliefert.

Von Bahr dt sollen zahlreiche Briefe aus der letzten Periode seines Lebens vorliegen, es werden aber nur zwei mitgeteilt. Zunächst (II, 377 ff.) der Begleitbrief zu dem Aufsätze Bahr dts, mit dem das Revisionswerk anhebt, datiert vom 24. Mai 1784. „Wie mirs gerathen ist, weiß Gott. Was recht Gutes kann's nicht sein, denn ich habe nur mit halber Seele gearbeitet, weil ich fast immer dabei kränkelte und noch überdies mit verdrüßlichen Dingen bestürmt wurde Lieber Campe! Bessern und feilen Sie ja mit Ihrer ganzen Kraft an meinem Aufsätze: und finden Sie, daß er, wenigstens auf diesem Posten, sich nicht behaupten kann, so seyen Sie Freund und ehrlicher Mann und schicken ihn mir zurück.“ So bescheiden schrieb Bahr dt nicht immer. Der Aufsatz „Über den Zweck der Erziehung“ ist die einzige Arbeit, die Bahr dt für das Revisionswerk geliefert hat. Schon im Mitarbeiter-Verzeichnisse (S. XIV im 1. Bande) steht die Bemerkung, daß Herr Doktor Bahr dt sich leider genötigt sähe, aus Mangel an Muße schon wieder abzutreten. Im zweiten Briefe vom 16. Januar 1791 bittet Bahr dt Campen, in Frankreich die Übersetzung und den Druck seiner „Moral“, die in Deutschland kein Zensur passieren lasse, zu vermitteln. Der Erfolg wird nicht mitgeteilt.

Über die Beziehungen Campes zu Basedow und zum Dessauer Philanthropin erhalten wir vielfach neue Aufschlüsse. Unzufrieden mit der Theologie — „Wie kann ein Biedermann sich glücklich fühlen,“ schreibt er am 3. November 1777, „wenn er täglich die Rolle eines Heuchlers spielen muß? Und die muß jeder Geistliche spielen, er sei, wer er wolle — nur allenfalls der Schafskopf ausgenommen“ (I, 25)* — und begeistert

* Weiteres über Campes religiöse Anschauungen findet sich I, 106, 107, 127, 129, 133, 141. An Lavater (dessen Antworten leider fehlen) richtete Campe 1780 und 85 höchst charakteristische brüderliche Vorstellungen, um ihn von seiner „Schwärmerei“ abzubringen (II, 398 ff.); er fordert ihn auf, der Welt durch seine weittonende Stimme zu beweisen, daß man ihn fälschlich an die Spitze derer stelle, welche allem, was Aufklärung heißt, entgegenarbeiten, die junge aufkeimende Vernunft zertreten und dagegen den Samen des Aberglaubens und der Schwärmerei mit vollen Händen auszustreuen beflissen sind. Er schließt aber: „Erhalten Sie mir Ihre Liebe, auch wenn ich Ihres Glaubens und Sie meines Unglaubens nicht theilhaftig werden können.“

von der Prüfung im Philanthropin, der er beigewohnt, ließ sich Campe durch Basedow bewegen, seine Stellung als Feldprediger in Potsdam aufzugeben und nach Dessau überzusiedeln. Die Verhandlungen hatten schon im Februar 1776 begonnen, es wird aber nur ein Satz aus dem betreffenden Basedowschen Briefe mitgeteilt (I, 27); hingegen findet sich der jubelnde Brief Basedows vom 4. September, nachdem Campe angenommen, vollständig II, 373 ff. Er beginnt: „Theuerster Herr Bruder! Ein Brand des Philanthropins ist gelöscht. Und nun haben wir wieder etwas Muth und erfahrene Hände, an Löschung der andern zu arbeiten. Glück! dem neuen Curator von Gott, dem Vater aller Kinder! Es ist wider das philanthropische Wesen, daß ein Geistlicher irgend einer Kirche, als Geistlicher, das ist, mit einem geistlichen Titel und Habite vorstehe und lehre. Darum ist der sehr anpassende und wohlklingende Titel Educationsrath erfunden.“ Und er schließt: „Also bin ich der Ihrigste. J. B. Basedow.“ Campe erhielt 800 Thaler, mußte aber anfangs bei Basedow wohnen, und sich mittags „in Gesellschaft von Basedow und den Seinigen von Speisen nähren, die vom Philanthropin geholt wurden.“ Am 20. November 1776 schreibt Campe an Nicolai (I, 28): „Wie es mit unserm Philanthropin steht? Hier haben Sie einige Nachrichten. Das auswärtige Publicum hat statt 30,000 Thaler, die B. verlangte, nur 2000 Thaler hergegeben: folglich hat es auch kein Recht, mehr als $\frac{2}{30}$ von einem Philanthropin zu fordern, und die sind da, aber auch nicht mehr. B. hatte vornehmlich auf die Schweiz, den Badenschen und Weimarschen Hof gerechnet, weil ihm von daher große Versprechungen gemacht waren. Und gleichwol ist kein Thaler von daher erfolgt. Die Ursache hat sich jetzt entwickelt. Die Partei der Genies, die von Tage zu Tage mächtiger wird, hat ihm theils aus Empfindlichkeit über nicht beantwortete Briefe, theils aus andern Ursachen entgegen gearbeitet, und wird ihm auch ferner entgegenarbeiten. Diese Herren hatten nämlich eine ähnliche Unternehmung im Sinn und hatten mit auf die verbrüdernten Jugendfreunde gerechnet, welche sich bei uns engagiert haben, ohne diesen ihre eigentliche Absicht merken zu lassen. Sie schickten sie nach Dessau, bloß um zu schauen oder zu lernen: und siehe, sie machten sich, da ihnen die Sache gefiel, in der Unschuld ihres Herzens verbindlich. Daher der Zorn! Daher der Wunsch, das Dessau'sche Institut zu vernichten, um die Trümmer davon zu ihrem eignen Vorhaben zu verwenden. Diese Absicht dauert noch jetzt fort, und wir sind verloren, wenn ic.“ Darin dürfte Campe doch geirrt haben, wenn auch Goethe und Herder Basedow als Pädagogen, wie bekannt, nicht gerade günstig beurteilt haben. — Campe überwand die äußeren und inneren Schwierigkeiten, die ihm gleich zu

Anfange entgegenraten.* Bereits am 18. Mai 1777 schilderte er in einem Briefe an Trapp, den er für das Institut zu gewinnen sucht, die Verhältnisse aufs günstigste (I, 30 ff.); man mußte Zöglinge — über 60 — abweisen, und die Geldmittel flossen reichlich. Und doch verschwindet Campe schon am 19. September desselben Jahres plötzlich, ohne von irgend jemand Abschied zu nehmen. Er ritt nach Hamburg. Aus seinen Briefen an seine Frau, die er unterwegs und aus Hamburg schrieb (I, 32 ff.), und aus einem ausführlichen Schreiben an seinen früheren Prinzipal, den Major von Humboldt (I, 38) geht hervor, daß ihn einmal die Last der Arbeit zu erdrücken drohte. Er will sich nie wieder aus seinem glücklichen Familienkreise „in den großen unsinnigen Kreis locken lassen“ (I, 33). — Den „leidigen Überlauf von Besuchern und Beschauern aus der feinen Welt“ nennt er auch in den glücklichen Hamburger Tagen die „Hauptplage seines Lebens“ (I, 43). — Dazu kamen Differenzen, wie er sagt, „mit irrenden und bösen Menschen, eine unaufhörliche Folge von herzuagenden Kränkungen, welche oft mehr von dem traurigen Schicksale unseres Institutes als von bösen Menschen herrührten, die meine Leibes- und Seelenkräfte nach und nach dergestalt angegriffen, daß ich mit der größten Wahrscheinlichkeit besorgen mußte, binnen kurzer Zeit entweder meinen Verstand oder mein Leben zu verlieren und dadurch meine kleine hilflose Familie mit mir ins Verderben zu ziehen.“** Am Tage nach seiner Entfernung, den 20. September schon, bat ihn Basedow, Tags darauf der Fürst von Dessau, und Basedow wiederholt am 25. September brieflich, zurückzukehren. Man wollte sagen, er bedürfe der Erholung und habe, um Aufsehen zu vermeiden, doch mit Billigung des Fürsten und Basedows, die Reise so unvermutet angetreten. Der zweite Brief Basedows ist auszugsweise I, 36 ff. mitgeteilt, der erste und der Brief des Fürsten vollständig II, 376 und 73. Aus dem letzteren geht hervor, daß Campe dem Fürsten am Tage nach seiner Flucht

* Außer dem, was Leyser mitteilt, gewährt auch eine 40 Seiten umfassende Flugchrift des Mag. Mangelsdorf: Erstes Wort an das Publikum, den Königl. Dänischen Professor Basedow betreffend, 1777 in Leipzig gedruckt, einen tiefen Einblick in die ärgerlichen Streitigkeiten, die der neue Kurator zu schlichten hatte. Es sind dort, außer andern Urkunden, ziemlich umfangreiche Briefe Campes an Mangelsdorf vom 3., 5. und 6. November, vom letzteren Tage zwei, mitgeteilt (S. 23 ff.).

** Im Gegensatz zu Basedow, der mehr neben, als in seiner Familie lebte, und der die Erziehung seiner Emilie Wolke überließ, lebte Campe hauptsächlich mit seiner Familie, er selbst erzog seine einzige Tochter aufs sorgfältigste. Zahlreiche Belege dafür finden sich in den Briefen und dem poetischen Nachlasse (II, 50 ff.). Auch da ist Campe zuweilen höchst „praktisch“, wenn er z. B. der Frau Rat zum Neujahrstage ein fettes Schwein in den Hof treiben läßt mit einem Widmungsgedichte: „Ich bringe Dir zum neuen Jahr mich selbst mit Leib und Seele dar“ u.

durch seine Frau einen Brief überreichen ließ, und daß sie auch an „verschiedene andere“ ebenfalls Briefe abzugeben hatte. Dem Fürsten sind die Umstände aber, die Campe bewogen haben, wegzugehen, wie er schreibt, noch immer ein Geheimnis; auch Basedow schreibt: „Deine Absicht weiß niemand als einige Lehrer, welche schweigen.“ Campe ließ sich jedoch auch durch die weiteren Bemühungen des edlen Fürsten, der nach Hamburg kam — „nicht um mir Vorwürfe zu machen, auch nicht um mich zu bewegen, wider meine Neigung schon jetzt zurückzukehren, sondern lediglich um mich zu beruhigen, gab sein edles großes Herz ihm den Vorsatz ein, hierher zu reisen“ (I, 37) — nicht bestimmen, zurückzukehren. Er folgte auch nicht dem verlockenden Antrage Kants, der ihm schreibt, daß die Stelle eines Oberhofpredigers und Generalsuperintendenten von Ost- und Westpreußen offen sei, die in Verbindung mit einer theologischen Professur außer schöner Wohnung 1200 Thaler und den größten Einfluß auf die Verbesserung des Schulwesens gewähre, und die man ihm, wenn er einverstanden sei, von selbst antragen würde (II, 320 ff.).*

Er will mit Genies forthin keine Gemeinschaft mehr haben, sucht die bösen Menschen, mit allem, was sie Kränkendes für ihn gethan haben, zu vergessen, der Besitz einiger bewährter Freunde hält ihn schadlos für hundert Schurken, in denen er sich geirrt hatte (I, 39. 40). Demnach dürfte es nicht ganz richtig sein, wenn Leyser beinahe die ganze Schuld Basedow allein zuschiebt. Dem widerspricht namentlich auch das II, 34 mitgeteilte Gedicht Campes, der von sich selbst sagt (II, 29):

„Der Lehre, die sein Rousseau ihm vermachte,
Getreu schrieb seine dreiste Hand
Nie anders als er es empfand,
Nie anders als er wirklich dachte“ —

„An Basedows Schatten.“

„Du sä'test mir	Und reißt die Saat:
Wie Rousseau Dir;	So sei sie Dein,
Und spat und früh	Dort oben Dein,
Und früh und spat	Wo wildes Schrei'n
Pflegt' ich der Saat,	Um Kezerei'n
Und sie gedieh.	Und Schullatein
Giebt nun darein	Und alle Fehd'
Gott Sonnenschein,	Ein Ende hat.“

* 17 Jahre später hat Campe Kant ein gleich edles Anerbieten gemacht. Auf das Gerücht hin, daß man Kant absetzen wolle, bietet er dem „Lehrer des Menschengeschlechts“ alles an, was er sein nennt, die Stellung als „Oberhaupt seiner kleinen Familie“. Das Gerücht war falsch, wie aus Kants Antwort, in der er Campe dankt, hervorgeht (II, 324 ff.).

Daß Campe sehr reizbar war, davon finden sich viele Belege, zum Beispiel in der Schrift gegen Moritz und in der Schrift gegen den Abt Belthusen.* Er brach auch das Hamburger Verhältniß unerwartet schnell ab. Im Juni 1780 schreibt er an Lessing: „Ich selbst, meine Frau und meine drei Gehilfen und meine zwölf herrlichen Knaben wissen fast nicht mehr, was Krankheit ist“ (I, 43), und schon zwei Jahre darauf fühlt er sich wieder „an Leib und Seele unfähig“, in der bisherigen Weise seine Pflicht zu erfüllen (I, 49). Das Publikum hielt das zu seinem Schmerze für hypochondrische Laune. Wohl nicht ganz ohne Grund. Denn wenn er später anordnet, sein Bild an dem Tage, „wo er zur Unzeit für sich ins Leben kam,“ zu verschleiern, den „schönen Tag aber, der ihn entnahm,“ zu feiern (II, 41), oder wenn er am Tage seiner silbernen Hochzeit (27. Juni 1798)** plötzlich einen Ausflug macht und die Rätin mit einigen Freunden allein feiern ließ (Hallier 64): so ist das doch gewiß zunehmende Hypochondrie.

Ein Hauptgrund war aber jedenfalls die aufreibende schriftstellerische Thätigkeit (— „ich schreibe beinahe immer für zwei Pressen“ I, 44 —) in der Hamburger Periode, die sich noch einmal bei der Herausgabe seines großen Wörterbuches wiederholt, bei der er leider sich geistig völlig aufgerieben hat. Zahlreich sind die Schriften aus der Hamburger Zeit: *Compendium artis vivendi ex Erasmi libro de civilitate morum puerilium etc.* 1778. *Neue Methode Kinder lesen zu lehren* 1778. *Sammlung einiger Erziehungsschriften* 1778. *Über Empfindsamkeit und Empfinderei* 1779. *Biblia sacra . . . in usum juventutis breviata* 1779. *Robinson* 1779. *Kleine Seelenlehre* 1780. *Versuch eines Beweises für die Unsterblichkeit* 1780. *Entdeckung von Amerika* 1781. *Kleine Kinderbibliothek* 12 Bdchn. 1779—84. Auch der *Theophron* erschien schon 1783. Dazu kommen aber noch eine ganze Reihe von ausführlichen Rezensionen in der Allgemeinen deutschen Bibliothek, auf die wir ganz besonders hinweisen möchten, weil sie zeither noch gar nicht beachtet worden sind. Sie hier ausführlicher zu besprechen, ist nicht der Ort; es genüge die Bemerkung, daß der 47. Band (1781) Campes von Speck gezeichnetes, von Crüger gestochenes Bildnis bringt, dessen edle, einnehmende Züge auch in dem Bilde, das den ersten Band der Biographie Lessers ziert, das aber Campe

* In dem Verzeichnisse der Streitschriften, die durch Campes „Fragmente“ veranlaßt wurden (I, 363), fehlt der gegen Campe gerichtete: „medizinische Beitrag“, Stendal 1789, 44 Seiten.

** In dieser Zeit ist jedenfalls auch der trübsinnige Brief geschrieben, den Böttiger eine Rose mit Dornen, ein Bittersüß nennt II, 201, nicht ohne Campe vorzuhalten, wie grundlos seine trübe Stimmung sei.

im weißen Haare zeigt, noch ganz unverkennbar sind.* Aus einem Briefe Nicolais vom 14. Juli 1780 (II, 356) geht hervor, daß Campe einige Rezensionen abgelehnt hatte. Nicolai will ihn, weil er die Gründe einzieht, „von allen loszählen, die er verbeten, außer von Pfenniger's Magazin und Lavaters Urtheilen“, die beide auf einander Beziehung hätten. Die betreffenden Rezensionen befinden sich im 58. Bande (1781) nebst andern abgedruckt Seite 57—76. Sie sind mit St. unterzeichnet. Zum Teil richten sie sich gegen Semler. 1782 im 49. Bande, Seite 44 bis 59 sind Semlers theologische Briefe von demselben Rezensenten (Campe) beurteilt. Semler hatte, weil er Bahrds als Verfasser wenigstens einiger der früheren Rezensionen vermutete, verlangt, er möge sich nennen, was Campe nicht thut, sich aber ausdrücklich zu der ganzen Folge von Rezensionen im 43. Bande, Seite 41—74 (1780) bekennt. Diese betreffen hauptsächlich das Bahrdtsche Glaubensbekenntnis und Semlers Schrift gegen dasselbe. Campe stellt sich ziemlich auf Bahrdts Seite, ohne ihn ganz vertreten zu wollen. So sehen wir Semler im Gegensatze nicht nur zu Basedow, Bahrdt und Trapp (vergl.: Semlers Lebensbeschreibung, Vorrede, und Bahrdts Leben IV, 69 ff.), sondern auch zu Campe, der ihn als Student um seines Freimutes willen hoch verehrte (I, 15).

Über Campes Stellung zu Pestalozzi erfahren wir (I, 203 ff.) folgendes: Campe hatte sich 1805 entschlossen, nach Burgdorf zu reisen. Leider hat er das nicht ausgeführt, und so ist das Urteil, das sich in seinen Papieren gefunden, eben nur ein ziemlich wertloses Urteil aus der Ferne. Er lehnt die öffentliche Empfehlung der Anstalt zu Buchsee in einem Schreiben an einen Freund — der Name wird nicht mitgeteilt — ab:

„Nach allem, was ich von dieser Lehrart und ihrer Wirkung in Erfahrung gebracht hatte und in Ihrem Berichte bestätigt fand, konnte ich nicht umhin, zu besorgen, daß die darnach unterwiesenen Kinder in hohem Grade einseitige, beschränkte und nur maschinenmäßig wirkende, folglich für die allermeisten Geschäfte des bürgerlichen Lebens nicht sehr brauchbare und für die höheren Grade der menschlichen Ausbildung und Veredlung beinahe verlorene Wesen werden müßten. Die Vollkommenheit und Brauchbarkeit des Menschen erwächst ja, wie wir Alle wissen, aus der gleichmäßigen Ausbildung und Verstärkung aller seiner angeborenen Fähigkeiten und Kräfte. So wichtig und nöthig es daher auch ist — wie wir Anderen, die man vor einigen Jahren noch, wenn man sie schelten wollte, die neueren Erzieher nannte, zu predigen nicht aufgehört haben — die Anschauungsfähigkeit der Kinder auf alle Weise zu üben, zu schärfen und zu verstärken: so ist

* Campe soll Lavater, der schon 1771 in der A. d. B. abgebildet ist, wie die Zeitgenossen sagten (II, 406), ähnlich gesehen haben. Die Bilder sind nicht ähnlich, beide aber tragen inmitten der übrigen bezopften und beperückten Gesellschaft ihre natürlichen Haare.

dies doch nicht die einzige ihrer Fähigkeiten, welche bearbeitet und verstärkt werden muß. Der Mensch soll nicht bloß anschauen, sondern auch das Angesehene vergleichen, darüber nachdenken und Folgen daraus herleiten, welche nicht unmittelbar durch die Anschauung selbst gegeben werden. Geht man nun aber vollends soweit in der Einseitigkeit der Anschauungsübungen, daß man die Kinderseelen ganze Tage, Wochen, Monate und Jahre hindurch größtentheils nur auf Betrachtung der einzelnen Theile des menschlichen Körpers und einiger Linien und Figuren beschränkt: so werden sie zwar, was sie allerdings sein sollen, Spiegel werden, aber unthätige und beschränkte Spiegel, welche nicht alles, was in ihre Sinne fällt, sondern nur dasjenige, was Bezug auf ihre gewöhnlichen Übungsgegenstände hat, klar und bestimmt darstellen, aber auch dieses nicht selbstthätig bearbeitet und zur Hervorbringung eigener neuer und nützlicher Gedankenreihen, anwenden werden. Was sollen uns solche Spiegel in der bürgerlichen Gesellschaft? Was sollen sie für sich selbst? Ferner wie Pestalozzis Kinder nothwendig alle genau eine und dieselbe Hand schreiben lernen, so müssen sie auch, scheint es, alle ihrer geistigen Ausbildung und ihren inneren Fähigkeiten nach einander so ähnlich sehen, als ihre Handschriften. Ihre Seelen werden ja so unwiderstehlich in eine und ebendieselbe knappe Form eingezwängt, daß sie nothwendig alle eine und dieselbe Gestalt gewinnen müssen, es wäre denn, daß etwa die eine oder die andere mit ungewöhnlichen Naturkräften begabte die Form zerbräche. Würde das aber ein Glück für die menschliche Gesellschaft sein, welche einer so großen Mannigfaltigkeit an Kräften bedarf?“ —

Von Interesse ist ferner der I, 196—203 aus dem Konzepte mitgeteilte Erziehungsplan für das auf Befehl Sr. königlichen Hoheit des Kronprinzen von Preußen zu erziehende Kind. Er umfaßt auf sechs Seiten nur die zwei ersten Jahre. II, 63 ff. (!) wird der Brief Friedrich Wilhelms II. vom 18. Mai 1782 abgedruckt, aus dem man ersieht, daß es sich um ein Kind von vier Jahren handelt, das dem Kronprinzen anempfohlen und für das Campe einen Hofmeister vorschlagen soll.

Die große Schulencyklopädie, die Campe plante, ist bekanntlich nur teilweise zu stande gekommen. Forster, damals in Wilna, hatte sich bereit erklärt, die Naturgeschichte — später von Junke geschrieben — zu bearbeiten. Die ganz ausführlichen Briefe Forsters sind nicht nur überhaupt sehr wertvoll, sondern auch in pädagogischer Beziehung sehr interessant (II, 237—58). Forster hatte schon einen Plan zu einer Reihe großer Kupfertafeln, die beigegeben werden sollten, eingeschickt, als er zu einer zweiten Reise in die Südsee durch die Kaiserin Katharina geworben wurde. Leider fehlen auch hier die Campeschen Briefe. Über die verkürzten Ausgaben der römischen und griechischen Klassiker wird die Abhandlung Buhles, eines Schülers Heynes (I, 211 ff.) aus dem Braunschweiger Journal mitgeteilt. Die vier Briefe Heynes (II, 269 ff.) aber beziehen sich nur auf Familienangelegenheiten und das Wörterbuch Campes. Engel, der Verfasser des Lorenz Stark, hat eine Metaphysik

schreiben sollen. Er lehnt es unterm 20. Juli 1786 (II, 125) ab wegen schwankender Gesundheit, Überhäufung mit Arbeit, und „weil er von einer Metaphysik für Schulen keinen rechten Begriff habe“. Beim Publikum fand die Encyclopädie wenig Aufmunterung (II, 196).

Wenn wir schließlich noch berichten, daß die Angabe Hettners und Halliers, Campe habe in dem großen Saale seines Hauses die Büste Rousseaus aufgestellt gehabt mit der Unterschrift „Mein Heiliger“, von Leyser (I, 224) dahin berichtet wird, daß diese Unterschrift unter einer Büste Friedrichs des Großen gestanden hat und von Campes Schwager herrührte, und daß unter Rousseaus Büste die Worte standen: „Er zerfnickte die Ruthen für Kinder und Völker,“ so glauben wir damit ausführlich genug auf die wertvolle Bereicherung der Geschichte der pädagogischen Bestrebungen Campes durch das Leyser'sche Werk hingewiesen zu haben. Doch können wir uns nicht versagen, den Brief Schillers, in dem er für die Übersendung des Diploms als Bürger der französischen Republik Campen dankt,* seines allgemeinen Interesses halber, und ein Brieffragment Kästners seines pädagogischen Interesses wegen zum Schlusse noch vollständig mitzuteilen.

Schiller an Campe.

. Empfangen Sie meinen aufrichtigen Dank für Ihr verbindliches Schreiben, das mich, nebst seinem übrigen Inhalt, sehr angenehm überrascht hat. Die Ehre, die mir durch das ertheilte französische Bürgerrecht wiederfährt, kann ich durch nichts als meine Gesinnung verdienen, welche den Wahlpruch der Franken von Herzen adoptirt; und wenn unsere Mitbürger über dem Rhein diesem Wahlpruch immer gemäß handeln, so weiß ich keinen schönern Titel, als einer der ihrigen zu seyn.

Der lange Zeitraum, der zwischen Ausfertigung meines Bürgerdiploms und dem gegenwärtigen Momente verstrichen ist, setzt mich in einige Verlegenheit, gegen wen ich eigentlich meinen Dank darüber bezeugen soll, da keiner von denen, die das Gesetz und die Ausfertigung unterschrieben haben, mehr zu finden ist.

Vielleicht können Sie mir aus dieser Verlegenheit helfen, wenn Sie sich gütigst der Mühe unterziehen wollen, mir den Canal zu nennen, durch den dieser Einschluß an Sie gelangt ist. Sie werden mich dadurch um so mehr verbinden, da ich neugierig bin zu wissen, wie es mit diesem Paquet gegangen ist.

Erhalten Sie mir noch ferner Ihre gütigen Gesinnungen, deren Werth ich zu schätzen weiß und die ich mit der aufrichtigsten Hochachtung und Verehrung Ihrer mannigfachen Verdienste erwidere.

Jena, 2. März 1798.

Schiller.

* Vergl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe 2. Auflage 440, 441, 444, 445. Wir besitzen eine 48 Seiten starke, 1798, wohl in Frankreich, gedruckte Broschüre: dédiée au célèbre Campe, Citoyen de France, par un de ses plus sincères admirateurs. Sie behandelt eine Nouvelle Manière de négocier les paix etc.

Kästner an Campe.

. . . . Ich wünsche, daß Sie bei meinem Lebenslaufe, den ich hier beilege, nicht sogar viel zu erinnern finden mögen. Die Zeit war mir zu kurz, und ich befürchtete, auch zu weitläufig zu werden, weil ich dachte, der Lebenslauf sollte mit denen der übrigen Magister zugleich abgedruckt werden: sonst hätte ich mich über Verschiedenes meiner Erziehung noch mehr herausgelassen.

Der Satz, das Kind anzuführen, daß es seinen Verstand beständig brauche, nicht bloß auswendig lerne, und so das Lernen als ein Vergnügen ansehe, ist an mir so befolgt worden, daß ich mich gewundert habe, ihn neuerlich als eine Verbesserung der Pädagogik angegeben zu lesen. Freilich weiß ich aus eigener Erfahrung nicht, wie viel er in öffentlichen Schulen ist beobachtet worden, aber daß ihn doch manche Lehrer müssen beobachtet haben, schliesse ich aus dem, was mir mein Vater und meine Privatlehrer erzählt haben, zum Theil auch aus Schriften älterer Schullehrer. Von Einer pädagogischen Aufgabe aber halte ich die Aufschließung für etwas schwer: wie man dem Jungen Lust macht, etwas zu lernen, wozu er keine Lust hat?

Mein Vater hatte Einen Tadel an mir, der wohl nicht eben bei vielen Jungen Statt finden mag, den, daß ich zu viel las, und zu wenig redete. Er hatte einige gute Freunde, in deren Gesellschaft er wöchentlich ein paar Stunden mit l'Hombre tödtete. Da nahm er mich nun mit, und man mußte mir ein Buch geben; mit dem setzte sich der Junge neben den Tisch und las, so lange die Alten spielten. Ich habe auch das Spiel nicht eher gelernt, als bis es mir in Gesellschaften nöthig ward, wo man nichts anderes vorzunehmen wußte.

Geschicklichkeit im l'Hombre konnte nun freilich meinem Vater ziemlich gleichgültig seyn. In einer anderen Sache aber, wo er mich gern geschickt gesehen hätte, war sein Wunsch vergebens, weil er mir keine Lust dazu machen konnte. Er war ein großer Freund der Musik, spielte verschiedene Instrumente, auch die unseren Zeiten zu tiefsinnige und wenig lärmende Laute. Es war seine ernste Meinung: wir würden im Himmel Musik haben — eine Aussicht in die Ewigkeit, die wenigstens eben so verzeihlich ist, als viel andere und sich allenfalls wohl eher rechtfertigen ließe, als die Behauptung mancher Theologen, daß im Himmel Hebräisch gesprochen werde. Bei dieser Gesinnung wünschte er doch wohl sehr, seinen Sohn auch als Musiker zu hören, und daraus ward nichts. Ich hatte Lehrer auf dem Klavier, noch auffer meinem Vater; ich lernte auch wirklich: Nun danket alle Gott! und ein paar Menuetten spielen, aber nicht nach Noten; denn die zu lernen hatte ich die Geduld nicht.

Da beging nun mein Vater wirklich einen pädagogischen Fehler. Er meinte, ich sollte Musik durch Hören lernen, und hätte doch mich so viel kennen sollen, daß ich sie eher durch Lesen gelernt hätte. Hätte er mir Bücher von der Musik zu lesen gegeben, so hätte ich sie als etwas Gelehrtes geschätzt: so kannte ich sie nur als eine Kunst zum Vergnügen, und da war sie mir nicht reizend. Als ich erfuhr, daß es eine mathematische Theorie der Musik gäbe, lernte ich sehr begierig Töne berechnen; aber nun war es zu spät für die Übung, Töne hervorzubringen.

Es ist mir immer angenehm, daß ich über viel Dinge in meiner Jugend so gedacht habe, wie nachdem einsichtsvolle Leute. So mit Robinson Crusoe, welches mein Lieblingsbuch war, und daraus ich, nebst den vielen rührenden guten Gedanken, auch mancherlei sonst gelernt habe, z. E. von der Schiffarth; bei der alten

Übersetzung, die ich las, fand sich ein Lexicon der Schiffswörter. Ich muß freilich Jedes Einsicht freistellen, was in diesem Buche entbehrlich ist; ich muß aber gestehen, daß mir das Umständliche darin, z. B. die Inventarien seines Zeughauses und seines Hausrathes, vielmehr durch lebhaftere Darstellung unterhaltend, als langweilig vorgekommen ist, und daß die Erzählung seiner Schlachten und das Verzeichniß der gebliebenen Wilden mich ganz eingenommen hat. Nächst dem Gelehrten war das Wichtigste für mich der Soldat, freilich ein gelehrter Soldat, wie Julius Cäsar.

Allerdings aber hat man jezo so viel Wichtiges und Wahres mehr zu lesen, als vor sechzig Jahren, daß schon dadurch eine Abkürzung des alten Lesebuchs nothwendig ward.

Auch Räthsel und dergleichen haben mir in der Jugend, Wiß und Nachdenken zu üben, nützlich geschienen. Ich rechne dazu eine Menge von Spielwerken, die man nachher als wider den guten Geschmack verdammt hat. Die Verdammung wäre gegründet, wenn große Leute was rechtliches daraus machten; aber selbst Wortspiele, Reimchen und dergleichen können immer lehrreiche Kinderspiele seyn.

Da ich im dreizehnten Jahre Student war, folglich keine Präceptoren mehr hatte: so ist leicht zu erachten, daß nicht alle klassische Autoren, die damals wenigstens Jünglingen erklärt wurden, mir sind erklärt worden. Ich habe aber mehrere, z. E. Livius, Horaz, für mich gelesen, und eben so nachgehends die klassischen Schriftsteller der neueren Sprachen. Dabei habe ich immer die Befriedigung genossen, daß die Stellen, die z. E. im Shakespear, im Dante u. s. w. meine Aufmerksamkeit am meisten auf sich zogen, von Kunstrichtern, die meist nach dieser meiner Lektüre geschrieben haben, gerade auch als die schönsten empfohlen wurden. Es hat mich das freilich auf die Kezerei gebracht, daß ich von den Bemühungen, die Manche gar sehr weit treiben, die Schönheiten der Dichter zu entwickeln, nicht viel halte. Ich denke, wer Gefühl hat, braucht das nicht, und wer keins hat, wird durch solche Entwicklungen nur ein ästhetischer Schwäger.

Ich würde Ew. um Verzeihung bitten, daß ich so viel von solchen Kleinigkeiten geschrieben habe, wenn ich nicht hoffte, Sie würden es als pädagogische Einfälle, die Ihrem Urtheile unterworfen werden, nicht ganz ungerne lesen.

(Pädagogische Blätter, herausg. von Kehr, VII, 5. 1878. Abgedruckt mit Erlaubnis des Verlegers G. F. Thienemann in Gotha.)

3. Professor Röckls Besuch bei Dinter im Jahre 1805.

Josef Röckl erhielt im Jahre 1805 „einen pädagogischen Lehrstuhl am bayerischen Lycäum in Dillingen“. Es kam ihm die Weisung zu, noch vor Austritt seiner pädagogischen Lehrstelle „auf Kosten des allerhöchsten Alerariums eine litterarisch-pädagogische Reise durch Deutschland zu machen, die vorzüglichsten Erziehungs- und Lehrinstitute zu besuchen, und von der Organisation und Beschaffenheit derselben durch allerunterthänigste amtliche Berichte von Zeit zu Zeit seine vaterländische Regierung zu behelligen“. Er führte diesen Auftrag aus, bereiste

Salzburg, Österreich, Mähren, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Weimar, Gotha &c., und gab 1808 die Resultate seiner Beobachtungen — die amtlichen Berichte mit einigen Erweiterungen — in einer 400 Seiten starken Schrift heraus, unter dem Titel: „Pädagogische Reise durch Deutschland von J. Röckl; Professor der Pädagogik in Dillingen. Veranlaßt auf allerhöchsten Befehl der bayerischen Regierung im Jahr 1805. Litterae delectant domi — — nobiscum peregrinantur — Cicero. Dillingen 1808. Gedruckt auf Kosten des Verfassers.“

Röckl ist begeistert für sein Fach, am längsten (9 Tage) verweilt er in Schnepfenthal bei Salzmann, der ihn früher brieflich aufgefordert hatte, bei ihm als Lehrer einzutreten. Salzmann lud ihn ein für allemal ein, während seines Aufenthaltes zu Mittag und Abend an dem gemeinsamen Tische mitzuspeisen. „Während ein frugales Mahl jederzeit meinem Leibe wohlbekam, wurde ich durch den schönen Anblick der blühendsten Jungen gleichsam selbst wieder verjüngt. Liebe und Freude umwehte mich, und der zärtliche Name Vater, der dem ehrwürdigen Salzmann zuschallte, erinnerte mich an jenes selige patriarchalische Leben der grauesten Vorzeit, wo die Menschen noch so reich an Einfalt, Unschuld und Tugend waren.“ Er ist ganz begeistert für Salzmann und Schnepfenthal, nur die Kosten für einen Jungen, etwa 1000 fl. rheinisch jährlich, findet er zu hoch. Über Pestalozzi spricht er mit einer gewissen Zurückhaltung: „Ich vermied — in Berlin — auf eine gewisse Weise absichtlich, mit Plamann und seinem werdenden Institute — das er auch eine „pestalozzische Schule“ nennt — in Berührung zu kommen. Ich nähre nemlich für mich die süße Hoffnung, daß ich später zu Pestalozzi, beauftragt und unterstützt von meiner gnädigen und erleuchteten bayerischen Regierung selber noch eine pädagogische Wallfahrt machen werde. Aus diesem Grunde will ich mich durch fremde Ansichten und Überzeugungen für Pestalozzi nicht zu sehr gewinnen, oder gegen denselben mich nicht zu sehr einnehmen lassen. Ich halte es für erspriesslicher, selber zu schauen und selber zu prüfen, und dann werden mich meine eigenen originalen Ansichten von Pestalozzi, von seiner Lehre und seinem Institute ungleich mehr befriedigen, als gegenwärtig fremder Enthusiasmus, fremde Gleichgültigkeit, oder wohl auch Tadel, für oder gegen das eben Genannte.“ Für die vaterländischen (bayerischen) Einrichtungen bringt er eine ziemliche Voreingenommenheit mit. So heißt es in der Vorrede: „Schullehrerseminarien, die Bayern früher kaum dem Namen nach kannte, sah man unter König Maximilian nicht nur entstehen, sondern in einer außerordentlichen kurzen Zeit einen Grad von Vollkommenheit, ich möchte vielmehr sagen von Vollendung

erreichen, — eine Erscheinung, die, wenn sie sich nicht so klar und lichtvoll vor unsern Augen entfaltete, an das Unglaubliche gränzen würde.“ Und so wird auch der Schluß der Mittheilungen über das Dresdner Schullehrerseminar, dem Dinter vom 27. Oktober 1797 bis 1807, zu wöchentlich 32 Stunden verpflichtet, vorstand (Leben Seite 182), nicht weiter befremden. Nach ausführlichen Mittheilungen über Häufinger, der damals in Dresden lebte, und der Aufzählung seiner Schriften, berichtet Röckl: „Häufinger nun, der an Ideen und Schriften für einen Pädagogen so reich ist, gab mir in Dresden beinahe hinlänglichen Stoff zur geistigen Beschäftigung. Außer diesem merkwürdigen Manne fand ich in Dresden noch das Schullehrerseminarium in der Friederichsstadt und die höhere Bürgerschule in der Neustadt.

„Der erste Eindruck, der auf mich gemacht wurde, als ich das Schullehrerseminarium betrat, war der unangenehmste, den ich auf meiner ganzen Reise hatte. Es kam mir ein Mann entgegen, den ich wohl selbst nicht gleich für etwas Bestimmtes zu halten vermochte; und mein Erstaunen mußte daher um so größer seyn, als ich erfuhr, daß der Direktor der Anstalt vor mir stehe. So eine Unreinlichkeit, so einen vernachlässigten Anzug, so eine eckelhafte Hülse von Schmutz, so eine üble bäurische Gestikulation, so eine Holperigkeit und Unbehilfslichkeit in der ganzen Bewegung würde einem Fleischhackerknecht sehr übel angerechnet worden seyn; aber bei einem Vorsteher von einer Erziehungsanstalt ist es wirklich ein Verbrechen, und eine Art Hochverrath an der jungen Menschheit, für die man arbeitet.

„In dem Augenblicke sah ich nur, und mein ganzes Wesen war Auge; daher kam es, daß ich immer mit starrem Blicke auf Herrn Direktor D verweilte, und beynahе kein Wort verstand noch behielt, was den schmutzigen Lippen des Erzählenden entfloß.

„Nur soviel weiß ich noch, daß mit dem Schullehrerseminarium zugleich Werktagsschulen versehen sind. Die Kinder, Mädchen und Knaben, größtentheils sehr arm, beschäftigen sich, außer ein paar Lehrstunden in den gewöhnlichen Gegenständen, beynahе den ganzen Tag mit Wollspinnen.

„Es sind zu diesem Zwecke mehrere Spinnmäle in dem Hause; und es ist wirklich rührend, da Mädchen mit einem Alter von 6 bis 7 Jahren schon in aller Hürtigkeit die Wollräder treiben zu sehen, — so, daß diese armen Kleinen schon in einem so zarten Alter im Schweife des Angesichts ihr Brot verdienen, welches ihnen unter Tags, nebst einigen Dreyern, als Lohn für ihre Anstrengung dargereicht wird. Dieses Brot ist für viele dieser armen Unschulden oft das einzige Mahl den ganzen Tag hindurch. Es wäre gewiß sehr segnend, wenn zum bessern Gedeihen

dieser Kleinen rumfordische Suppe ausgekocht würde. Ich erinnerte es wohl bei Herrn Direktor und er fand diese Erinnerung sehr fromm und menschenfreundlich.

„Einmal wohnte ich dem Unterrichte bey, den D den Candidaten für die Landschullehrerstellen gab. Ohne daß ich hier ins Detail gehe, muß ich gestehen, daß mir der Geist, der in D Methode wehte, sehr wohl gefiel. Er war praktisch, und Selbstdenken fördernd. Man merkte nur zu wohl, daß D mit dem socratischen Geiste nicht unvertraut sey, und die Ideengeburtshilfe dem griechischen Weltweisen so ziemlich abzulernen sich sehr bemüht müße haben. — Ach! wenn D nur nicht so unreinlich wäre! — So kann ein einziger bedeutender Fehler oft gegen den ganzen Menschen übel einnehmen, und selbst die guten Seiten eines solchen Subjekts der würdigen Schätzung anderer entziehen.

„D ist sehr fleißig; ich hörte dieses von seinem Obervorsteher, dem Konsistorialrath Reinhard; aber erscheint er allezeit in der Form, — in welcher ich ihn von Angesicht zu Angesicht mit Ekel sah, so halte ichs für eine wahre Unmöglichkeit, in der Atmosphäre desselben so lange zu seyn, daß man sich von seinem Eifer zu überzeugen vermag.

„Zwölf von den Candidaten, welche D zu Schullehrerstellen vorbereitet, erhalten Unterstützung von der Regierung; drei oder vier vom Institute bekommen Beiträge vom Dresdner Magistrat, aber sowohl die erste als zweite Gabe ist nicht so ergiebig, daß die Präparanden nicht durch Informationsgeschäft sich den größten Theil ihrer Sustentationsmittel zu verschaffen gezwungen wären.

„Die ganze Unterrichtsordnung, und die Fächer, welche im Schullehrerseminar gegeben werden, beschränken sich größtentheils auf die Gegenstände, welche in den Landschulen gewöhnlich vorkommen. Lesen, Schreiben, Rechnen, ein Bißchen Naturgeschichte. — Indes hält D wohl auch Vorlesungen über Pädagogik. — Überhaupt kann ich hier versichern, daß ich bisher noch kein Schullehrerseminar sah, welches in Hinsicht des prächtigen Lokals, der vielen Hilfsmittel für Lehrer und Lernende, der trefflichen Lehrer, der vielen und doch dabey zweckmäßig arrangirten Lehrfächer; welches alles in unserm Münchner Schullehrerseminar vereint angetroffen wird, — nur einer vorzüglichen Erwähnung, ich will nicht sagen Vergleichung, würdig wäre.“

Daß Röckl Dinters inneren Wert bedeutend unterschätzt, daß er sein Urtheil allzusehr von dem Eindrucke, den Dinters äußere Erscheinung machte, abhängig macht, springt in die Augen. Daß er aber, wenn auch scharf, so doch vielleicht nicht gegen die Wahrheit berichtet hat, geht aus

dem hervor, was vor kurzem ein Pflegesohn Dinters, dem man Mangel an Pietät nicht im entferntesten schuld geben kann, über die „Junggesellenwirtschaft im Dinterschen Hause“ zu Königsberg berichtet hat: „So gewährte uns — den Pflegeöhnen — denn das Dintersche Haus mannigfaltige erziehlliche Anregungen und Bildungsmittel, bei alledem muß jedoch anerkannt werden, daß der Mangel einer tüchtigen Hausfrau und gebildeten Hausmutter sich in Hinsicht auf das Wohl Dinters, wie auf das Hauswesen und die Erziehung fühlbar machte. Mit der Kleidung, ihrer Ordnung und Reinhaltung war es gleichfalls nicht bestellt, wie es sein sollte. Wir, mit Unterrichtsstunden und Aufgaben oft überhäuften Knaben putzten uns und dem Hausvater die Sachen mangelhaft, Ausbesserungen wurden versäumt, Gerissenes oft zu spät, meist gar nicht wieder hergestellt. Bei Staatsvisiten trug Dinter — der Konfistorial- und Schulrat — schwarz-seidene Strümpfe und Schuhe mit uralten silbernen Schnallen. Da nun die Strümpfe bald schadhafte Stellen bekamen, wurden diese nicht ausgebessert, auch neue nicht angekauft, sondern mehrere übereinander angezogen, bis der Schade unsichtbar wurde“ 2c. 2c. (Köhler, Schulrat und Seminardirektor a. D., Erlebtes I, 27).

Auch das Geschichtchen, das Dinter (Leben S. 213) selbst erzählt, gehört hierher: „Während der Katechisation auf meiner Stube zog ich mich an, um zu Reinhard zum Abendessen zu gehn. Auf einmal stand Hofmann auf und sagte: Herr Direktor, wissen Sie es denn? Sie haben hinten ein Löchelchen. Ich: Still davon, mein Sohn, das habe ich seit vierzig Jahren gewußt!“

Schade, daß wir von Dinter nicht ein ähnliches ungeschmincktes Bild besitzen, wie das, welches Ramsauer in Nr. 1 der Schulchronik vom Jahre 1846 von Pestalozzi mitgeteilt hat mit der Unterschrift: „So stand er, so ging er, der liebe teure Mann! Eine schwarzwollene oder sammtne Mütze, krumm und staubig, eine dicke langhaarige Kapuze, ohne Form und Tasche, mit zwei langen Löchern hinten, kein Halstuch, gewöhnlich keine Weste, stets schlechte, heruntergetretene Schuhe und herunterhängende Strümpfe, Beinkleider ohne Hosenträger, das Taschentuch (wenns nicht verloren war) in den Busen gesteckt.“

(Pädagogische Blätter, herausg. von Rehr, IX, 263 ff. 1880. Abgedruckt mit Erlaubnis des Verlegers G. F. Zhiemann in Gotha.)

Aus den Bergen.





II. Bilder aus den Alpen.

1. Das schönst gelegene deutsche Schulhaus.

(1862.)

Am Ende einer längeren Reise in den tiroler und bayerischen Alpen im Sommer des vorigen Jahres stieg ich eines Morgens die waldige Schlucht zum Kloster Ettal bei Partenkirchen hinan und durchwanderte dann fröhlichen Herzens den malerischen Ammergau. Eher, als ich gehofft, erreichte ich das Ziel des Tages, den Gasthof „Zur Post“ in Peiting. Die Gaststube war leer, es ließ sich auch niemand darin blicken, während ich eine ziemliche Weile mit dem Einlegen von Pflanzen beschäftigt war. Nur frischer Männergesang erklang aus der Nähe und ganze Batterien von „Halben“ sah ich die flinke Kellnerin über die Straße tragen.

Nachdem ich mich bemerklich gemacht, die Zusicherung eines Nachtlagers und eines Abendimbisses erhalten, auch als Pfand bereits einen Steinfrug mit dem köstlichen Naß in der Hand hielt, von dem im lieben sächsischen Vaterlande auch das beste „frisch angesteckte“ „echt Bayerische“ nur einen matten Begriff verschafft, frug ich, wer die Inhaber der frischen Stimmen seien, die das ganze Haus in ungewohnte Bewegung versetzt hatten. Lehrer waren's, aus der Nähe, meist aber drüben vom Lech, zum Teil 4—5 Stunden weit hergekommen, nicht zu einer förmlichen Konferenz, sondern um gemeinschaftlich zu jüngen und zu trinken.

Raum daß ich's vernommen, saß ich auch schon unter ihnen im schattigen Garten. Viertelhalb Wochen hatte ich keinen andern musikalischen Laut gehört als das Läuten der Herden und Alpjauchzer, und doppelt lieb war mir's, unter den treuherzigen Alpenbewohnern eine ganze Gesellschaft von Kollegen zu finden.

Da gingen die Bogen der Unterhaltung bald hoch, dazwischen erklangen Gesänge, und zwei junge Lehrer trugen reizende Duetten für Violine und Guitarre vor (Guitarre wird im Gebirge, wo das moderne

Pianoforte noch so selten ist, fleißig gespielt), auch eine böhmische Musikbande fand sich ein und spielte mit Eifer ihr „Gott erhalte Franz den Kaiser“ und manches lustige Stücklein.

Unter den Liedern, die ich selbst mitsingen half, interessierte mich am meisten eines zum Lobe des Peisenberges. Ihn wollte ich morgen in der Frühe besteigen. Mit Begeisterung sprach ein Lehrer, der früher jahrelang auf demselben gewohnt hatte, von ihm, und meine ohnehin vermöge eines!, das mir ein alpenkundiger Freund auf meiner Reiseroute hinter „Peisenberg“ gesetzt, hochgehenden Erwartungen wurden noch mehr gespannt.

Spät schieden wir. Wenn auch Ort und Gelegenheit nicht dazu angethan waren, mir einen tieferen Einblick in das Schulwesen Oberbayerns zu verschaffen, so hatte ich doch manches Eigentümliche erfahren — u. v. a. die beneidenswerte Thatsache, daß sich die oberbayerischen Lehrer achtwöchentlicher Sommerferien erfreuen — und vor allem wird mir die persönliche Begegnung mit so vielen herzentröhllichen Kollegen immer eine angenehme Reiseerinnerung bleiben.

Am nächsten Morgen trollte ich beizeiten dem Hohen-Peisenberge zu, den die Straße in weitem Bogen umgeht. Dort, wo ich ihm am nächsten gekommen, bog ich rechts ab in den Wald und nach einer halben Stunde sah ich beim Heraustreten aus demselben die Kirche, die Schule und das Wirtshaus, die den flachen Rücken des Peisenberges krönen, vor mir. Nur noch eins der in den Alpen üblichen Gatter war zu übersteigen und ich stand an der Kirchhofmauer, auf der sich die liebe Schuljugend, die sich soeben zur Frühmesse versammelte, herumtummelte.

Der Anblick, der da das Auge trunken macht, läßt sich nur sehr unvollkommen beschreiben: die Alpenkette vom Watzmann am Königsee bis zum Säntis in der Schweiz erblickst du, über die zackigen kühnen Kalkalpen schauen gewaltige Schneeriesen der Centralkette, im Vordergrund glitzern die Silberbänder der Ammer und des Lech und der Spiegel des Staffelsees, weiterhin kannst du auch den Lauf der Loisach und der Isar verfolgen, wendest du dich, so überschaust du die weite bayerische Hochebene bis in die Gegend von Augsburg, die großen Wasserflächen des Ammersees und Starnberger Sees glänzen dir entgegen, zu geschweigen der zahllosen Kirchen, Klöster, Schlösser, Dörflein und Städtchen, mit denen das fruchtbare Land wie übersät ist.

Wohl eine Stunde saß ich auf der Kirchhofmauer, um meine ganze Seele anzufüllen mit diesem herrlichen Anblicke. Dann stieg ich mit dem Lehrer hinauf auf das Dach der Schule — einst ein Kloster —, wo ein Altar angebracht ist, und konnte nicht müde werden, durch das treffliche

Fernrohr der Schule die Einzelheiten des großartigen Bildes zu betrachten: die Türme von München und Augsburg, alte Schlösser und Klöster, „den Zugspitz“ mit seinem Gletscher, das Wettersteingebirge, den fernen Wendelstein etc. Nur der Gedanke, daß das Dampfschiff in Seeshaupt — wohin noch 6—7 Stunden — schwerlich warten würde, bis ich mich satt gesehen, war Ursache, daß ich die Güte des wackeren Kollegen nicht noch länger in Anspruch nahm.

Als beim Hinabsteigen eine Herrlichkeit nach der andern sich meinen Blicken entzog, konnte ich mich der Thränen nicht erwehren: schien mir's doch, als winkten mir die majestätischen Schneehäupter und Felszinken einen Abschiedsgruß zu. Wer je die Wunder der Alpen geschaut, wird die Wehmuth begreifen, mit der ich hinabstieg. Der hohe Reifenberg aber verdient die Bezeichnung „bayrischer Rigi“ im vollen Maße, und die Überschrift dieses Artikels dürfte keine Übertreibung sein. Daß er weniger bekannt ist als mancher weniger schöne Punkt in den Alpen, hat seinen Grund wohl nur darin, daß er abseits von den Wegen zu den betretenen Alpeneingängen bei Partenkirchen und Hohenschwangau liegt, und daß der eigentliche Berg nur Fußgängern zugänglich ist.

(Sächsische Schulzeitung 1863 Nr. 2.)

2. Über das steinerne Meer.

Die letzten Töne des herrlichen Nürnberger Festes (1861) waren verklungen, in alle vier Winde entführte das Dampfroß die Gäste, doch nicht alle der Heimat zu. Ganze Scharen nord- und mitteldeutscher Sänger zogen gen Süden, Münchens Kunstschätze und die Wunder der Alpen zu beschauen. Auf dem Regensburger Dome, in der Walhalla, in München, Salzburg, Berchtesgaden, überall traf man zahlreiche Festgenossen aus Nürnberg mit dem schwarz-rot-goldnen Bande im Knopfloche. Da war rasch ein Gespräch, eine Bekanntschaft angeknüpft; tausendmal hörte man fragen: „Wie hat's Ihnen gefallen? Wo haben Sie gewohnt? Ach, Sie waren auch beim Feste; es soll großartig gewesen sein. Erzählen Sie uns doch etwas!“

So in frohester, gehobenster Stimmung genoß man doppelt den Anblick der Herrlichkeiten Salzburgs und des Berchtesgadner Ländchens, fand auch bald die rechten Genossen, die bereit waren, tiefer in die grandiose Bergwelt mit einzudringen.

Wie wir abends in Berchtesgaden verabredet hatten, fuhren wir unsrer vier in der Sonntagmorgenfrühe über den unvergleichlichen Königsee. Der Himmel war tiefblau, die himmelhohen Felswände und der Watzmann rechts hell von der Morgensonne erleuchtet, links alles in tiefem Schatten; das Wasser hier grün oder blau, dort dunkel oder schwarz. Das Herz wallte über vor Lust. Barcarolen erklangen und mit Donnerstimme antwortete das Echo unserm Geschloß. Nur zu rasch war die herrliche Fahrt zu Ende und wir stärkten uns auf der Insel Bartholomä durch einen Imbiß zur beschwerlichen Bergfahrt. Das steinerne Meer wollten wir übersteigen, was im ganzen nur von wenigen unternommen wird (es war in den letzten Tagen des Juli und wir waren dies Jahr die ersten), weil die Reisehandbücher und die Umwohner die Beschwerden übertreiben, ohne das Hochbelohnende dieser Partie gehörig zu würdigen.*

Mit einem Führer und mit Proviant wohl versehen, bestiegen wir noch einmal den Rachen, um an das Südende des Sees zu kommen. Rechts an dem kleinen Wasserfalle endet die Fahrt und das Steigen beginnt sofort. Chauffiert ist der Fußsteig allerdings von Hause aus nicht, er ist aber schattig und man hat den Trost, daß er bis zu den Almhütten, wo er dann aufhört, nicht schlechter werden kann. „Ah! das Vieh muß ja a da 'nauf,“ sagte der Führer, meinend, daß es mit uns da wohl auch gehen würde. Noch manchen Blick warfen wir auf den See zu unsern Füßen, und von dem Anblicke des „oberen Sees“, der getrennt vom Königsee in einem majestätischen Bergkessel liegt, vermochten wir uns kaum zu trennen.

Tiefer führt der Weg in den Wald hinein, der Spiegel des Sees glänzt nicht mehr seitwärts zwischen den Bäumen, aber schon begegnet dem Auge manche unbekannt Pflanze, massenhaft der rotblühende Drüsengriffel (*Adenostyles albifrons* Rehb.) und die kleine gelbe *Toffieldia* (*T. calyculata*) u. a. Hier und da an einem frischen Bache wird kurze

* Von den Bergbewohnern wird man mitunter sehr falsch beraten. Ein junger Lehrer aus der nächsten Umgebung des st. M. sagte uns, es wäre gar nicht möglich, daß wir hinüber kämen. Von den Gefahren, die er schilderte, war aber kaum eine vorhanden. „Gehen Sie über das st. M.,“ sagte mir hingegen der rühmlichst bekannte Geoplastiker Franz Keil in Salzburg, der das st. M. kennt, wie kaum ein anderer (ein Exemplar seiner herrlichen Reliefkarte des st. M. ist neuerdings von der Salzburger Liedertafel der Stadt Nürnberg zum Andenken übersandt worden), „Sie werden so etwas Großartiges nicht gleich wieder sehen; Ihre Mappe wird sich mit prächtigen Pflanzen füllen, und drüben an der Scharte haben Sie eine Aussicht, die nicht herrlicher sein kann. Es ist nicht so gefährlich; auf jeden Schritt Acht geben muß man in den Alpen überall; thun Sie dies, so kommen Sie ungeschädigt hinüber.“ Wer rüstige Füße und eine gute Lunge hat, der wage es frisch, es wird ihn nicht gereuen. Schwindlige Stellen giebt's keine.

Rast gehalten und mancher Ausruf der Bewunderung wird laut, wenn sich dem Auge bei jeder Biegung des Weges ein neues und immer großartigeres Bergpanorama aufschließt. Wie sie alle heißen diese Gipfel und zum Teil sonderbaren Kalkfelsen, wird dem geneigten Leser gleichgültig sein.

Jetzt lag eine hohe, doch ziemlich breite Bergspalte vor uns. „Da müssen wir hinauf,“ sagte der Führer. Unten am Fuße der linken Bergwand lag noch tiefer Winterschnee, aber die Schlucht, die wir hinaufstiegen, war mit üppigem Grün ausgekleidet. Langsam, aber stetig vorwärtsschreitend, wie man's bei dergleichen Partien thun muß, wanden wir uns immer höher und höher hinauf, von Zeit zu Zeit einen Stein in die Tiefe wälzend; aber der Spalte oben, die wir in kurzer Zeit erreichen zu können meinten, schienen wir uns kaum zu nähern. In dieser reinen Bergluft scheinen nämlich alle Gegenstände drei- bis viermal so nahe zu sein, als sie in Wirklichkeit sind. In einer halben Stunde glaubt man ein Ziel bequem erreichen zu können, das nach der Versicherung des ortskundigen Führers zwei Stunden entfernt ist. Nur langsam, nach mancher Erfahrung erst, gewöhnt sich das Auge des Flachländers an diese Erscheinung.

Was soll ich aber sagen von der Pracht der Blumen, die nun unser Auge entzückten! Da standen die herrlichen Alpenrosen (*Rhododendron hirsutum*) in glühender Pracht, niedergestreckt auf den Fels die Zwergalpenrose (*Rh. Chamaecistus*) mit großen rosafarbenen Blüten, dazwischen blaue Gentianen (*Gentiana verna*, *G. bavarica*, *G. acaulis*) so wunderschön hell- oder tiefblau gefärbt, daß man mehr als einmal seinen Fuß seitwärts setzt, um feins dieser lieblichen Kinder Floras zu zertreten. Das dunkelviolette Drachenmaul (*Horminum pyrenaicum*), das lieblich duftende Kohlröschen (*Nigritella angustifolia*), die niedliche weiße Silberwurz (*Dryas octopetala*) und viele andre würden jedem Blumengarten zur höchsten Zierde gereichen, wenn es gelänge, sie dort einzubürgern, wie die gelbe Kugelblume (*Trollius europaeus*), die Türkenbundlilie (*Lilium Martagon*), mehrere Kellershalz- (*Daphne*) und Sturmhutarten (*Aconitum*), die sich ebenfalls in reicher Fülle hier finden.

Zumitten dieses Blumenflors auf Kalkblöcken sitzend, gegenüber einer eigentümlich rot gefärbten Felswand, zur Seite köstlich frisches, aus dem Felsen sprudelndes Wasser, hielten wir ein frugales Mahl. Der Weg geht dann eine lange Weile ziemlich eben fort, nur hier und da liegt ein großer Block im Wege, über oder um den man auf irgend eine Weise zu kommen sucht, bis man in ein großartiges Alpenthal niedersteigt.

Fast acht Stunden waren verflossen, seit wir den See verlassen, und weder Mensch noch Tier war uns begegnet. Hier erst hörten wir das Läuten der weidenden Herden und Träger begegneten uns, Butter und Käse von der Alm ins Thal befördernd. Die Sohle des Thales war bereits abgeweidet, nur die hohen schönen Stauden des giftigen Gerners (*Veratrum album*) und großer Alpenampfer (*Rumex alpinus*) standen, von den Herden unberührt gelassen, um die einsamen Almhütten. Einzelne niederfallende Regentropfen trieben zur Eile; das Ziel des Tages, eine Hütte der Juntenseealm, war noch eine halbe Stunde entfernt. Das Recitativ zu dem großen Wasserchore, der nun begann, währte leider nicht lange; eine halbe Stunde Regen in dieser Region ist aber gerade hinreichend, den Boden so zu erweichen, daß auch die besten rindsledernen Stiefeln mit Doppelsohlen und Nägeln Wasser ziehn. Was für ein tröstliches Gefühl in diesem Falle, zu wissen, daß der Grund der Reisetasche ein Paar Hausschuhe birgt, von der sorgenden Hausfrau uns aufgedrungen!

Eine kleine Weile war aller Humor zu Wasser geworden, bis wir in der gastlichen Hütte um das loderende Feuer saßen, unsere Gewänder bald von der rechten, bald von der linken Seite trocknend. Dabei trieb uns der Wind einmal über das andre den Rauch in die Augen, daß sie übergingen und die Einzelheiten unsres poetischen Asyls gar nicht ungetrübt betrachten konnten. Der ganze Bau bestand aus vier Wänden mit einer Thür, die zugleich die Stelle der Fenster und des Rauchfangs vertritt. Im Innern wird die Hälfte von zwei Milkammern eingenommen, über denen unter dem flachen Dache ein dustendes Heulager des müden Wanderers harret. Doch muß er's verstehen, sich mit Hilfe einer Bank und eines in der Wand befestigten Pflockes hinaufzuschwingen. Die vordere Hälfte ist Hausflur, Empfangs-, Gesellschafts-, Speise-, Wohnzimmer und Küche, alles in einem; an jeder Ecke brennt zwischen Steinen ein helles Feuer, und einige Bänke und Melkschemel bilden die ganze Ausstattung. An der vorderen Seite der Hütte springt das Dach vor, und dort werden die Kühe, die sonst immer, Tag und Nacht, im Freien leben, bei schlechtem Wetter gemolken.

Wir waren bald häuslich eingerichtet. Alles Geschirr stand uns zur Verfügung, nämlich ein flaches, rundes, eisernes Gefäß mit langem Stiel, ein kleines Milchfäßchen, ein großes und ein kleines Blechmaß und unser Trinkglas. Daß es uns gelang, mit Hilfe dieses Apparats aus dem reichlich mitgenommenen gemahlten Kaffee nicht nur ein herrliches Getränk zu bereiten, sondern dasselbe auch zu trinken, dürfte die gerechte Bewunderung der freundlichen Leserinnen dieser Blätter erregen. Die

Beschreibung der zahlreichen Manipulationen dabei würde zu weit führen. Das Personal der beiden zusammengehörigen Umhütten (die andre lag hundert Schritte entfernt), bestehend aus drei weiblichen und drei männlichen Individuen — nicht hübsch und nicht häßlich, nicht alt und zum Teil nicht jung — nahm den in dieser Region seltenen Labetrunk mit Beihilfe von Löffeln zu sich. Übrigens war alles möglichst reinlich, und da unsre kalte Küche noch lange nicht zur Reife ging, so fehlte es uns an nichts. Das Nachtlager war allerdings etwas lustig, dazu knapp und unbequem. Der Vordermann war in augenscheinlicher Gefahr, bei der geringsten unvorsichtigen Wendung in die Tiefe der Hütte zu fallen; auch der noch immer auf das Dach in nächster Nähe unsrer Köpfe aufschlagende Regen war in unsern Ohren kein angenehmes Geräusch; doch blieben wir, entgegen der Erfahrung anderer an ähnlichen Orten, vollständig verschont von Gästen aus der Familie Pulex. Als dann am Morgen der Regen aufgehört hatte und wir beim Brauen unsres Morgenkaffees ein ganzes Rudel Gemsen an der nicht fernen Bergwand wohl eine Stunde lang weidend herumklettern und über den Schneestreifen unten an der Felswand hinlaufen sahen, war alle Mühsal vergessen. Frisch und munter, als hätten wir auf Eiderdunen gelegen, ging's fort. In der empfindlich kühlen Morgenluft lag die ganze großartige Alpen- Szenerie, die gestern der Regen verschleiert hatte, hell und klar vor unsern staunenden Blicken. Zwischen nackten Kalkblöcken, auf ganz unwegsamem Pfade steigt man vollends auf das (gegen 6000 Fuß hohe) Plateau des steinernen Meeres und nahezu drei Stunden braucht man dann, um hinüber bis zur „Scharte“ zu kommen. Unser Weg ging zur Hälfte über frischen, die vergangene Nacht gefallenen Schnee, zur andern Hälfte über Felsblöcke und Geröll. Voll der höchsten Bewunderung steht man inmitten dieser Felswüste, sieht dieses wahrhafte Meer von Felsblöcken, überragt von gewaltigen Spitzen, deren höchste der zur rechten Seite sich erhebende Hochzirk ist. Hier und da quillt Wasser von wirklich herzerquickender Frische und unvergleichlichem Wohlgeschmacke. Überall zwischen den öden Blöcken oder in den Vertiefungen derselben sprossen reizende Blümchen, einen wunderbaren Frühling in diese Wüste zaubernd. Das dunkle, gesättigte Samtblau der schon erwähnten Gentianen sticht hier wunderbar ab von dem blendend weißen Schnee, zarte gelbe Veilchen (*Viola biflora*), kaum zollhohe Himmelschlüsselchen (*Primula minima*) stehen dazwischen, und nicht satt sehen kann sich das Auge an den zahlreichen grünen Polstern mit purpurroten Punkten (Blätter, Blüten und Knospen der stengellosen *Silene*, *Silene acaulis*). Endlich ist auch die Scharte erreicht und trunkenen Auges sieht man das niegeahnte

Schauspiel, das sich da vor den Blicken entfaltet. Ungeheuer steil fällt das steinerne Meer hier ab, tief zu Füßen liegt der Pinzgau, herrlich klar die Häuser- und Baumgruppen, umgeben von hochragenden, waldreichen Bergen. Über allen aber thront majestätisch im Hintergrunde die Großglocknergruppe mit ihren gewaltigen Eisriesen, die ihre Häupter bis über die Wolken erheben. Lange standen wir, an eine vor dem kalten Winde schützende Felswand gelehnt, in die Betrachtung dieses wunderbaren Bildes verloren, ehe wir uns entschlossen, den überaus steilen, mit Kalkgeröll und Schnee bedeckten Abhang hinabzuklimmen. Es ging jedoch besser, als wir oben dachten, wenn auch nicht ohne diese oder jene unfreiwillige, an die Jugendzeit gemahnende Beschleunigung der Passage. Tiefer unten schmückten wieder Gentianen den Weg, rote Polster von dem wohlriechenden, niedrigen Baldrian (*Valeriana supina*) und die sonderbaren, verlarvten Blumen des Alpenleinfrautes (*Linaria alpina*), azurviolett mit orangefarbnem Gaumen, überziehen das Geröll. Die Region der Alpenrosen und des Knieholzes ist erreicht, ein Wasserfall donnert ohnweit des Weges hernieder, Almhütten laden zu kurzer Rast ein, aber immer noch führt der Weg steil hinab, bis man nach etwa drei Stunden die ersten Scheunen von Maria Alm erreicht, die schauerlich verziert sind mit vielen darangenagelten — Leichenbrettern Verstorbener. Nach dem Grunde dieser seltsamen Sitte vergaßen wir zu fragen, da uns die Sorge um die mitgebrachten Pflanzen und der duftende „Gamsbraten“ vor der Hand alles vergessen ließen.*

(Erzgebirgische Hausblätter 1861 Nr. 11.)

3. Über die Pfandelscharte nach Heiligenblut.

Nach der Verabredung, die wir in Berchtesgaden getroffen, trennten sich in Maria Alm unsre Wege. Das Ziel meiner Gefährten war Innsbruck, ich aber wollte nach Heiligenblut. Obwohl unsre Bekanntschaft, ein kurzes Zusammensein während des Nürnberger Festes abgerechnet, kaum zwei Tage alt war, so schieden wir doch wie längst Befreundete. Hatten wir doch in dieser kurzen Zeit so viele Genüsse und Beschwerden geteilt, daß unter andren Umständen Monate dazu gehören würden, so viele freundschaftliche Anknüpfungspunkte zu finden.

* Diese seltsame, im ganzen Mitterpinzgau und auch anderwärts in den Alpen herrschende Sitte bezweckt wohl zunächst, den Verstorbenen die Fürbitte der Vorübergehenden zuzuwenden.

In ziemlich gedrückter Stimmung durchwanderte ich nun allein den Mitter-Bezirk, stundenlang nur ein oder zwei Menschen belegend. Aller zweihundert Schritte etwa ist der Weg durch ein lästiges Holzgatter abgesperrt, das die im Freien lebenden Kühe abhält, das Weite oder das Nachbargrundstück aufzusuchen. Den kunstlosen Verschluss eines jeden solchen Gatters, das man passiert hat, muß man wieder sorgfältig befestigen.

Das Thal war eng, die bewaldeten Berge, die es einschließen, selbst in den Augen eines Erzgebirgers himmelhoch. Schon um 3 Uhr warfen sie ihre Schatten über das Thal, während die Sonne die hellen Wände des steinernen Meeres und der übergossenen Alm in meinem Rücken glänzend beleuchtete, nicht minder die schweigenden Schneehäupter am andern Ende des Thales, dem ich zuschritt. Als ich das Nordende des eine Stunde langen und eine halbe Stunde breiten Zeller Sees erreichte, lag er bereits im tiefsten Schatten, und es wehte ein so kühler Wind über die Wasserfläche, daß ich es, vom Gehen erhitzt, nicht wagte, die kurze Strecke bis Zell am Ufer entlang auf dem See zu fahren, obgleich mirs leid that, keine Seeknödel (sonderbare, grüne, mausähnliche, sammtige Pflanzengebilde, *Conferva aegagnophylla*, die sich nur dort finden) fischen zu können.

Gerade unter dem Abendläuten wanderte ich durch die engen Straßen des freundlichen, hart am See höchst malerisch gelegenen Städtchens, für heute des Wanderns müde. Möge der freundliche Leser sich immer eines so gründlichen Schlafes erfreuen, wie ich an jenem Abende!

Am nächsten Morgen führte mich dann mein Weg am Gestade des Sees entlang bis an sein Südende und über das Zeller Moos (einen trocken gelegten Sumpf) nach Bruck im Salzachthale. Ich folgte aber nicht lange der reisenden Salzach, deren Bekanntschaft ich schon in Salzburg gemacht, wo ich ihren Fluten den Nürnberger Feststaub opferte, sondern ich bog ins Fuschertal ein, das hier mündet. Zur Seite des allmählich ansteigenden Weges eilt ein wasserreicher Bach, mitunter in tollen Sprüngen und immer tosend und schäumend, der Salzach zu, und von den steilen Thalwänden braust bald rechts bald links ein Gießbach hernieder, zur Kurzweil und höchlichen Überraschung des Wandrers, der daheim solche verschwenderische Staffage der Landschaft nicht gewohnt ist. Die rötlichen Sternchen des kriechenden Gypsrautes (*Gypsophila repens*) verraten, daß man in ziemlicher Höhe wandert. Nach und nach wird das Thal enger, fast an seinem oberen Ende, nahe der Baumgrenze, liegt das Tauernhaus Ferleiten, in nächster Nachbarschaft großer Wasserfälle, riesiger Schneeberge und eisiger Gletscher.

An schönen Sommertagen findet sich dort immer Gesellschaft. Einmal giebt's großartige Gebirgspartien in der Nähe, und sodann beginnt hier der schönste Weg nach dem deutschen Chamoni, nach Heiligenblut am Großglockner. So wars auch heute. Als ich Sachse ankam, war ein Herr aus Göttingen bereits zur Stelle, zwei Prager und ein Wiener (dieser mit einer ganzen Tasche voll „Seefnödel“) fanden sich noch ein, alle in der Absicht, entweder über das Hochthor oder über die Pfandelscharte nach Heiligenblut hinüberzusteigen. Wie gerufen kam gegen Abend eine kleine Karawane aus Heiligenblut herüber, deren drei Führer wir sofort in unsern Dienst nahmen, da wir fünf, aus Nord-, Süd- und Mitteldeutschland, alsbald einig geworden waren, in der Frühe des morgenden Tages unsern Weg nach Heiligenblut über die 9000 Fuß hohe Pfandelscharte zu nehmen. Nach hunderterlei Fragen an die Führer, wie sie mit dem Hochgebirge wenig Vertraute zu stellen pflegen: ob's sehr kalt oben sei? ob viele schwindlige Stellen zu passieren wären? wie tief und breit die Gletscherspalten seien? ob wir Gemsen sehen würden? u. sagten wir uns gute Nacht, um für die Anstrengungen des morgenden Tages die nötigen Kräfte zu sammeln.

Raum graute der Morgen, so kam einer nach dem andern die alte Holztreppe herunter gepoltet, freute sich über den wolkenlosen Himmel, an dem hier und da noch ein Stern glomm, und nahm fröhlich und in großer Aufregung einen Morgenimbiss zu sich. Dann griffen wir zu den großen Alpstöcken und brachen auf. Das Thal, dessen Südende wir uns näherten, lag noch im tiefen Schatten. Es ist vollständig abgeschlossen durch majestätische Schneeberge, die Abhänge starren von Gletschern und sind reich verziert mit Gießbächen, die in der Ferne schmalen Silberbändern gleichen. Von einem Standpunkte aus zählten wir nicht weniger als acht. Das mächtige 11400' Wiesbachhorn zur Seite, stiegen wir sehr allmählich aufwärts, anfangs zähneklappernd vor Kälte, aber munter und wohlgenut bis in die Region der Alpenrosen. Dort hörte der gebahnte Weg auf, und wir begannen einen überaus steilen Abhang im Zickzack zu ersteigen. Das muntere Geplauder verstummte, denn das anhaltende Klettern in so dünner Luft greift die Lungen nicht wenig an. Gleich Ameisen folgte einer dem andern, langsam aber stetig nach der Höhe strebend. Nur hier und da wurden einige der wunderbaren Alpenblumen gepflückt, und von Zeit zu Zeit warfen wir einen Blick rückwärts. Das war ein bezaubernder Anblick. Mit jedem Schritte schien das riesige Wiesbachhorn größer zu werden, während die benachbarten Berge, die vom Thale aus gesehen fast eben so hoch erscheinen, mehr und mehr zusammenschrumpften. — Es kommt ganz auf den Standpunkt an: steht

du selbst tief, so erscheinen dir die größten Geister kaum größer als die mittelmäßigen; so wie du dich aber selbst auf einen höheren Standpunkt erhebst, so schrumpft die Mittelmäßigkeit in deinen Augen zusammen, während die wahre Größe sich stolz erhebt! — Immer mächtiger hob sich im fernen Hintergrunde die steile, helle Kalkwand des steinernen Meeres und der übergossenen Alm von dem saftigen Grün der näheren Berge ab. Hier und da sprang ein frischer Quell aus dem Gestein, und nie unterließen wir es, von dem köstlichen Wasser zu trinken, dem kein anderer Trank an herzerquickender Frische und an Wohlgeschmack gleichkommt. Mühsam kletterten wir dann über nacktes Gneisgestein, das durch Verwitterung so mürbe geworden war, wie morsches Holz.

Endlich war das Schwerste überstanden: wir betraten den Gletscher, der die Pfandelscharte ausfüllt, ungefähr in seiner Mitte, denn weiter unten hatte das nicht geschehen können, weil er da zu steil abfällt. Wie klopfte da das Herz und gedachte der vom Anblicke der Landkarte erregten kindlichen Wünsche, die Wunder der Alpen zu schauen. Dergleichen Erinnerungen an die heißen, sehnlichen Wünsche der Knabenzeit gießen einen eigenen Zauber über die Seele des Alpenwandrer's aus. Beim Anblicke der fernen Alpen, der ersten Schneeberge, beim Pflücken der ersten Alpenrosen, beim Donner des ersten Wasserfalles, beim An-sichtigwerden der ersten Gemsen wird eine ganze Welt voll sehnsüchtiger Kinderträume wach!

Der Rand des Gletschers, den wir überschritten, war auch sonst gar sehr geeignet, Erinnerungen an die Zeit der ersten Schlittschuhe zu erwecken. Das Eis war glatt, und kleine Bächlein, durch das Abschmelzen erzeugt, rannen hier und da darüber. Man muß den Alpstock fleißig brauchen und die nägelbeschlagenen Schuhe energisch einsetzen, sonst hat man Malheur, wie unser Göttinger Freund: er glitt aus, verlor seinen Strohhut, und hurtig, ehe wir's hindern konnten, enteilte der tückische nach der Tiefe. Ein leichter Wind trieb ihn den Gletscher hinab, immer eiliger rollend und immer kleiner werdend, verschwand er unsern Augen. Einen Blick noch warf unser Göttinger Freund nach dem Grabe seines Strohhutes (an Wiedererlangung war natürlich nicht zu denken), dann schlang er kühn ein Tuch nach Frauenart um den Kopf, sich an den Arm eines stämmigen Führers hängend.

Weiter nach der Mitte zu zeigte sich das Gletschereis körnig und noch vom Winterschnee bedeckt. Dieser erfüllte auch noch alle Spalten, die sich kaum durch die Färbung bemerklich machten, ein Umstand, der unsre Wanderung außerordentlich erleichterte und außerdem gefahrlos machte. Beim Betreten des Gletschers glaubten wir die Scharte bequem in einer

halben Stunde erreichen zu können, es dauerte aber viermal so lange. So nahe erscheinen in der reinen Bergluft und beim gänzlichen Mangel eines Maßstabes dem ungeübten Auge alle Gegenstände. Doch wurde uns die Zeit nicht lang. Die Sonne fing eben an, eine milde, wohlthätige Wärme zu verbreiten, wie an einem herrlichen Frühlingstage, dazu zeigte sich die Luft so klar und rein, daß es eine wahre Wonne war, sie zu atmen. Drüben an der nahe scheinenden Felswand weidete ein Rudel Gemsen. Die scheuen Tiere, welche doch die Größe eines Rehens haben, sahen aus wie kleine Käzchen. Lange sahen wir ihren Sprüngen zu, als aber einer seiner Stockpfeife einen gellenden Ton entlockte, enteilten sie flüchtigen Fußes in ungeheuren Sprüngen und zeigten sich nicht wieder. Erstarrte Schmetterlinge (Kohlweißlinge), die auf dem Schnee lagen, erwarnten in unsern Händen und flogen dann der Tiefe zu. So passierten wir scherzend die Scharte, während der Übergang bei ungünstigem Wetter, bei Nebel und Schneegestöber leicht gefährlich werden kann.

Jenseits derselben, nachdem wir den Gletscher wieder verlassen hatten, hielten wir ein wahres Göttermahl; nicht mit einem Plaze an einer Fürstentafel hätten wir unsern Sitz vertauscht! Auf die Erde gelagert, von der zwar der Schnee erst unlängst verschwunden, über die aber trotzdem ein Tafeltuch, aus den lieblichsten und seltensten Gaben Floras gewebt, gebreitet war (aus 2—3 Zoll hohen weißen und gelben Ranunkeln mit großen Blüten, *Ranunculus rutaefolius*, *R. alpestris*, *R. montanus*, aus winzigen Steinbrechen mit weißen oder purpurroten Blüten, *Saxifraga muscoides*, *S. androsacea*, *S. Rudolphiana*, aus den roten Polstern der *Silene acaulis* und den zarten, auf saftig grünem Grunde weißen, innen gelben Blüten des Eismannschildes *Androsace glacialis*, aus azurblauen Genticanen und v. a.), vor den Augen, greifbar nahe die Bergriesen der Tauernkette und ein stattlicher Wasserfall, dessen ferner Donner in dem großartigen Schweigen, das in dieser Region herrscht, eine würdige Tafelmusik repräsentierte, im Rücken ein Gletscher, dem tiefblauen Himmel 8000' näher als daheim, umweht von lieblichster Frühlingluft, ließen wir den Becher fröhlich kreisen, tranken auf das Wohl der ferneren Lieben und bedauerten vom Herzensgrunde alle, die in jener Stunde in dumpfer Stube am Schreibpulte hocken mußten. kaum gewahrten wir, daß wir bereits sechs Stunden beschwerlichen Marsches im Rücken hatten, auch kümmerte es uns nicht, daß wir Heiligenblut noch weitere sechs Stunden entfernt wußten.

Gelig glitten wir nach beendigtem Mahle mit Hilfe der trefflichen Alpstöcke die kurz begrasteten Abhänge hinab, schmückten unsre Hüte mit

dem köstlichen Edelweiß (*Gnaphalium Leontopodium*), das in reicher Fülle dort wächst, übersprangen manchen Gletscherbach, immer dem Großglockner zueilend, der endlich, glänzend beleuchtet, in seiner ganzen Majestät vor uns stand, in Eis und Schnee gehüllt, und von ebenbürtigen Schneeriesen umgeben. An seinem Fuße liegt der riesige Pasterzengletscher, von den Anwohnern schlechtweg „die Pasterze“ genannt, sechs Stunden lang, eine Stunde breit und mehr als 600' dick. Er hat das Ansehen eines mächtigen, aufgeregten und im Augenblicke höchster Aufregung erstarrten Stromes. Das ganze Thal füllt er aus, mächtige Spalten, im herrlichsten Blau schimmernd, durchfurchen ihn, wie durch Zauberwort gebannt, hängt die stumme starre Masse in die saftigen Wiesengründe hinein, rings von einem Walle riesiger Fels-trümmer eingefäumt, die von den Felswänden niederstürzten und die nun in Gesellschaft ungeheurer Eisblöcke auf die abenteuerlichste Weise, allen Gesetzen der Statik zum Hohne übereinandergetürmt, daliegen.

Einige erklärende Worte über die Wunderwelt der Gletscher, über ihren Ursprung und ihr seltsames Fortrücken dürften hier am Platze sein.

Der Ursprung der Gletscher ist in den Regionen zu suchen, wo der körnige Firnschnee in ungeheuren Massen lagert. Die Frühlingssonne schmilzt zwar den Schnee von den Vorbergen und die Julisonne dringt siegreich bis 8000' in die Bergregion vor, wo ihr überall ein wunderlieblicher Frühling auf dem Fuße nachfolgt, indem sich die Erde augenblicklich mit tausend zierlichen Pflänzchen überzieht, welche die Schneedecke bisher schützend verborgen hatte, aber in größerer Höhe vermag sie nicht die ungeheuren Massen körnigen Firnschnees zu entfernen. Alltäglich zwar schmilzt er um die Mittagszeit auf der Oberfläche und kleine Bächlein rinnen dann aller Orten, oder das Schneewasser dringt in die Tiefe des sandähnlichen Firns ein, aber durch die häufigen Niederschläge, die in den Höhen über 8000' auch im Sommer nur in der Form von Schnee und Graupeln erfolgen, und durch die Schneemassen der steilen Hänge, die als Lawinen in die Mulden an ihrem Fuße abstürzen, türmen sich die Firnmassen immer höher auf, und unter dem gewaltigen Drucke der oberen Schichten verdichten sich die unteren Lagen zu Eis. Bringt man einen Block Gletschereis an die Sonne, so zeigt er alsbald tausend feine Haarspalten, zerfällt in zahllose Eiskörner und verrät so seinen Ursprung. Die ganze Masse endlich, oben aus Firn, unten aus Eis bestehend, gleitet aus den Mulden und von sanfteren Hängen, weiter unten den Thalzügen folgend, als zähe, plastische Masse allmählich in die Tiefe nieder und gelangt so in die Region der Alpweiden, zuweilen bis in den Wald hinab.

Felstrümmer, die auf den Gletscher niederstürzen, Signalstangen, Hütten und alle Gegenstände rücken mit in die Tiefe. So fand man die Leiter, die Saussure bei seiner Besteigung des Montblanc 1788 auf dem *Méro de glace* zurückgelassen hatte, 1832 zertrümmert an einem 14000' entfernten Punkte wieder. Die Felsen, die dem Gletscher als Unterlage dienen, und die an den Seiten werden durch das Fortrücken des Eises förmlich abgeschliffen.

Saussure glaubte die den Alpenbewohnern längst bekannte Thatfachen des Fortrückens der Gletscher lediglich als ein Herabgleiten der schweren Masse auf dem mehr oder minder geneigten Thalgrunde erklären zu können. Allein man findet, daß der Gletscher unter Umständen auch bergan fortrückt, auch entspricht die Geschwindigkeit gar nicht der Eismasse und dem Neigungswinkel. Charpentier später meinte — und dieser Meinung schlossen sich viele an — es sickere am Tage Wasser in die feinen Haarspalten des Gletschers, gefriere abends, dehne sich dabei aus, und so werde die ganze Masse durch Millionen feiner Eiskeilchen fortbewegt. Allein man wies nach, daß der Gletscher auch im Winter fortrückt, und daß das Schmelzwasser nur wenige Fuß tief in das Innere des Gletschers einzudringen vermag, während sich doch nicht bloß die Oberfläche, sondern die ganze, oft mehr als 1000' dicke Eismasse stetig fortbewegt. Die mühsamen und sorgfältigen Untersuchungen in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts erklären nun die Bewegung — so unbegreiflich dies in dem ersten Augenblicke erscheinen mag — als eine Art Fließen der ganzen Gletschermasse.

Man ist nämlich genötigt, der ganzen Eismasse eine Art Plastizität zuzuschreiben, weil sie sich, ganz wie ein Fluß, am Rande durch die Reibung aufgehalten, langsamer bewegt als in der Mitte. Der Margletscher z. B. rückt an einem Sommertage am Rande 2—5 Zoll, in der Mitte aber 11 Zoll fort.

Auf der ganzen Oberfläche und an seinem unteren Ende ist der Gletscher den ganzen Sommer über im raschen Abschmelzen begriffen, immer entspringt seinem Ende ein gewöhnlich sehr wasserreicher Bach. Die Quellbäche des Rheines, der Rhone, Nar etc. und ihre ersten Zuflüsse sind Gletscherbäche. In heißen Sommern, wie 1857, zieht der Gletscher seine kalten Fühlhörner ein, er schmiegt sich in seine engen dunklen Thalklüfte zurück. In kalten, feuchten Sommern hingegen, wie 1847 und 1860, rückt er weiter vor. Dann schiebt er oft gewaltsam seinen Trümmerwall (die Endmoräne) vor sich her, den Boden aufwühlend, Ställe, Hütten, Kapellen zertrümmern, die Matten verwüstend und hochstämmige Wälder wie schwache Halme knickend. Die Oberfläche

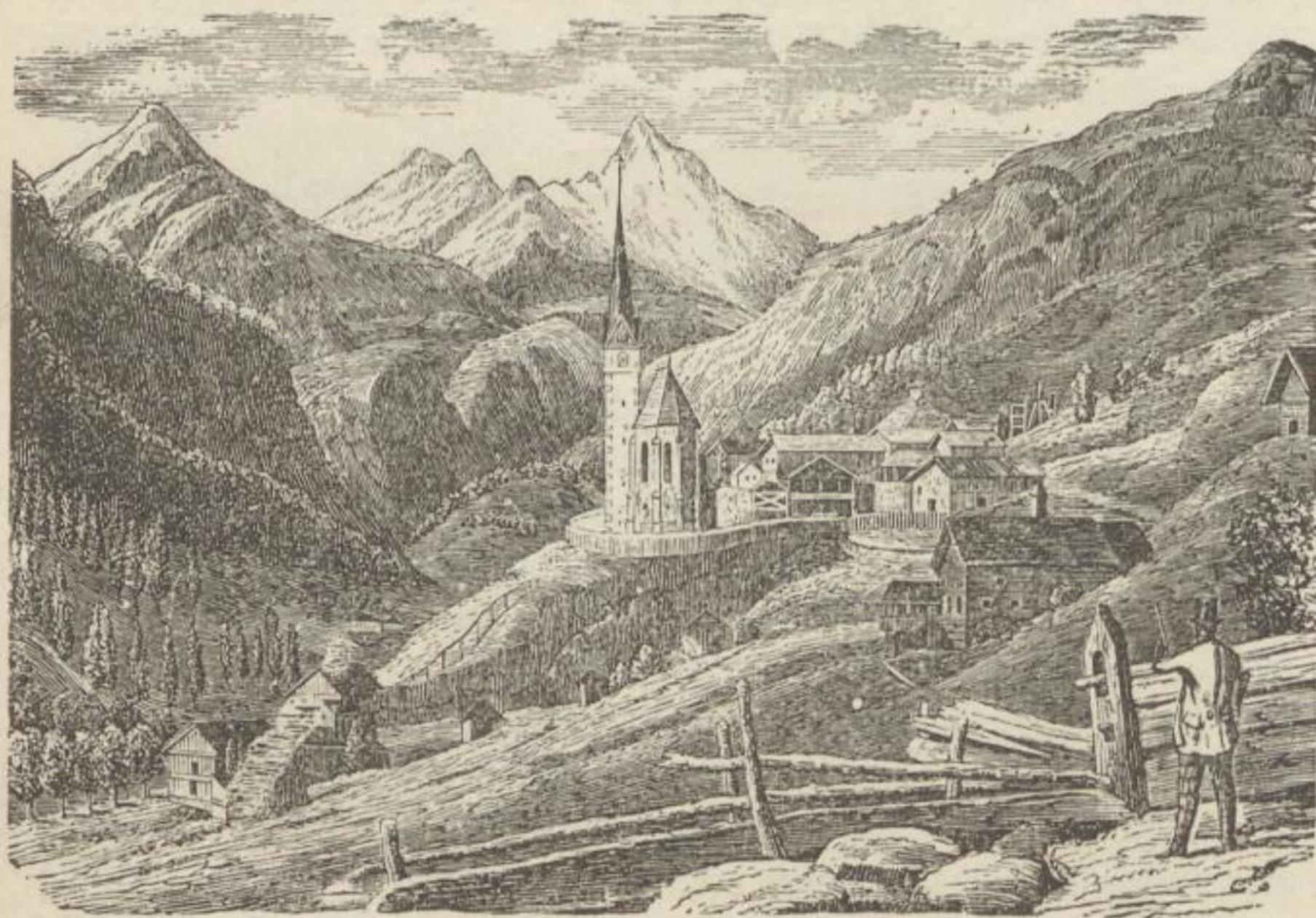
des Gletschers ist gewöhnlich von zahllosen Spalten und Klüften zerissen, die immer neu sich bilden, sich verschieben, oft trügerisch mit einer losen Schneebrücke überbaut sind und deshalb das Wandern darüber so gefährlich und beschwerlich machen. Alles, was in die Gletscherspalten fällt, Steine, tote Gemsen u., wird nach einiger Zeit wieder ausgeworfen, das heißt es erscheint in nicht langer Zeit, aber an einem tieferliegenden Punkte des Gletschers wieder an der Oberfläche. Der Grund dieser seltsamen Erscheinung ist das rasche Abschmelzen des Gletschers. Gletschereis schmilzt ungleich geschwinder, wie gewöhnliches Eis, es müssen nun Gegenstände, die z. B. 15—20' in eine Spalte fallen, wieder an der Oberfläche erscheinen, wenn das Eis bis zu dieser Tiefe abgeschmolzen ist. Dies dauert nicht allzulange, da aber die Spalte unterdessen eine Strecke abwärts gerückt ist, so erklärt sich, daß die Gegenstände nie an der Stelle, wo sie hineinfelen, sondern jederzeit weiter abwärts wieder zu Tage kommen. Versperren Felsen dem Gletscher den Weg und vermag er nicht, sie zu durchbrechen oder zu übersteigen, so fließt die Masse in einer grandiosen Eiskaskade wieder zurück; wird das Thal hingegen breiter, so breitet sich die Eismasse aus, einem Fächer gleich und in tausend Spalten zerreißend.

An dem steilen Abhange des Thales, das die Pasterze einschließt, schritten wir entlang bis zu einem Punkte, wo man den Ursprung und den größten Teil des Eismeeres übersieht. Der Punkt heißt die Franz-Josephshöhe. Bis hierher war nämlich im Jahre 1856 Kaiser Franz Joseph mit glänzendem Gefolge vorgeschritten, während die Kaiserin mit ihrem Hofstaate anderthalb Stunde weiter unten am sogenannten Brettboden, wo man den Absturz des Gletschers vor Augen hat, geblieben war.

Wir konnten unsre Augen nicht abwenden von dem erhabenen Schauspiel, von dem in Todesschweigen gehüllten Johannisberge im Hintergrunde, von der gewaltigen Gestalt des nahen Glockners, von dem Azurblau der Gletscherspalten zu unsern Füßen und von dem Blumenflor in der Nähe dieses ewigen Winters. Denn gegen die Farbenpracht dieser kleinen Zauberpflänzchen gehalten, würde selbst das strahlendste Kolorit unsrer Gemälde und Gewänder erbleichen. Alpenaster (*Aster alpinus*) mit gelber Scheibe und blauen Strahlenblumen, zarte Himmelschlüssel (*Primula farinosa*, *P. minima*), zierlicher weißer Mannsschild (*Androsace obtusifolia*), hochgelbe Sonnenröschen (*Helianthemum oelandicum*), Goldfingerfrau (*Potentilla aurea*), dessen Blattadern von silberglänzenden Seidenhaaren eingefast sind, Berghauslaub (*Sempervivum montanum*), mit großen lilafarbenen Blüten, leuchtendblauer, reichblütiger Schneeeuzian

(*Gentiana nivalis*), dunkelblauer Ehrenpreis (*Veronica bellidioides*, *V. saxatilis*), wunderbar zierliche, rötliche Alpenglöckchen (*Soldanella alpina*, *S. minima*), große bärtige Glockenblumen (*Campanula barbata*), kleine Teufelskrallen (*Phyteuma pauciflorum*, *Ph. hemisphaericum*), weißgelbes, purpurrotes und hochrotes Szepterkrant (*Pedicularis tuberosa*, *P. recutita*, *P. Jaquini*), düstere Bartsien (*Bartsia alpina*) und zahlreiche andre bilden den unvergleichlichen Teppich. Mit Bewunderung pflückt man die 1—4 Zoll hohen blühenden Gletscherweiden (*Salix reticulata*, *S. herbacea*) — ein ganzer Weidenbaum mit Blütenfächchen, 1—4 Zoll hoch!

Unser Weg führte uns dann an der Hütte vorbei, in der die Gebrüder Schlagintweit bei ihrer bekannten Untersuchung der Pasterze kampiert haben. Weiterhin sahen wir den jähren Absturz des Gletschers und hörten die Möll, die dem Fuße desselben enteilt, in jugendlichem Ungestüm brausen. Die Region der Alpenrosen und des Knieholzes war rasch durchschritten, dann öffnete sich das Thal und



Heiligenblut

mit seiner zierlichen gotischen Kirche inmitten der malerischen Häusergruppe in unbeschreiblicher großartiger Umgebung lag vor uns. Noch wars aber nicht erreicht. Manche steile, holprige, unbequeme Strecke Weges war noch zu passieren. Da brauste aber der Leiterfall von einer 500' hohen

Felswand hernieder, und das gewaltige Gebirgs panorama vor unsern Augen verſcheuchte alle Gedanken an Ermattung. Raschen Fußes, wie man nach langer Entfernung die heimatliche Schwelle überschreitet, betraten wir das freundliche gastliche Wirtshaus, von den Wirtslenten wie längst erwartete liebe Gäste aufgenommen. Sie wissen es: wer die Schwelle des Heiligenbluter Gasthauses überschreitet, hat einen langen, beschwerlichen Weg hinter sich, er mag über die Pfandelscharte, über's Hochthor, über die Mauriser Gletscher oder von Döllach herauf kommen, und ein freundlicher Empfang thut ihm in der Seele wohl!

Der überaus freundliche und gefällige Pfarrer Urschitz verſah unsern hutlosen Göttinger mit einem alten, spitzen, schwarzen (seiner demokratischen Gesinnung entsprechenden) Filzhute, denn in einem 4500' hoch gelegenen einsamen Alpendorfe sind so luxuriöse Dinge wie Hüte nicht käuflich zu haben, obwohl der eine Kramladen die verschiedensten Dinge birgt.

Lustig prasselte das Küchenfeuer, behaglich streckten wir die ermüdeten Glieder, köstlich mundete das treffliche Döllacher Bier und abermals der dampfende Gamsbraten. Noch manches fröhliche Wort wurde gewechselt, auch allerhand Pläne für die nächsten Tage geschmiedet, bevor wir unser Nachtlager aufsuchten.

Flüchtig zogen noch einmal die Wundergebilde des verflossenen Tages an der einschlummernden Seele vorüber. Die Felshörner und die Schneeriesen, die blumengestickten Matten und die flüchtigen Genssen, bis alle Gebilde zusammenflossen in das Azurblau von Millionen Gletscherspalten.

(Erzgebirgische Hausblätter 1862 Nr. 2.)

4. Zwei Tage am Pasterzengletscher. Von Heiligenblut über Gastein nach Salzburg.

Frühmorgens, nachdem ich hastig eine Doppelportion gerösteter Brotschnitten nebst einem Glase Kaffee — der nebenbei gesagt ein ganz andres, weit edleres Getränk zu sein schien als das, was man weiland in der alten Chemnitzer Postpassagierstube unter demselben Namen erhielt — zu mir genommen hatte, litt es mich nicht eine Minute länger in der engen Stube, es zog mich mit unwiderstehlicher Gewalt wieder in die Nähe des Glockners. Der Wiener traf Vorbereitungen zu einer Glocknerbesteigung, der ältere der Prager Brüder war infolge des gestrigen Marsches invalid, und der Göttinger reiste weiter. So trollte ich allein,

mit etwas Proviant und Löschpapier zum Pflanzentrocknen beschwert, ans Ufer der Möll hinunter, dann wieder hinauf im grünen Walde, oft lange um mich schauend, um mit vollen Zügen das großartige Naturbild in die Seele aufzunehmen.

Könnte der freundliche Leser, der nie die Alpenwelt geschaut, nur einen Blick in ihre Herrlichkeit werfen, wie sie sich um Heiligenblut offenbart, ein Ausruf des tiefsten Staunens und der höchsten Bewunderung würde sich seiner Brust entringen, selbst wenn seine Heimat im höchsten Teile des Erzgebirges liegen sollte. Dort, wo ich im Schatten einer Felswand saß, angesichts des majestätischen Leiterfalles, dessen Brausen einzig und allein das erhabene Schweigen der Natur unterbrach, mochte ich mich nahezu in der doppelten absoluten Höhe des Fichtelberges befinden.

Ich saß lange, denn ich hatte einen großen Schatz gesammelter Pflanzen zu bestimmen und sorglich einzulegen, je ein Exemplar für mich und eins für meinen früheren Lehrer Ruffany, dem ich dadurch eine kleine Freude bereiten zu können glaubte, was mir die an sich angenehme Arbeit in so entzückender Umgebung noch lieber machte.

An dem sogenannten Brettboden, das ist an der Stelle, wo man den jähen Absturz des Pasterzengletschers scheinbar ganz nahe vor sich hat, ging ich vom Wege ab, um den Eisriesen in der Nähe zu sehen. Ein Unternehmen, das ich beinahe hätte teuer büßen müssen. Es ist nicht geraten, im einsamen Hochgebirge, wo man halbe Tage lang keinem Menschen begegnet — seit sechs Stunden hatte mich weder Mensch noch Tier in meinen Betrachtungen gestört, obwohl ich bisher immer auf dem Wege geblieben war — allein vom Wege abzugehen. Ich erreichte zwar den Rand des Gletschers unweit des fürchterlichen Absturzes, nachdem ich mit Händen und Füßen über eine feuchte, abschüssige Stelle gekrochen war, wo der Glimmerschiefer ganz bloß lag, ich kletterte auf die Moräne, sah die ungeheuren Blöcke, die regellos sich übereinander türmen, ich sah die aufgestauten Eismassen, ungeheuerlich zerklüftet und in endloser Ausdehnung, ich sah, wie sich das organische Leben bis an diese Schauerstätte herandrängt, wie auf der feuchten Erde der Moräne zwischen den Felsblöcken Alpenglöckchen und Hahnenfuß, Himmelschlüssel und andre zarte Pflanzengebilde voll Farbenslut in unmittelbarer Nähe dieses ewigen Eises blühen, ich konnte sogar eine sehr große Strecke am Rande des Gletschers vordringen, endlich kam ich aber an eine Stelle, wo haus hohe, unterhöhlte Eismassen, an die steile Thalwand gelehnt, jedes weitere Vordringen unmöglich machten. Um den weiten beschwerlichen Weg bis an den Brettboden nicht rückwärts machen zu müssen, entschloß ich mich, etwas weiter zurück eine Erklimmung der Thalwand, die unten aus

abshüssigem nackten Glimmerschiefer, weiter oben aus Rasen bestand, zu versuchen. Ich band meine Tasche samt meinen Pflanzen, die ich nicht opfern wollte, auf den Rücken, sprach ein zuversichtliches Worts Gott! und begann auf Händen und Füßen die Auffahrt. Erst nach vielfachem Lavieren erreichte ich, fast verzagend die Höhe, eine blumenreiche Matte. Am beschwerlichsten war das Aufsteigen auf dem glatten abshüssigen Rasen, ich konnte keinen festen Fuß fassen, sondern mußte bei jedem Schritte den Stachelstock mit beiden Händen förmlich einrammen, um mich dann wieder ein Stück daran in die Höhe zu ziehen.

Meiner Frau mag ich diese Fahrt nicht erzählen, sie würde mir gerechte Vorwürfe machen, denn wäre ich ausgeglitten und an den Gletscherrand gerutscht, so ist es zu bezweifeln, ob mein Hilferuf das Brausen der nahen Möll übertönt und in dieser Einsamkeit an eines Menschen Ohr gedrungen wäre.

Frohen Herzens dankte ich Gott, als ich meinen Fuß auf die lachende Matte setzte, mit dem festen Vorsatze, künftig hübsch auf dem Wege zu bleiben.

Bei der Musterung, die ich über mich und meine Siebensachen hielt, stellte sich heraus, daß manches zwar etwas mitgenommen, aber daß alles noch ganz war, auch meine Pflanzen waren gerettet und nur meinen letzten Bleistift hatte ich verloren. In meiner Lage ein ganz empfindlicher Verlust, da er mich in Bezug auf das Merken der vielen mir bis dahin ganz fremden Pflanzennamen einzig auf mein Gedächtnis verwies — eine ganz fatale Sache in unsrer hochzivilisierten Zeit, wo man von Kindesbeinen an gewöhnt oder vielmehr verwöhnt wird, alles, was man gelernt hat, in saubere Hefte einzutragen, wo in den Augen der meisten Lehrer das nicht in der Welt, das heißt in diesem Falle, nicht in den Köpfen der Schüler ist, was sie nicht in ihren Heften haben.

Nachgerade verspürte ich auch einen gewaltigen Hunger, und da ich die Hütte, bei der wir gestern bereits vorbeigekommen waren und in der ich zu übernachten gedachte, in nicht großer Entfernung vor mir liegen sah, so setzte ich mich an den schäumenden Gießbach und sprach meinem Schinken und Brote mit einem Schlucke österreichischen Landweines recht tapfer zu.

Während dieser nützlichen Beschäftigung hatte ich nicht bemerkt, daß ein Gewitter im Anzuge begriffen war. Der Wind, der sich plötzlich erhob und der mir beinahe meine Pflanzen weggefegt hätte, machte mich aufmerksam, und ich erreichte gerade noch die Hütte, ehe das Unwetter losbrach. Die Hütte war leer und ich setzte mich auf die Bank am Eingange. Geisterhaft segten die Wolken in ungeheuren Fetzen an den nahen

Höhen hin, immer näher kamen sie der Hütte, die sie endlich ganz einhüllten. Dann goß der Regen in Strömen hernieder, der Sturm rüttelte an dem mit Steinen beschwerten Dache, und das Rollen des Donners hallte mit ungeheurer ganz unbeschreiblicher Wucht in den Bergen wieder. Es wurde mir fast bange, so allein zu sein in diesem gewaltigen Aufruhr der Elemente. Da kam endlich der Eigentümer der ärmlichen Hütte, eine hagere, wettergebräunte Gestalt, namens Wallner, mit einem Bunde Reißholz auf dem Rücken, das er in der tief unten liegenden Waldregion geholt hatte. Er stellte mir sein Hotel zur Verfügung, das noch viel einfacher angelegt war, als die Almhütte auf dem steinernen Meere (siehe Alpenbilder 2), dann ging er noch einmal weg, um seine Kühe und Ziegen zu melken. Unterdessen wurde es dunkel, das Gewitter verzog sich rasch, wie der wetterkundige Wallner vorausgesagt, nur einzelne Blitze erleuchteten noch von Zeit zu Zeit magisch den gerade der Hütte gegenüber in tausend und abertausend Spalten zerklüfteten Gletscher; dann rollte der Donner ferner und ferner, aber immer noch so gewaltig, wie ich es nie gehört.

Mit einer großen Gelte frischer Milch kam mein Wirt wieder, die über dem hellen Feuer in der Hütte alsbald gesotten wurde. Wir schlossen die Thüre, da es anfing, empfindlich kühl zu werden, und überließen es dem Rauche, sich durch die zahlreichen Spalten der Hütte einen Ausweg zu suchen. Ich erquicke mich an einer selbstbereiteten heißen Milchsuppe, während mein Wirt Vorbereitungen zum Kochen seines Leibgerichtes traf. Es waren „Knödel“, nahe Verwandte der boigtländischen Klöße, die in ganz Salzburg u. das Leibgericht des Volkes zu sein scheinen, weshalb ich nicht unterlasse, zu Nutz und Frommen meiner geneigten Leserinnen die Zubereitung derselben zu beschreiben, wie ich sie 7000 Fuß über dem Meerespiegel von einem Manne gesehen, der jährlich vier bis fünf Monate, fast abgeschieden von der Welt, nur mit der Pflege seiner Wiederkäuer beschäftigt, in einsamer Hütte lebt und dessen Kochkunst jedenfalls in der Knödelbereitung gipfelt. Mein Wirt rührte Mehl mit Wasser und Milch zu einem Teige an, schnitt Stücke geräucherten Fleisches ab, das er von der Mauer unter dem Dache herunternahm, und knetete sie hinein, dann legte er locker abgerissene Stücke von diesem Kompositum so lange in siedendes Wasser, bis sie in die Höhe kamen. Als Zugemüse diente Sauerkraut. Da ich Kollisionen mit der genossenen Milch fürchtete, auch kein Verehrer von Klößen und kloßartigen Gebilden der Kochkunst bin, so schlug ich die Einladung zum Mitessen aus, was ich bedauere, da ich nun nicht sagen kann, wie Kärnthner Knödel schmecken. Jedoch nach der ungeheuern Menge zu urteilen, die mein Wirt, der

allerdings für heute seine Hauptmahlzeit hielt, verzehrte, müssen sie sehr gut schmecken.

Bevor wir unser Nachtlager auffuchten, das in der hintern Hälfte der Hütte in Form eines Heuhaufens, der auf einer Erhöhung lag, auf uns wartete, trat ich noch einmal ins Freie.

Der Himmel war wunderbar klar und rein und schimmerte in unbeschreiblicher Sternenpracht. Mir dünkte es, als sähe ich auf dem tiefdunkeln Grunde unendlich viel Sterne mehr als daheim. Der Gletscher leuchtete geisterhaft im schwachen Sternenlichte herüber, mit Grauen dachte ich daran, wie ich seiner gefährlichen Nähe entronnen war. Der nahe Glockner und die Felszacken machten einen gewaltigen, fast erschütternden Eindruck auf die Seele. Und doch hätte ich noch lange dem in der Stille der Nacht verstärkten Tosen des nahen Gießbaches lauschen mögen, wenn mich nicht die ganz empfindliche Kälte in die rauchige Hütte zurückgetrieben hätte.

Die Nachtoilette war bald gemacht. Ich legte Brille, Uhr und alles Verlierbare aus den Taschen ab und wühlte mich dann so tief als es ging ins frische Heu und schlief köstlich, bis die ersten Sonnenstrahlen durch die Dachspalten drangen.

Mein Nachbar war bereits, ohne daß ich es bemerkt hatte, aufgestanden und an sein Tagewerk gegangen. Als ich vor die Thüre trat, war das nächtliche Bild verschwunden, hatte aber einem freundlicheren Platz gemacht: Gletscher, Felszacken, Schneeberge und Matten prangten im verjüngenden Morgenlichte. Ich beeilte mich, mir den Schlaf am nahen Bergquell vollends aus den Augen zu waschen, trank vom frischen Wasser und aus meiner Feldflasche und nahm als Morgenimbiß ein Stück vertrocknetes Brot mit Schinken zu mir.

Dann ging's aus Pflanzen sammeln. Zauchen und jubeln hätte ich mögen vor Lust! Der ganze unendliche Reichtum an Alpenpflanzen, der vor mir ausgebreitet lag, war ja mein, ich brauchte nur meine Hand auszustrecken danach. Jeder für Naturgenuß Empfängliche wird begreifen, daß mir die Stunden in diesem Schwelgen, worin mich niemand störte, nur zu rasch verflogen.

Als ich mich von meinem freundlichen Wirte verabschieden wollte, erschien ein Wiener Nabob zu Pferde mit einem jüngeren Begleiter und zwei Führern. Das Pferd, das der ältere Herr ritt, war nach der Aussage des Führers natürlich dasselbe, das auch den Kaiser Josef hierher getragen hatte. Der sehr wohlbeleibte Herr zu Pferde, den Hut mit einem wahren Busche von Alpenrosen und Edelweiß besteckt, machte einen unendlich komischen Eindruck in dieser Umgebung. Wir traten den Rückweg

nach Heiligenblut gemeinschaftlich an. Das Schillersche Distichon auf die „Donau in Osterreich“ wollte mir gar nicht aus dem Sinne:

Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Phajaken,
 Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß.

Herzlich bedauerte mein vielgereister Gefährte, daß man um Heiligenblut noch so weit hinter der Schweiz zurückstehe. „Sehn Sie, an solchen Punkten stehen dort die bequemsten Hotels, die Wege sind gut, an den Punkten, wo schöne Aussichten sind, bezahlt man Entree, es bläst einer auf einer Schalmel, das kostet so und so viel, 's hat halt alles seine Tax'.“ Gott bewahre unsre deutschen Alpen vor diesen Schweizer Hotels mit all ihrem Zubehör! Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort:

„Die Natur ist vollkommen überall,
 Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.“

Ein „Hotel zum Pasterzengletscher“ wäre entsetzlich. Für Wege und Stege könnte allerdings hier und da etwas mehr geschehen, denn der Weg von der Pasterze nach Heiligenblut ist an manchen Stellen nicht nur sehr unbequem, sondern hier und da durch abschüssigen, nassen Felsboden sogar nicht ungefährlich zu passieren, und über die tosenden Gießbäche liegt irgend ein nicht immer ganz taftester Baumstamm, den man nur dann ohne Zagen überschreitet, wenn man in der Jugend viel auf Bauholz, Scheunenbalken zc. herumgelaufen ist. Da dies bei mir der Fall ist, so war ich immer zuerst und ungefährdet drüber und konnte dann mit ansehen, wie der „Dicke hoch zu Rosse“ abstieg und von zwei Führern hinüberbugsiert wurde, während der Gaul durch das Wasser getrieben wurde. Es war höchst ergötzlich anzusehen.

Die Führer hatten erzählt, daß der Wiener Doktor gestern abends trotz des Gewitters mit drei Führern aufgebrochen sei, um in der Leiterhütte zu übernachten und bald nach Mitternacht die Fahrt auf den Großglockner zu wagen, auch daß man die vier früh von Heiligenblut aus mit Fernröhren bei dem Erklimmen der Spitze beobachtet habe. Ich war der Gesellschaft etwas voraus und traf das kühne Bierblatt gerade, wie es von der Leiterhütte kommend ins Möllthal hinabstieg, alle ganz verbrannt von der Sonne. Da gabs ein herzliches Händedrücker und ein lebendiges Erzählen der überstandenen Gefahren, denn so eine Glocknerbesteigung ist und bleibt ein sehr gefährliches Unternehmen.* An schauerlichen Abgründen vorbei führt der Weg, den man oft mittels in das Eis gehauener Stufen bahnen muß, über Schneefelder und Felsgrate hinweg geht es, wo loser Schnee trügerisch tiefe Spalten verbirgt. Der Vorführer, auf dessen Muskelkraft, Unererschrockenheit und Orts-

* Damals glaubte ich nicht, daß ich einmal selbst den Glockner zc. besteigen würde.

kenntnis alles ankommt, war aber auch ein wahres Brachteremplar von einem Führer, jung, kräftig, in blühendster Gesundheit. Da es die erste diesjährige Glocknerbesteigung war, so empfing man die glücklich Heimkehrenden wie Sieger, die aus blutigem Kampfe heimkehren, mit Böllerschüssen, die wie ungeheurer Schlachtendonner in den Bergen wiederhallten. Der Wirt und der Pfarrer kamen ihnen mit herzlichen Glückwünschen entgegen, beide hatten in ihren trefflichen Fernröhren das gefährliche Erklimmen der Spitze beobachtet. Der Pfarrer sagte: „Ich bin des Todes erschrocken, wie ich plötzlich einen von den vieren verschwinden sah“ — der Wiener war in eine mit Schnee bedeckte Spalte gefallen, hatte sich aber auf seinen Alpstock stützen können und nur die Steigeisen verloren — „dann sah ich, wie alle einen Knäuel bildeten, der sich erst nach und nach entwirrte; wie ich später alle vier wieder hintereinander sah und jeden auf seinen eigenen Füßen, war ich herzlich froh.“

Mit großem Interesse betrachteten wir ein Stück Felsen (Chlorit-schiefer) von Deutschlands höchster Spitze* und hörten die lebendige Schilderung von der Riesenaussicht dort oben, wo das Auge nur ein unendliches Meer von Bergspitzen überschaut, hoch über dem Treiben der Welt.

Am folgenden Morgen nahm ich mit den beiden Wienern von gestern Abschied von dem lieben Heiligenblut. In Begleitung eines Führers und zweier Träger stiegen wir dem „Hochthore“ zu, einem 8060' hohen Pässe. Kurz vor dem Übergange sahen wir den Großglockner zum letzten Male, er verschwand hinter einer Felswand.

Auf der Paßhöhe erfreuten wir uns wieder der großartigsten, köstlichsten Aussicht und des Anblickes der niedlichsten, reizendsten Flora zwischen Trümmern und Schuttmassen, die, auch ohne die Erzählung der Führer von zahlreichen hier vorgekommenen Unglücksfällen, deutlich ver-raten, wie ungezügelt die entfesselten Elemente mitunter hier toben mögen.

* Bekanntlich hielt man den Ortler in Tirol bis in die neuere Zeit für den höchsten deutschen Berg; nach neueren Untersuchungen ist er jedoch nur 12050 Pariser Fuß hoch, also 108' niedriger als der 12158 Fuß hohe Großglockner. Nach der Aussage des Heiligenbluter Pfarrers darf man jedoch in Tirol den Glockner nicht den höchsten deutschen Berg nennen, wenn man sich nicht Unannehmlichkeiten aussetzen will. Es geht den guten Tirolern wie den Umwohnern des Chimborazo, die sich nach Humboldts Erzählung auch nicht dazu verstehen wollen, einen andern Berg als ihren Chimborazo als den höchsten der Erde anzuerkennen. — Bekanntlich hat sich herausgestellt, daß der Chimborazo, den man allerdings eine zeitlang für den höchsten Berg der Erde hielt, nicht einmal der höchste Berg in Amerika ist. — Sie machten ein ganz ungläubiges Gesicht, als Humboldt seine lehrerische Meinung äußerte, waren sehr unangenehm davon berührt und lenkten das Gespräch rasch auf andre Dinge. — Inzwischen ist der Ortler wieder in seine früheren Rechte eingesetzt worden.

Auf der andern Seite herabsteigend, hatten wir noch nicht die ersten Almhütten wieder erreicht, als der Regen anfing, in Strömen niederzulinfließen. Im einsamen, unfreundlichen Tauernhause des Seidlwinkelthales hielten wir kurze Rast. Der Regen schien nachlassen zu wollen, fing aber bald heftiger denn zuvor wieder an. Von allen Seiten stürzten Gießbäche in das enge Thal hernieder und überschwemmten den Weg, zum Überflusse mußten wir uns noch durch eine Herde von 200 Stück Ochsen drängen, die nach Salzburg getrieben wurden, und über verschiedene Gatter klettern. Ich blieb in Wörth, die beiden Wiener fuhren noch nach Mauris.

Beinahe hätte mir der sechsstündige heftige Regen alle meine Pflanzen verdorben, sie steckten mitten in der Wäsche und die war bereits naß. Der herrliche Sonnenschein am nächsten Vormittage trocknete jedoch alles wieder. Abends mußte ich „halt a Fastenspeis' essen“, so unlieb mirs war.

Als ich früh nach dem nahen Bucheben kam, war eben die Messe zu Ende, und die Bauern füllten das Wirtshaus, so daß ich fast keinen Platz finden konnte. Erst nach vielfachen Bemühungen erhielt ich einen Führer nach Gastein. Die vielen jungen Leute, die ich fragte, wußten nichts vom Wege dahin. „I war no nit in der Gastein“ war die Antwort, sie wußten nicht, obs rechts oder links läge. Mein Führer war aber ein gar prächtiger Mann, der mir den beschwerlichen Weg durch sein Geplauder angenehm verkürzte. Er führte mich durch Dick und Dünn, durch Wald und über Matten, durch Gestrüpp und Alpenrosen (hier *Rhododendron ferrugineum*, das ich zum ersten Male fand, alle Alpenrosen, die ich bis jetzt gesehen hatte, gehörten zu *Rhododendron hirsutum*) bis auf die 6500' hohe „Stanz“, von der man die Höhen des berühmten Gasteiner Thales sieht. Dort schieden wir, da ich meinen Weg nun allein finden konnte. Nach einer halben Stunde steilen Niedersteigens erreichte ich das Angerthal; ein schmaler Weg führte mich abwärts an zahlreichen Almhütten vorbei schnurstracks auf die blendendweiße Gastein-Salzburger Straße. Es war herrlich niederzusteigen in das lachende Thal. Hofgastein lag mir gerade zu Füßen, als ich das erste Mal bis auf die Thalsohle blicken konnte, und ich förderte, um rascher hinunterzukommen, meine Schritte so, daß ich den Donner der wasserreichen Gasteiner Ache, die mitten in Wildbad Gastein 500' in zwei Absätzen niederstürzt, weit eher hörte, als ich gehofft hatte. Ich kam gerade zu rechter Zeit, um die zahlreiche, glänzende Badewelt im Genuße eines herrlichen warmen Sonntagabends mit Muße betrachten zu können.

Man hat ein eigentümliches, wunderliches Gefühl, wenn man plötzlich wieder in die größte Zivilisation, unter so viele Herren im Frack und

Damen im Sonntagskleide mit Reifröcken hineinkommt, nachdem man acht Tage teils allein in der großartigsten Natureinsamkeit, teils unter Leuten gelebt hat, die der Natur um ein gut Teil näher stehen, als eine fashionable Badegesellschaft, die größtenteils gekommen ist, um ihre Sünden gegen die Natur in den heißen Quellen dieses rauhen Erdwinkels abzuwaschen. Ich sehnte mich nach dem Großglockner zurück, obwohl mir's angenehm war, seit acht Tagen zum ersten Male wieder eine Postanstalt zu treffen, der ich einen Brief übergeben konnte. Trotzdem, daß mein Zimmer nach dem Wasserfalle hinauslag, dessen Tosen anfänglich fast betäubend wirkt, schlief ich recht gut, besah am andern Morgen die oft beschriebene, aber unbeschreiblich großartige, wildromantische Umgebung des Bades, und wanderte dann hinaus nach dem viel berufenen „Naßfelde“. Es ist dies ein hochgelegenes, großartiges Alpenthal mit zahlreichen Almhütten, in denen aber trotz des Mangels jeder Bequemlichkeit für die Bedürfnisse der einsprechenden reichen Badegäste an Wein u. reichlich gesorgt ist, wofür sie wie in einem Pariser Hotel bezahlen müssen. Man sieht sich seine Leute an. Meine Nachbarn in der elenden, aus etlichen alten Brettern errichteten Bude neben der Almhütte, eine vornehme Dame mit ihrem Sohne, die mit Führern und Pferden von Gastein herauf gekommen waren und die bei großer Liebenswürdigkeit nicht recht zu begreifen schienen, wie man seinen eigenen Füßen so viel zumuten könne, wie ich, mußten für dieselben Genüsse mindestens das Dreifache von dem bezahlen, was man mir schlichtem Fußgänger abverlangte.

Der Weg von dem gegen 6000' hoch liegenden Naßfelde, das von der jungen Gasteiner Ache durchströmt wird, durch die ganze „Gastein“ bis zur Mündung der Ache in die Salzach bei Lend in einer Meereshöhe von 2000' ist für den Fußwandler unbeschreiblich reizend und wenig beschwerlich; es geht fast immer bergab, und in dem engen Thale hat man bis früh 10 Uhr und nachmittags von 3 Uhr an Schatten. Noch vor Wildbad bildet die Ache im engen, von der üppigsten Vegetation strotzenden Thale zwei köstliche Wasserfälle, den Bärenfall und den Kesselfall. Neben dem Bärenfalle gleitet der Schleierfall, der Abfluß eines auf der Höhe liegenden Sees, an der 250' hohen Thalwand wie ein köstlicher, weißseidner Schleier, vom Winde leicht bewegt und leise rauschend, herab und bildet einen wunderbaren Gegensatz zu dem wildrasenden Bärenfalle.

In Bockstein sind große Boh- und Waschwerke, zu dem alten, jetzt wenig ergiebigen Goldbergwerke auf dem 8500' hohen Radhausberge gehörig, die unsern erzgebirgischen auf ein Haar gleichen. Halsbrecherisch anzusehen ist es, wie Menschen und Material nach dem hohen Bergwerke

in Wagen, die auf Schienen laufen, an dem steilen Berge durch ein mächtiges Wasserrad hinaufgezogen werden.

Wildbad verließ ich noch am Spätnachmittage, kam bis Dorf Gasten und durchschritt dann am folgenden Morgen den berühmten Kammsteinspaß. Dort treten die grotesken Kalkfelsen auf einer Strecke von fast einer Stunde so nahe aneinander, daß sich kaum die schäumende Ache durchzwängen kann. Die Fahrstraße ist mit ansehnlichen Kosten große Strecken ganz in Felsen eingesprengt. Steil führt sie zuletzt hinab ins Salzachthal, wo die Ache noch unmittelbar vor ihrer Einmündung in die Salzach ihren letzten kühnen Sprung wagt. Ungern kehrte ich der wilden Gebirgstochter den Rücken, in das Salzachthal einlenkend.

Da waren tausend Hände eifrig mit Erntearbeiten beschäftigt. Man schneidet im Salzburgischen nur die Ähren mit Sichel ab, das Stroh bleibt stehen und wird später mit dem dazwischen wachsenden Klee zugleich gemäht. Die zusammengebundenen Ährenbüschel werden auf besonderen Holzgerüsten zum Trocknen aufgesteckt.*

Stellenweise fahrend, passierte ich Schwarzach, wo die Salzburger protestantischen Bauern an einem Tische, den man noch zeigt, Salz geschleckt haben, zum Pfande, daß sie fest zusammenstehen wollten gegen die Versuche, sie in den Schoß der allein selig machenden Kirche zurückzuzwingen (1731). Ferner das freundliche S. Johann, Bischofshofen und Werfen. Mein Nachtquartier schlug ich in einem alleinstehenden Gasthose am Eingange des Luegpasses auf, der 1809 Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen Tirolern und Bayern war, auch gegenwärtig besetzt ist. Das ist eben das Vorrecht des Fußwandrers, zu bleiben, wo es ihm gefällt. Nie werde ich jenen Abend vergessen, an dem ich vor der Thür jenes Gasthofes saß, mitten im Abendgetriebe einer rührigen Alpwirtschaft. Das Thal lag längst im tiefsten Schatten, nur die höchsten Kanten der steilen Kalkfelsen waren noch eine kleine Weile beleuchtet. Auch ihr Glanz erlosch, und nur die fernen Schneeberge im Süden erglühten noch im Strahle der Abendsonne. Tiefer Friede war über die ganze Natur ausgegossen. Längst war das Glühen der fernen Schneehäupter verblichen, Kinder und Gefinde waren schon zur Ruhe, als ich mich entschließen konnte, mich von der Steinbank am plätschernden Brunnen zu trennen, um Kräfte zu sammeln für den letzten Tag meiner Fußwanderung.

In der Frühe durchzog ich den poetischen Luegpasß. An der engsten Stelle, wo die Kanonenschlünde einer Batterie dem Wanderer bei einer Biegung der Straße entgegengähnen, treten das Hagen- und Tännengebirge einander bis auf 45' nahe. Ich verließ die in Felsen gesprengte

* Das Bild auf Seite 200 zeigt rechts von den Häusern solche Gerüste.

Straße und stieg hinunter an das Ufer der Salzach, die sich wild im engsten Bette zwischen und unter kolossalen Felsen, „Öfen der Salzach“ genannt, einen Weg bahnt unter wütendem Schäumen und mit türkischer Schnelle. Mit Grausen schaut das Auge von den Holzbrücken nieder in die aufgeregte Tiefe.

Gegen Mittag sah ich noch den von Salzburg aus vielbesuchten Gollinger Wasserfall in seiner romantischen Waldschlucht. Infolge seiner Wasserarmut, die im Hochsommer einzutreten pflegt, da er nicht von Gletscherbächen gespeist wird, machte er keinen sonderlichen Eindruck auf mich, das Brausen des Leiterfalles, der Achenfälle u. hastete noch zu frisch in meinem Gedächtnisse.

Als ich am andern Morgen aus dem Kopfe der Bavaria auf der Theresienwiese bei München nach den Alpen hinausschaute, da lagen sie, weil der Horizont trotz des fürchterlichen Gewitters während der gestern-abendlichen Eisenbahnfahrt dunstig war, in weiter Ferne als kaum erkennbarer Nebelstreif.

Ich aber fühlte, daß das Wort: „Unter Palmen wandelt keiner ungestraft“ im vollsten Sinne auch auf die deutschen Alpen anzuwenden ist.

(Erzgebirgische Hausblätter 1862 Nr. 3)

12. Über einige wenig bekannte Punkte in den deutschen Alpen (1864).

1. Steinernes Meer. Selrain- und Stuibenthal. Ramoljoch und Muth bei Gurgl.

Eine Fußreise durch einen Teil der Alpen ist ohnstreitig das für Leib und Seele vorteilhafteste, was ein Mann, den sein Beruf für gewöhnlich an das Zimmer fesselt, unternehmen kann, vorausgesetzt daß er ein Paar rüstige Füße besitzt und ein offnes Herz (womöglich auch ein wenig Verständnis) für die Natur. Leider besitzen wir noch kein Reisehandbuch, das auf Naturkunde die gebührende Rücksicht nähme, so ist die Mehrzahl der Reisenden gezwungen, sich an die in den bekannten Reisehandbüchern von Bädeler, Grieben u. vorgezeichneten Touren zu halten. Es ist zwar kein Zweifel, daß die meisten, wenn sie einigermaßen vom Wetter begünstigt waren, reichbeglückt, ja entzückt heimkehren, und doch haben sie eine Menge der allerschönsten Dinge, die seitwärts von den üblichen Routen liegen, nicht gesehen. Ich aber hatte das Glück,

bei meinen wiederholten Ausflügen in die deutschen Alpen in der Person des berühmten Geoplastikers Franz Keil in Salzburg* einen Berater zu finden, wie der Naturfreund nicht leicht einen zweiten antrifft. Ich bin mir bewußt, gerade an mehreren wenig bekannten und besuchten Örtlichkeiten Höhenpunkte des allseitigsten Naturgenusses erlebt zu haben, und es erscheint mir fast als Pflicht, einiges darüber zu Nutz und Frommen derer, die alljährlich mit empfänglichem Herzen und frischem Mute die deutschen Alpen besuchen, zu veröffentlichen.

1. Das steinerne Meer bei Berchtesgaden war die erste bedeutendere Höhe, die ich vor wenigen Jahren in Gesellschaft von zwei andern Neulingen im Alpensteigen glücklich überschritt, und zwei Jahre später bin ich noch einmal in einer etwas andern Richtung darüber gewandert, ebenfalls wieder mit zwei Novizen im Bergsteigen. Beide Male hat es nicht an gutgemeinten Warnungen gefehlt, das „Wagnis“ ja zu unterlassen; das eine Mal namentlich von Seiten eines Lehrers aus der nächsten Umgebung des steinernen Meeres, das andere Mal von „einem, der die Alpen seit den 30er Jahren nach allen Richtungen durchwandert“ haben wollte. Da beide meine kühle Frage, ob sie oben gewesen seien? trotz aller angehängten „Aber“ doch mit „Nein“ beantworteten

* Die Relieffarten eines Teiles der deutschen Alpen von Franz Keil dürften an Naturtreue und wissenschaftlicher Genauigkeit alles hinter sich zurücklassen, was in dieser Beziehung geleistet wurde. Obwohl die allergünstigsten Urteile über dieselben vorliegen (u. a. von Dir. Vogel und von v. Sydow in Petermanns geogr. Mitteilungen 1860, 2. Heft S. 77 und 1860 12. Heft S. 464), obwohl die Preisrichter der letzten Industrieausstellung Herrn Keil eine Medaille zuerkannten, so scheint das schöne Werk namentlich in Norddeutschland immer noch sehr wenig bekannt zu sein, weshalb es nötig ist, auch in diesen Blättern nachdrücklich darauf aufmerksam zu machen. Die Keil'schen Relieffarten sind ein Werk, wie es nur deutscher Fleiß und deutsche Wissenschaft zu stande bringen kann. Sie umfassen gegenwärtig, nach 15jähriger ausdauernder Arbeit, während welcher Zeit Herr Keil alle zugänglichen Höhen (den Großglockner nicht ausgenommen, vergl. „Handbuch der Geographie“ von Daniel 3. Teil, S. 167) wiederholt bestieg, in allen Thälern, auf allen Almen sich zum Teil wochenlang aufhielt, um Höhen zu messen, Profile von allen Seiten zu zeichnen u., einen Flächenraum von 110 Quadratmeilen und repräsentieren einen Durchschnitt durch den höchsten und interessantesten Teil der deutschen Alpen (von 46° 10'—47° 50' nördlicher Breite und 30° 15'—30° 55' östlicher Länge) von Lienz über den Großglockner, Gasten, den Pinzgau, das steinerne Meer, den Watzmann bis Salzburg. Sie sind in dem Maßstabe von 1:48000 (1000 Klafter = 1½ Zoll) ausgeführt, und zwar ist der Maßstab für die vertikale Erhebung gleich dem Maßstabe für die horizontale Entfernung, ein Umstand, der die große Naturtreue der Karten bedingt. Das Ganze zerfällt in vierzehn Sektionen, geognostisch koloriert oder nach Kulturen (Firn weiß, Gletscher bläulichweiß, nackter Fels, Geröll, Moränen, je nach dem Gestein grau, schwarzgrau, blau, gelbgrau, Almen, Bergwiesen lichtgrün, Zwerg- und Hochwald, Auen dunkelgrün, kultivierter Boden gelblich, Gebäude schwarz, Seen, Flüsse, Bäche blau, Straßen u. rot). Alle Namen sind als störend weggelassen und finden sich auf den zugehörigen vortrefflichen Orientierungskarten. Genaueres in dem von der Mayr'schen Buchhandlung in Salzburg ausgegebenen Prospektus. Ein vollständiges Exemplar besitzt das Museum zu Salzburg.

mußten, so setzte ich ihren weitem Versuchen, mich von meinem Vorsatze abzubringen und lieber mit auf die Gozenalm zu steigen, die nötige Harthörigkeit entgegen. Begreiflicherweise lassen sich viele abreden und kehren, um einen Hochgenuß der seltensten Art ärmer, nach Hause zurück, und grüßlich klingts, wenn dann geschrieben steht, wie neulich in einer Nr. der Zeitschrift „Die Heimath“ (nicht „N. d. Heimath“): „Erblicken wir das den Wanderer zum Tode ermüdende steinerne Meer.“

Es ist möglich, den Weg von Berchtesgaden über das steinerne Meer nach Saalfelden im Pinzgau an einem Tage (in etwa sechzehn Stunden) zu machen, doch thut man besser, anderthalb Tage darauf zu verwenden. Festes Schuhwerk — man ziehe zu Hause ein Paar gut passende, doppelsohlige rindslederne Schuhe an und lasse sie dann in Salzburg zc. mit den landesüblichen Nägeln beschlagen — dicke Kleidung, ein handfester Stock, frischer Mut, eine gute Karte und sicheres Wetter sind die Vorbedingungen zu jeder Partie, die in das innere Heiligtum der Alpen unternommen wird. So brechen wir mit einem Führer und mit Lebensmitteln früh gegen 6 Uhr in Berchtesgaden auf, fahren über den unvergleichlichen Königsee, frühstücken mit Muße auf St. Bartholomä, und wenn gegen Mittag der Kahn am Südende des Königsees hält, so erreichen wir noch bequem die etwa fünf Stunden entfernte Juntenseealm, das Ziel des Tages. Unmittelbar am Süd-Ufer des Königsees, rechts am Wasserfalle beginnt das Steigen. Etwa eine Stunde lang ist ein ziemlich steiler Anstieg zu überwinden. Man bleibt aber stets im schattig fühlen Walde; durch die Bäume schimmert der blaue Seespiegel herauf und bald überblickt man einen großen Teil desselben und den ganzen schönen Thalkessel mit dem kleinen „oberen See“, den die gewaltigen „Teufelshörner“ überragen. Ist die Höhe erreicht, und hat man sich an dem köstlichen Wasser erquickt, so verschwindet der See im Rücken, ein enges, von hohen, fahlen und steilen Kalksteinfelsen begrenztes Thal nimmt uns auf, und nach etwa anderthalb Stunden sind wir am Anfange einer üppigbewachsenen Schlucht, die zwischen mächtigen Kalkfelswänden ziemlich steil ansteigt. Sie führt den handgreiflichen Namen „Saugasse“ und wird langsam im Zickzack erstiegen, allerdings nicht in zehn Minuten, wie man am Fuße, wo ein mächtiger Schneestreifen lagerte, glaubte, sondern in etwa fünfviertel Stunden. Die herrlichen Pflanzen, welche mit jedem Schritte reichlicher und prächtiger auftreten, namentlich die frischen, glühenden Alpenrosen und die wunderbar blauen Enzianarten, und der immer großartiger und mächtiger sich gestaltende Rückblick entschädigen reichlich für die Anstrengung, der man nun einmal in den Alpen nicht entgeht, und wenn man nur auf eine Stunde die Fahrstraße

verläßt. Ausdrücklich bemerke ich, daß nirgends, weder beim Aufsteigen noch beim Absteigen, auch nur die Spur einer Gefahr vorhanden ist, nur muß man immer auf die Füße Acht geben, wie überall in den höheren Regionen der Alpen, wenn man nicht unaufhörlich stolpern will.

Für den Botaniker bietet sich Gelegenheit zu einer erklecklichen Ausbeute. Hat ihn schon beim ersten Aufstiege manche in Masse auftretende Pflanze erfreut (*Tofieldia calyculata*, *Silene quadrifida*, *Adenostyles albifrons*, *Asplenium viride* u. a.), so findet er in der Saugasse und auf dem Wege zur Alm meist in großer Menge: *Veronica urticaefolia*, *Heracleum austriacum*, *Rhododendron hirsutum*, *Chamaecistus*, *Horminum pyrenaicum*, *Betonica Alopecuros*, *Valeriana montana*, *saxatilis*, *Cochlearia saxatilis*, *Doronicum cordifolium*, *Gentiana verna*, *bavarica*, *lutea*, *acaulis* u. a.; *Saxifraga Aizoon*, *rotundifolia* u. m. a.; mehrere Arten *Pedicularis*, *Aquilegia atrata*, *Trollius europaeus*, *Aconitum Napellus*, *Lycocotonum*, *Anemone alpina*, *Dryas octopetala*, *Nigritella angustifolia*, *Rosa alpina*, *Ranunculus montanus*, *alpestris*, *aconitifolius*, *Viola bicolor*, *Epilobium trigonum*, *Erigeron alpinus*, *Bellidiastrum Michellii*, *Teucrium montanum*, *Polygonum viviparum*, *Cystopteris alpina*, *Veratrum album*, *Aspidium Lonchitis* &c.

Der noch übrige Teil des Weges zur Alm ist unbeschwerlich. Gegenüber der „Rothenwand“ findet sich wieder köstliches Trinkwasser und überraschend schön hebt sich das Brustbild des Watzmannes in großer Nähe vom hellen Abendhimmel ab, während die einzelnen, von Stürmen fürchterlich zerzausten Fichten im Vordergrunde zwischen den mit üppiger Vegetation umgebenen Blöcken den seltsam gewaltigen Eindruck erhöhen. Die große, aus mehreren Hütten bestehende Alm liegt im Grunde eines weiten, von mächtigen Felsterrassen eingerahmten Thalkessels neben einem kleinen See. In das Geläut der Herden, die zum Melken zusammengetrieben werden, mischt sich jetzt alle Minuten ein gellender Pfiff. Es sind „Mönken“ (Murmeltiere), von denen es am und auf dem steinernen Meere wimmelt, und die bei unsrer Annäherung jenen Ton, der eher einem Vogel als einem Säugetiere anzugehören scheint, erschreckt von sich geben, während sie gleichzeitig in ihre Höhlen fahren. In der Alm findet man die herrlichste Milch und ein duftiges Heulager. Übrigens hat man Gelegenheit, das Leben und Treiben in einer größeren Alm, die von der Kultur noch nicht belect wurde (wie dies bei der vom Strome der Touristen berührten Zwieselalpe, bei der Alm auf der Gerlos, am Gamskarfogel, bei der Gobenalm &c. bereits mehr oder minder der Fall ist) zu beobachten. Bei meinem ersten Besuche waren noch Schneestreifen an den

der Hütte gegenüberliegenden Wänden sichtbar, und wir hatten am Morgen, während wir unsern (mitgebrachten) Kaffee am hellen Feuer kochten, das Vergnügen, ein ganzes Rudel Gamsen in verhältnismäßig sehr geringer Entfernung ziemlich eine Stunde lang zu beobachten; auch versicherte uns die „Rathi“, daß die „Gamsen“ jeden Morgen, so lange die Schneestreifen vorhielten, sich zur Weide einfänden.

Es empfiehlt sich, recht frühzeitig (um 5 Uhr spätestens) aufzubrechen, da sonst beim Herabsteigen am Südabhange des steinernen Meeres die Sonne gar zu unbarmherzig brennt. Man hat die Wahl zwischen dem graden Wege durch die Weißbachscharte nach Saalfelden (wobei man sich eine Strecke zurück nach der Rothwand zuwendet) und dem Wege durch die Buchauer Scharte nach Maria Alm (mehr links); im ersteren Falle bleibt die Schönfeldspitze oder der Hochzink links, im letzteren Falle rechts. Der direkte Weg nach Saalfelden durch die Weißbachscharte ist in jeder Beziehung vorzuziehen.* Es ist aber nötig, die Führer streng anzuweisen, diesen Weg zu wählen, der andere scheint ihnen bekannter und geläufiger zu sein. Das erste Mal kamen wir unfreiwillig nach Maria Alm, und auch das zweite Mal waren die Führer, trotz Verabredung, schon wieder auf dem Wege nach der Buchauer Scharte, als ich „Halt“ und umzukehren gebot, da mir nach der Anschauung des Keil'schen Reliefs die Richtung des Wegs klar vorschwebte. Zunächst ist mit einiger Anstrengung das Kalkplateau des steinernen Meeres zu ersteigen, dann marschiert man aber ziemlich mühelos gegen zwei und eine halbe Stunde durch die unermessliche Steinwüste. Dabei durchmessen wir nur die kleine Axt des langgestreckten Ellipsoides des steinernen Meeres. „Das Plateau ist unter einem Winkel von 7° nach Norden geneigt und fällt an den Rändern nach allen Seiten hin steil ab. Die Oberfläche, fast nur aus nacktem Fels mit kleinen Lagern Firnschnees bestehend, zeigt ein Gewoge von Unebenheiten, hervorgebracht durch Felsbuckel, wechselnd mit allen möglichen Formen von Trichtern und Becken, durchfurcht von mächtigen Karrenfeldern. Die Unebenheiten der Oberfläche wachsen bis zu 50 und 60 Fuß relativer Höhe an, nur an der Rothwand erreichen sie 300'; die Hörner des Randes, deren höchstes im Süden liegt (Hochzink oder Schönfeldspitze 8385'), ragen 700—800' über die Fläche empor, auf der eine einzige Almhütte in trostloser Öde liegt“ (Keil). Zahllose „Mönken“ fahren, erschreckt von unsern Tritten, pfeifend in ihre Löcher; ein Schneehuhn

* Neuerdings ist die zwischen Buchauer- und Weißbachscharte liegende Ramseiter Scharte bequemer zugänglich gemacht worden. Ich habe sie 1879 auch begangen; der Weg nach Saalfelden ist kürzer als der über die Weißbachscharte, die Aussicht von der Scharte aber viel beschränkter und der Abstieg weniger malerisch.

fliegt schwerfällig an uns vorüber, hingegen stürzt eine Schafherde in wilder Hast und mit unbegreiflicher Sicherheit und Schnelligkeit aus großer Entfernung von allen Seiten auf den Hirten zu, der zum Salzlecken lockt. Tiefblauer Himmel wölbt sich über die öde Steinwüste, und doch bemerkt das Auge mit Wohlgefallen überall zwischen und auf den Blöcken eine Menge kleiner Pflänzchen, zum Teil in den herrlichsten Farben; es grünt und blüht in allen Ritzen und Spalten, sogar einzelne Fichten haben sich bis auf das Plateau gewagt, sind aber vom Sturm bis zur Unkenntlichkeit zerzaust. Wahrhaft herzerfreuend ist der Anblick der frischgrünen, mit roten Knospen und Blüten wie gestickten Polster der stengellosen *Silene* (*Silene acaulis*), neben denen in Menge das zarte gelbe zweiblütige Veilchen (*Viola biflora*) und das großblütige „kleinste Himmelschlüsselchen“ (*Primula minima*) sich zeigen. Außerdem findet man (auf dem Plateau und beim Absteigen): *Cherleria sedoides*, *Azalea procumbens*, *Arabis alpina*, *caerulea*, *ciliata*, *Draba aizoides*, *Salix herbacea*, *retusa*, *reticulata*, mehrere *Veronica*, *Globularia nudicaulis*, *cordifolia*, *Hutschinsia alpina*, *Cerastium alpinum*, *Arenaria ciliata*, *Soldanella alpina*, *Saxifraga muscoides*, *androsacea*, *caesia*, *stellaris* u. a., *Gnaphalium* *Leontopodium* (nicht am Wege), *Anemone narcissiflora*, *Thlaspi rotundifolia*, *Linaria alpina*, *Erica carnea* und wieder in größter Menge *Horminum pyrenaicum*. Wer sich Zeit nimmt und da und dort seitwärts vom Wege sucht, findet gewiß noch viel mehr Interessantes.

Das Herrlichste steht uns jedoch noch bevor. Eben haben wir den Rand des Plateaus erstiegen und nach einem Schritte, während wir vor den von Menschenhand aufgetürmten Steinwall treten, entringt sich ein Ruf des Entzückens unsrer Brust. Wie mit einem Zauberschlage steht eine der herrlichsten Ausichten in den Alpen vor uns. Tief zu Füßen liegt der Mitter Pinzgau mit seinen Nebenthälern, das freundliche Zell spiegelt sich im See, deutlich lassen die sanftgeschwungenen Grauwackenberge den Lauf der Salzach erkennen. Überwältigend aber tritt die alles hochüberragende, eis- und schneegepanzerte silberweiße Tauernkette dem Auge entgegen und darin wieder am herrlichsten die majestätische Gestalt des Benedigers; links zeigt der Großglockner seine Flanke. Doch ich will nicht weiter versuchen, das Unbeschreibliche mit toten Worten zu beschreiben; nur das sei noch erwähnt, daß beim Umwenden der Blick über die öde Fläche des steinernen Meeres schweift bis zu der vom Sonnenlicht übergoßenen Gohenalp, und daß die Unwirtlichkeit des steinernen Meeres einen vollständigen Kontrast bildet zu dem reichbebauten, mit Ortschaften übersäeten Pinzgau; zudem erhält man eine äußerst deutliche Einsicht in den

Bau und die Gliederung der Alpen: hier Kalk, dort Grauwacke und die aus krystallinischen Schiefen aufgetürmte Zentralkette.

Das Absteigen geht flink, denn der Weg läßt anfänglich an Steilheit nichts zu wünschen übrig; man geht im Zickzack, das wunderbare Landschaftsbild stetig vor Augen bis zur nächsten Alm, dann nimmt uns wieder schattiger Wald auf, während sich zur Rechten die senkrechten Wände des „Hundstod“ aufstürmen. Da man Saalfelden bequem gegen Mittag erreicht, so kann man drei bis vier Stunden rasten und doch noch beim Abendläuten in Zell am See einziehen.

Jetzt, wo „die Tage wieder beginnen zu langen“, regt sich auch in mir wieder mehr und mehr die Sehnsucht nach der hehren Einsamkeit der Hochthäler, nach ihrer Blütenpracht und ihren schimmernden Zinnen, und es ist mir Bedürfnis, die Erinnerung daran langsam, mit der Feder in der Hand, vor dem geistigen Auge vorüberziehen zu lassen. Leider bleibt nur alle Beschreibung gar zu matt und farblos und der Größe des Gegenstandes gegenüber sehr klein und arm, sodaß es am geratensten sein möchte, nur einige feste und wahrheitsgetreue Umrisse mehr anzudeuten als zu zeichnen, und die Ausmalung des Bildes der Phantasie des Lesers zu überlassen.

Ehe ich zur Sache selbst übergehe, kann ich einige allgemeine, wie es mir scheint noch zu wenig beachtete Bemerkungen, die den Fußreisenden in den Alpen und besonders den Botaniker betreffen, nicht zurückhalten.

Die beste Ausrüstung für einen Fußreisenden in den Hochalpen ist nach meiner mehrjährigen Erfahrung (vgl. auch „Geogr. Mittheilungen von Petermann“ 1864, Heft XI) folgende: 1) Eine dicke, bis über die Kniee reichende bequeme Zoppe aus grobem Lodenstoffe, die dem Regen und Winde einigen Widerstand bietet, dazu ein leichter Regenmantel aus Loden, im Eisenbahnwagen und in der Almhütte gleich unentbehrlich. 2) Ein Paar gut sitzende rindslederne Schuhe mit $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ Zoll dicken Sohlen, auf die man erst vor dem Antritte der ersten Hochpartie die landesüblichen trefflichen „Flügelnägel“ einschlagen läßt und mit denen man dann ungefährdet über Schnee und Eis, durch die Gießbäche und durch das Geröll der Moränen und Steinmuren marschieren kann. Die Bergschuhe zu kaufen ist nicht ratsam, sie passen selten. Ledergamaschen dürfen zu den Schuhen insbesondre bei Schneewanderungen nicht fehlen. Auch vergesse man nicht, ein Paar leichte Hausschuhe mitzunehmen. 3) Zwei bunte wollene Hemden, in Hitze und Frost gleich vortrefflich und namentlich bei Gletscherpartien unschätzbar,

da man durch sie gegen die empfindlichen Wirkungen des unvermeidlichen kalten Luftzuges beim Ausruhen *rc.* gefeit ist. 4) Ein leichter Tornister mit zwei bis drei Paar Socken, einer guten Karte („Meyer's Atlas der Alpenländer“ u. a. sehr zu empfehlen), einem ledernen Trinkbecher, Taschenmesser *rc.* samt einem handfesten Stocke. Den Alpstock, der in der Ebene eher lästig als nützlich ist, der aber namentlich das Absteigen wesentlich erleichtert, besorgt in jedem einzelnen Falle der Führer.

Für den Botaniker halte ich, außer einem botanischen Taschenbuche, folgende drei Dinge für sehr nützlich. 1) Eine Handmappe in Form eines Buches mit fester Schale, 12“ lang und 5½“ breit, mit breitem Rücken und ganz lose eingestepetem Seidenpapiere, übrigens leicht verschließbar durch ein starkes Längsgummiband. Sie ist geeignet, bei Jochübergängen alles rasch und sicher aufzunehmen und hat vor einer Trommel eine Menge Vorzüge: sie ist leicht und kann überall, wo man beide Hände braucht, rasch in einer größeren Rocktasche geborgen werden; durch den vorläufigen Druck, den die Pflanzen erleiden, wird das spätere Einlegen erleichtert; die Pflanzen kommen nicht, wie in der Trommel, untereinander, werden auch nicht mit Erde oder Sand verunreinigt; endlich kann man die Ausbeute, wenn man abends allzumüde ist, ruhig bis zum Morgen in der Handmappe lassen, ohne daß die zarteren Teile zusammenschrumpfen. 2) Zwei Drahtgitter zum Trocknen, wie sie Auerwald in seiner „Anleitung zum rationellen Botanisieren“ beschrieben hat. Die haltbarste und zugleich leichteste Konstruktion ist (nach mehrfachen Versuchen mit Blech *rc.*) folgende. Ein Rahmen von etwas größerem Formate, wie die Leipziger Zeitung, aus einem knappen halben Zoll breitem, schwachem Bandeisen, an den Ecken gut hartgelötet, wird an den schmalen Seiten mit vier, an den längeren mit fünf kleinen Löchern durchbohrt, durch diese werden Stücke von feinem Stahldraht (Klaviersaiten) gezogen und straff gespannt. Nachdem man die zu trocknenden Pflanzen zwischen Papier gelegt, bringt man dasselbe zwischen die Gitter und schnürt diese in der Mitte der Seiten mit Hausschnüren so fest als möglich zusammen. Am Tage schnallt man den Apparat auf den Tornister, und die Sonne trocknet einige Schichten, abends steckt man ihn in das erste beste, nicht zu heiße Ofenrohr oder legt ihn auf die Ofenplatte. Die trocknen Pflanzen endlich 3) legt man zwischen Seidenpapier, das man in einem Umschlage von starkem Papiere (von dem Formate des Trockenpapieres), den man mit Bändern zuschnüren kann, mit sich führt. So ausgerüstet, ist mir fast nie etwas beim Trocknen ganz verdorben, nur muß man die saftigen Pflanzen stets in die äußeren Schichten legen.

2. Gewöhnlich gehen die Besucher des Ötthales von Innsbruck aus das Innthal hinauf bis an den Eingang des Ötthales. Fußgängern schlage ich einen lohnenderen Weg vor: durch das Selrainthal über die Alpe Rütthei und das Stuibenthal nach Öt im Ötthale.

Wir gehen nachmittags von Innsbruck über Ober-Perfuß nach Selrain, übernachten im Bade und wandern dann bequem am andern Morgen am munteren, grünen Bache, meist im Walde aufwärts nach Gries. Da öffnet sich links ein überraschender Blick auf die Grieser Ferner, und in der Nähe zeigt ein kahler Bergabhang, von dem von Zeit zu Zeit Steine herabrollen und Sand herabrieselt, die furchtbaren Wirkungen eines Bergsturzes.

Der Wirt liefert, was er hat. Es ist aber selten Fleisch darunter, da „die Bauern einmal kein Fleisch“ essen. Wer soll aber bei anhaltend schlechtem Wetter, wenn keine Fremden kommen, das Fleisch verzehren, da es die Bauern nun einmal nicht thun? Wieder geht's im Walde und am Bache hin aufwärts nach St. Sigmund (kein Wirtshaus), und wieder schaut das Auge in ein Heiligtum des Gebirges, in die Gleierschen Ferner, während der Fuß durch üppige Matten streift, und der spitze Turm von St. Sigmund sich an hohe, ernste, vielgestaltige Gipfel anlehnt, die weit über die Baumgrenze reichen. Bis jetzt sind wir etwa drei Stunden gewandert, die Alpe Rütthei ist mühelos in weiteren zwei und ein halb Stunden zu erreichen; jedoch wird der Botaniker wohl gern ein Stündchen zugeben. Man passiert noch ein Gehöfte an der Baumgrenze und erreicht nach kurzer Zeit die Wasserscheide zwischen dem Selrain- und Stuibenthale; hier am Übergangspunkte ist sie ein sumpfiger, mehr einem breiten, sanft nach zwei Seiten abfallenden Thale gleichender Sattel. Alpenrosen in seltener Fülle und Pracht und alle die Vorboten der Hochgebirgs-Flora (u. a. auch *Trifolium alpinum*, *Saxifraga Clusii*, *Oxyria reniformis* &c.) entzücken das Auge. In der Alpe Rütthei, einem alten, großen Gehöfte mit herrlicher Aussicht auf eine nahe Gletschergruppe, kann man gut übernachten; Forellen und meist auch „etwas Fleischernes“ giebt's gewöhnlich. Morgens läuft sich's dann herrlich das Stuibenthal hinab ins Ötthal. Man ist bald wieder im Walde, trifft vor Ochsgarten gewöhnlich auf Lawinenreste, die eine natürliche Brücke über einen Gießbach bilden, und sobald die üppigen Wiesen bei Ochsgarten, wo u. a. *Nigritella angustifolia* und *Hypochoeris helvetica* in Menge vorkommen, durchschritten sind, nimmt uns wieder kühler Wald auf. Von Zeit zu Zeit genießt man herrliche Rückblicke, sowie entzückende Einblicke in das Ötthal. Der Bach wird in kurzer Zeit fünf Mal überschritten, und irre ich nicht ganz, so

ist es zwischen der zweiten und dritten Brücke, wo links im dunklen Schatten die liebliche *Linnaea borealis* ihre zarten Glöckchen aus dem Moose emporhebt. Wir verlassen endlich den Bach, der sich rechts fortwälzt und bald durch einen jähen Sturz seinen Weg nach der Öythaler Ache abkürzt. Sobald wir aus dem Walde heraustreten, führen uns zwei- bis dreihundert Schritte an den Rand des Öythalganges, und es bietet sich uns ein Anblick, den selbst der Pinsel des geübtesten Landschafters nur sehr unvollkommen wiedergeben könnte. Hart gegenüber und rechts nach dem vorderen Thale hin wilde, kühngeformte, kahle, von Wasserrinnen durchfurchte Berge, zu Füßen das ruhige Thal, durchströmt von der wilden Ache; Öy selbst, das man in zwanzig Minuten erreicht, liegt zu hart am diesseitigen Hange, als daß man es schon sehen könnte. Weiterhin sieht man, wie sich hinter Umhausen das Thal ganz verengt (durch einen querdurchstreichenden Kiegel von härterem Gestein), um sich dann wieder zu einer breiten Wiesenfläche zu erweitern. Von dieser Thalweitung, in der Längefeld so malerisch liegt, sieht man ebenfalls ein perspektivisch verjüngtes Stück; dann den folgenden Thalriegel und im Hintergrunde im Lichte der Sonne die Schneehäupter des oberen Öythales.

Wer von Silz aus nach dem Öythale gekommen ist, sollte sich die Mühe nehmen, die Höhe zu erklettern, um diese Aussicht zu genießen. Was macht man mitunter für Anstrengungen, um viel weniger großartige und reiche Ausichten zu erringen!

Die Herrlichkeiten, die das Öythale weiter aufwärts entfaltet, übergehe ich hier und bemerke nur, daß man, wenn man sich in Öy nicht unnötig lange aufhält, mittags beim Marberger in Umhausen sein kann, woselbst man gut und billig Mittag essen und sichere Auskunft über das obere Öythale erhalten kann (ob die Fochwege heuer leicht gangbar sind &c.), da der Wirt samt seinen Brüdern zu den kundigsten Führern in ganz Tirol gehört. Nachher sieht man erst den mächtigen großen Stuibensfall bei der besten Beleuchtung und größten Wasserfülle unter seiner natürlichen Brücke hervorstürzen und zu Staubwolken zerschellen, welche die Blüthenglöckchen der *Linnaea* feuchten, die auch hier wieder vorkommt, und kommt bei guter Zeit nach Längefeld. *Juniperus Sabina* (Sadebaum) kündigt Südtirol an, obwohl uns noch Eisfelder davon trennen. Der nächste Abend findet uns (nach sechs- bis siebenstündigem Marsche) in Gurgl. Bäderer sagt zwar, man solle von Sölden aus nach Gurgl oder Bent unbedingt nur mit Führer sich wagen, allein wer einigermaßen Alpenwege kennt und wer nicht erschrickt, wenn etwa bei recht warmem Wetter so nachmittags zwischen 2 und 4 Uhr bei Zwieselstein

die brausende Ache überschäumt, so daß man seitwärts über allerhand Blöcke und durch Gestrüpp kriechen muß — was der Führer natürlich auch nicht ändern kann — der gehe getroßt, wenn anders das Wetter gut ist, allein, verlaufen kann man sich in einem so engen Thale ja ohnedies nicht.

3. Die Mehrzahl der Ötthalbesucher läßt Gurgl ganz beiseite und wendet sich bei Zwieselstein nach Bent. Das ist schade. Gurgl und Bent muß man besuchen, und wenn das zwei bis drei Tage mehr kostet, so muß man sich eben für so großartige Partien Zeit genug nehmen und lieber die leidigen Städte beiseite lassen, die einem so nicht gefallen, wenn man aus dem Gebirge kommt. Gute Bergsteiger, d. h. Leute mit gesunden Lungen und fröhlichem Mute, gehen nun von Gurgl über das Ramoljoch nach Bent; weniger beherzte besuchen den Eissee und die Muth und gehen am andern Tage zurück nach Zwieselstein und von da nach Bent, oder über das Timbler Joch ins Passeyer.

Vom Pfarrhause* in Gurgl (6700') sieht man ganz nahe eine ganze Reihe Schneehäupter und Ferner, besonders den Großen Ötthaler. Das war ein köstliches Abendbrot, das wir an einem der letzten Julitage 1864 draußen vor der Thür einnahmen! Früh beim Erwachen konnte ich von meinem Bette aus die Schneefelder im Morgenlichte erglühen sehen. Das Thermometer zeigte freilich nur 5°, aber der Honig, den man beim Frühstück zu dem kleinen selbstgebackenen Brote erhält — der nächste Bäcker mag an die acht bis zehn Stunden entfernt sein — ist weiß, wie flüssiger Bergkrystall, und von köstlichem Arom.

Wer also das Bergsteigen gewohnt ist, nehme nun seinen Weg über das Ramoljoch nach Bent.** Man wird zwar in keinem Reisehandbuche etwas über das Ramoljoch finden, und doch kann ich versichern, daß ich nie in den deutschen Alpen etwas Großartigeres gesehen habe. Man kommt in sechs bis sieben Stunden hinüber, der Weg ist ungefährlich und nur beim Absteigen hie und da etwas unbequem, da man in Tirol nun einmal nicht viel (hier gar nichts) für Wege thut. Man steigt am linken Ufer des Gurgler Baches das Gehänge hinan und gelangt sehr bald dem

* Bekanntlich wohnt man im oberen Ötthale (in Gurgl, Heiligentreu, Bent u.) beim Pfarrer und findet ebenso freundliche Aufnahme als gute und billige Verpflegung. Die Herren Pfarrer (Kuraten) sind meist junge Leute; der frühere Kurat Triendl in Gurgl (jetzt in Gries bei Längesfeld) zeichnet sich durch naturwissenschaftliche Kenntnisse aus, und die Ötthaler spüren bereits den Segen davon: Herr Triendl hat in der Nähe von Gurgl Torflager aufgefunden (über der Baumgrenze!) und bei Gries Kalk, den man bereits brennt, während man ihn sonst weit her beziehen mußte.

** Die Gebrüder Gstrein aus Gurgl sind kräftige, vorsichtige und fundige Führer. (Der ältere ist leider vor zwei Jahren am Similaun abgestürzt.)

Großen Ötthaler Ferner an die Flanke, der nun lange Zeit etwa 6—800' tiefer zur Linken bleibt, bis an den Punkt, wo man dem einzigen, herrlichen Eissee gerade gegenüber sich befindet. Der Langthaler Ferner nämlich mündet in das Thal ein, das der Große Ötthaler Ferner ausfüllt. Der Abfluß des ersteren staut sich infolge dessen zu einem kleinen See an, in dem eine Menge blauer Eisblöcke liegen oder schwimmen, die von Zeit zu Zeit durch Abschmelzen ihren Schwerpunkt und also auch ihre Lage ändern — ein Schauspiel voll stiller Erhabenheit. Mittlerweile ist auch die nahe Pyramide des Firmisan in blendender Weiße höher und höher aufgestiegen, und die Zahl der blauen Spalten im Großen Ötthaler Ferner, die man aus der Höhe erblickt, mehrt sich; Soldanella pusilla steckt ihre roten Glöckchen sogar mitunter aus dem Schnee hervor; rechts aber ragt eine Felsmasse, ein „Köpfel“, in großer Höhe in die dunkelblaue Luft, das wird an seinem Fuße umgangen und dann von der andern Seite erstiegen. Mit einiger Mühe, denn das lose mit Steinen gemischte Erdreich, das u. a. den dunkelroten *Ranunculus glacialis* aufweist, giebt leicht nach. Doch denkt man in den Alpen glücklicherweise nur so lange an die Mühen, als man sie eben ertragen muß; der Geist wird viel zu viel und angenehm beschäftigt, als daß man irgendwie sich durch den Körper mehr als nötig stören läßt. Kaum sitzen wir auf dem Köpfel und fangen an, den Proviant sack zu leeren, so fühlen wir uns schon wieder frischer und kräftiger, als beim Weggange von Gurgl. Wir überblicken jetzt den ganzen gewaltigen Großen Ötthaler Ferner, den Eissee und eine Menge näherer und fernerer Eisfürsten, die Namen führen, welche selten in eines Menschen Ohr dringen. Nun geht's rechts am Saume des noch ganz mit Schnee bedeckten Kamoljochferners der Jochhöhe zu, vorsichtshalber am Seile. An der Jochhöhe selbst ist noch eine Partie Glimmerschieferfels zu überklettern, dann wird große Last auf etlichen Felsblöcken, die aus dem Schnee hervorragen, gehalten.

Nach der Sonklar'schen Karte vom Ötthale ist das Kamoljoch 10 160' hoch (die Kamolspitze 11 115, das Hochjoch 9311, das Niederjoch 8700'). Ich für meine Person glaube, daß diese Angabe zu hoch ist (*Ranunculus glacialis* findet sich u. a. noch an den Felsen vor der Jochhöhe), doch das mag dahingestellt sein: der Anblick von da oben ist überwältigend. Nach Osten hin überblickt man zunächst das große, eben überschrittene Schneefeld; darüber hinaus eine beschneite Spitze an der andern und Gletscher an Gletscher, bis im Norden die nahe Kamolspitze die Reihe der fernen Stubaier Ferner verdeckt. Im Süden geht es nur sanft aufwärts zum Scheitel des Firmisan (11,461'), dann schweift das Auge über den Similaun, die Finailspitz, die Wildspitzen zc. nach

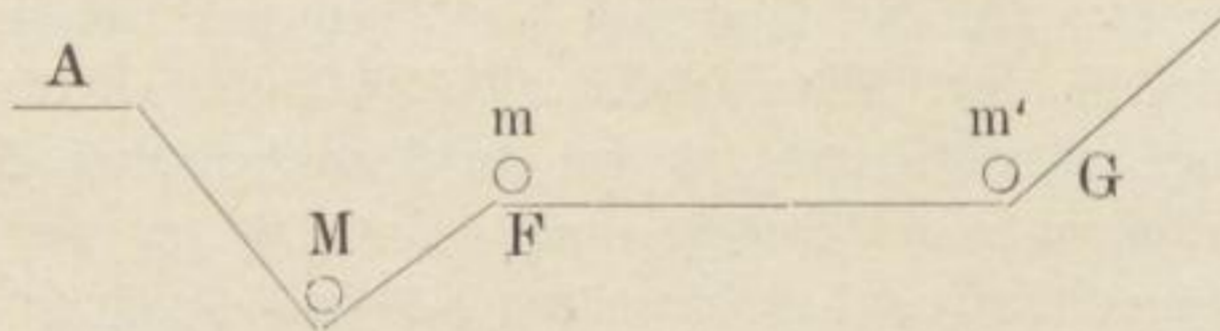
Westen, wo über ein Schneefeld hinweg einige kahle Bergkuppen des tief eingeschnittenen Benterthales sichtbar sind. Summa: man steht inmitten einer gewaltigen Eis- und Schneeregion, umgeben von einer großen Anzahl 9000 bis über 11500 hoher Schneeriesen. Das Abfahren auf dem Schneefelde, das bald wieder in den mit Schnee bedeckten Gletscher übergeht, ist rasch geschehen, und nur zu schnell kommt man wieder in das leidige Geröll der Moränen, das sich aber schon wieder mit allerhand waghalsigen Blumen schmückt (*Geum reptans* u. a.). Dann kommt eine breite Steinmure eines Gießbaches, dann magere Schafweiden, dann Alpenrosen, blühende Zürbelkiefen und alsbald Bent, dessen Pfarrhaus zwar nicht die herrliche Aussicht des Gurgler bietet, aber ebenso gute Aufnahme.

Von den beiden Wegen ins Schnalser Thal, Hoch- und Niederjoch, ist der Weg über das Niederjoch der kürzere und weniger beschwerliche, zugleich ist der Marzellgletscher höchst malerisch mit Spalten, Gletschertischen etc. ausgestattet, nur hat der Niederjochferner Spalten, die in warmen Jahren einige Vorsicht erfordern (1864 war aber noch alles tief mit Schnee bedeckt). Der Weg über das Hochjoch, zwar neuerdings verbessert, ist weiter und beschwerlicher, zeigt aber die furchtbaren Zerstörungen des Vernagtferners in nächster Nähe, und der breite Rücken des hochliegenden Hochjochferners hat selbst in warmen Jahren keine erheblichen Spalten.*

Wer die Partie von Gurgl aus über das Ramoljoch nicht wagen zu können glaubt (wenn überhaupt von „Wagen“ die Rede sein kann: war doch ein keineswegs waghalsiger Freund mit dabei, dessen Fuß noch nie die Region des ewigen Schnees betreten hatte, und der trotzdem, wenn auch mitunter etwas zaghaft, doch glücklich und zu seiner großen Freude mit hinüberkam) oder wer das Wetter nicht günstig genug findet, der gehe zunächst an den Eissee, um dieses Naturwunder in der Nähe in Augenschein zu nehmen; es wird ihn nie gereuen, eine Stunde an seinem Ufer gesessen zu haben, umfungen vom tiefsten Schweigen, das nur von Zeit zu Zeit durch einen wankenden Eisblock unterbrochen wird, oder durch ein kurzes Wasserrauschen, wenn das am Eise des Großen Ötthaler Ferners nagende Wasser plötzlich kleine Auswege findet, in die es sich

* Die Flora des Benterthales und der beiden Jochwege ist nicht allzu reich (vergl. das Fremdenbuch in Bent). Außer einigen überall vorkommenden Species erwähne ich beiläufig: um Bent: *Allosorus crispus*, *Chaerophyllum Villarsii*, *Laserpitium nitidum*, *Potentilla grandiflora*, *frigida*. Am Niederjochwege: *Sibbaldia procumbens*, *Androsace glacialis*, *Ranunculus glacialis*, *Villarsii*, *Senecio carniolicus*. Am Hochjochwege: *Senecio abrotanifolius*, *Primula villosa*, *Auricula*, *Phaca alpina*, *Astragalus Onobrychis*.

ergießt. Nach einem Labetrunk in der Schafalm* wenden wir uns nach „der Muth“, einem fahlen, leicht zu ersteigenden Bergrücken, der freilich den Reisehandbüchern ebenso unbekannt ist, wie das Ramoljoch. Unterwegs wächst „Edelraute“ (*Artemisia Mutellina*), die ihres aromatischen Geruches und ihrer zarten, silberglänzenden Blätter halber schier noch höher geachtet wird als das Edelweiß, ferner *Azalea procumbens*, *Geum montanum*, *Androsace glacialis*, *Arabis caerulea*, *Gaya simplex*, *Leontodon pyrenaicus*, *Homogyne discolor*, *Festuca Halleri*, *Cherleria sedoides* &c. Auf der Höhe angekommen, sieht man sich einem Bergrücken gegenüber, der in einen scharfen Grat ausläuft, der zwei herrliche Gletscher trennt, diese überieht man in ihrer ganzen Länge samt ihren Zuflüssen; der uns zunächstliegende, „Rothmoosferner“ genannt, ist ganz besonders interessant.



Man denke sich den Standpunkt auf der Muth bei A; F sei der Durchschnitt des Rothmoosfernens, G das Gehänge des Gaisberges, m, m' und M die Moränen. Da die Muth das westliche Gehänge des Ferners bildet, so hat ihn die Sonne hier mehr abgeschmolzen, so daß ein Teil der Moräne oben bei m an der Kante liegt und nun in Zwischenräumen immer einzelne Steinblöcke nach M herabrollen. Dort sieht es aus, wie in einem lebhaften Steinbruche, man bemerkt nur frische Bruchflächen.

Mit einiger Vorsicht erklimmt man den Ferner, der sehr viele, aber schmale, herrlich blaue Spalten aufweist, und der Botaniker hat an dem gegenüberliegenden Gaisberge Gelegenheit, einige seltene Pflanzen zu pflücken (u. a. *Oxytropis lapponica*), und auch Edelweiß, das weder am Hoch-, noch am Nieder-, noch am Ramoljoch vorkommt, findet sich in Menge. Der Rückweg nach Gurgl, den der Nichtbotaniker natürlich sogleich

* Die wilden, meist schwarzen, grobwolligen Schafe, die so ohne Schaden zu nehmen über die Felsblöcke rennen, gehören den Bauern im Etschthale. Die Bauern im oberen Östthale verpachten die spärliche Weide, die sie selbst nicht benutzen können, da sie kein Winterfutter für so viele Tiere haben. Die Schafe werden also 3–4 Stunden weit über den Ferner getrieben und man sieht z. B. auf dem Niederjoch noch im Hochsommer die Fährte. Gewöhnlich laufen die Schafe den Reisenden halbe Stunden weit nach, um Salz zu erschnappen, das sie gierig lecken, und das die Führer gewöhnlich für diesen Zweck etwas reichlicher mitnehmen. Übrigens ist es bemerkenswert, daß die Gemsen alle Örtlichkeiten meiden, wo Schafe weiden, während sie sich doch gar nicht selten unter das weidende Rindvieh mischen.

von der Muth aus antreten kann, wenn ihn nicht die Lust beschleichen sollte, den Gletscher zu betreten und die blauen Spalten so ganz in der Nähe zu beschauen, samt den Gletschertischen zc., ist ebenfalls höchst belohnend; namentlich werde ich es nie vergessen, wie zierlich sich auf der letzten Höhe der hübsche, gotische Gurgler Kirchturm samt den darum liegenden Häusern aus der Vogelperspektive ausnimmt. Alle dergleichen Momente sind so unbeschreiblich herrlich und spotten so aller Beschreibung durch eine Feder, ja sogar aller Phantasie, daß ich die Feder jetzt lieber weglege, den freundlichen Leser bittend, sich lieber mit eignen Augen davon zu überzeugen.

2. Alpenpforten. Das Duxer Joch. Das Sellajoch. Über das Rauriser Goldbergwerk nach Gastein.

Während sich in der Schweiz und in Oesterreich vor den Hochalpen eine Hügelregion, meist der Molassegruppe zugehörig, ausbreitet, bildet dieselbe Molasse in Bayern eine große Hochebene zwischen der Donau und den Kalkalpen, mit ungeheureren Torfmooren und durchfurcht von zahlreichen Flüssen. An der südlichen Grenze der durchschnittlich 16—1800' hoch gelegenen Hochebene steigen die pittoresken Kalkalpen meist ohne namhafte Vorberge zu der respektablen Höhe von 5—9000' auf, und man tritt aus der Ebene buchstäblich in einigen Stunden hinter die gewaltigen Coulissen und mitten in das Innere der Alpen hinein. Der großartigste Eintritt mag immerhin der über Salzburg, Berchtesgaden und den Königsee sein („N. d. S.“ 1864, Nr. 24): denn das einzige Salzburg wird man selbst dann nicht müde zu sehen, wenn man unmittelbar aus dem Hochgebirge hinkommt, was ich nicht auch von andern Städten (München zc.) behaupten möchte.

Ein zweites einladendes Thor (abgesehen von dem Durchbruche des Jnn bei Ruffstein, durch den die Lokomotive braust) öffnet sich hinter dem lachenden Tegernsee. Man fährt auf der Salzburger Bahn bis Holzkirchen und im Stellwagen bis an den See. Dann aber ist, wie der Oesterreicher sagt, das zu Fuße gehen „angezeigt“. Denn wenn du nicht genau acht giebst und dich etwa zu viel mit der Pflanzenwelt beschäftigt (Tozzia alpina, Buphthalmun salicifolium), haben sich die Coulissen hinter dir geschlossen, ehe du es gewahr wirst, und es bedarf schon mitunter einer bedeutenden Anstrengung der Nackenmuskeln, wenn du den blauen Himmel über den grünen Matten

sehen willst. Es folgt Bad Kreuth in seinem weiten, friedlichen Thalkessel, der romantische Achensee und endlich bei Jenbach das Innthal mit dem herrlichen Blicke auf die Stubaier Ferner.

Ehe wir am hinteren Ende des gegenüber ausmündenden Zillerthales unsre Wanderung beginnen, sei mir noch gestattet, kurz eine dritte Alpenpforte zu skizzieren, jedem zu empfehlen, der die Fahrt über die glänzenden blaugrünen Seespiegel zu schätzen weiß. Nach langer, harter Eisenbahnfahrt ruht das Auge mit Wohlbehagen auf den ungewissen Umriffen der Berge jenseits des Starnberger Sees, und beruhigend streift das Mondlicht in Silberbändern über die leichtbewegte Fläche des Sees. Man träumt von den Pfahlbauten, die sich in der Vorzeit an der Roseninsel erhoben, und am Morgen gleitet dann das Dampfboot an dem mit Landhäusern reich geschmückten Westufer nach Seeshaupt am Südenende des Sees. Im Murnauer Stellwagen findet sich wohl ein Plätzchen bis Untorf. Die zahlreichen kleinen Seen am Wege mögen wohl einst mit dem Starnberger Becken zusammengehungen haben. In Untorf ist man dem Gebirge bereits sehr nahe, und gegen Mittag fährt uns ein Bahn angeichts der mächtigen Benediktenwand über den von der Loisach durchströmten Kochelsee, der sich im Süden an steile Felswände anlehnt, während er sich im Norden ganz in einen Schilffumpf verliert. Wenige Schritte vom Landungsplatze beginnt eine stille, dunkle und kühle Waldschlucht, die zu dem 600' höher gelegenen Walchensee hinaufführt, in der ein (für die Alpen) kleiner Wasserfall mit milchgrünem Wasser die Stille angenehm unterbricht. Die Kalkfelsen zu beiden Seiten erheben sich über 5400' (Kochelsee 1860') und die Alpenflora schüttet ihre Gaben reichlich aus. Kurz vor der Stelle, wo der Fußsteig sich mit dem bequemen Fahrwege vereinigt, gewinnt der Bach, der weiter unten den Fall bildet, plötzlich, ohne seitlichen Zufluß, zehn- bis zwanzigfache Wasserfülle: während er weiter oben bescheiden zwischen den Blöcken hinrieselt, ist er einige Schritte weiter unten mit einem Male munter und kräftig geworden, bereit, die erste beste Mühle zu treiben. Sieht man genauer zu, so bemerkt man, wie an vielen nahe beieinander liegenden Stellen im Bette Wasser armstark aus dem Boden dringt. Es dürfte nicht zu gewagt sein, anzunehmen, daß das Wasser des nahen, höher liegenden Walchensees, dessen Abfluß der Isar zuströmt, bis hierher auch durch das zerklüftete Kalkgestein einen unterirdischen Ausweg gefunden hat.* Der von hohen bewaldeten Bergen eingerahmte große Walchensee sieht ganz

* Auch von dem bekannten Gollinger Wasserfalle bei Hallein glaubt man, und hypsometrisch unmöglich ist die Sache nicht, daß sein Wasser dem Königsee entstamme.

schwarz aus, geschöpft ist das Wasser krystallklar. Die halbstündige Fahrt nach dem romantisch und einsam gelegenen Posthause, dessen Gaststube ein Münchner Tiermaler so reizend mit Tierbildern geziert hat, ist überaus reizvoll, und am nächsten Morgen führt uns die alte Verkehrsstraße über Mittenwald am Ufer weiter und später an der Isar entlang ins Innthal.

Nun bitte ich den freundlichen Leser, mir noch auf einigen Jochwegen zu folgen.

1. Nachdem wir in dem bekannten und vielbesuchten Zillerthale im Stellwagen Zell, den Hauptort, erreicht haben, wenden wir uns rechts nach Mairhofen am Ende des Thales. Dort beginnt nach Westen hin ein etwas steiler Aufstieg nach dem Duxthale, das man nach einer kleinen Stunde an seinem unteren Ende erreicht (der Bach geht in einer unzugänglichen Schlucht dem Zillerbache zu). Als ich mit einiger Anstrengung die Höhe gewonnen hatte und mir den Schweiß von der Stirn trocknete (es war gewitterschwül), da dachte ich unwillkürlich, indem mein Blick auf die vor mir aufgetürmten Bergmassen des hinteren Zillerthales fiel: O ihr armen betrogenen Leute, die ihr zwar mühelos, aber mit schwerem Gelde bis Zell fahrt und dann wieder umwendet, wie wenig habt ihr doch von der Majestät der Alpen gesehen! Und mit einer Art Rührung betrachtete ich meine derben, benagelten Schuhe, die mir zu diesem Genusse verholfen hatten, was zwei der feurigsten Rappen nie vermocht hätten. Das Duxthal hat alle Reize eines Querthales, es ist eng, zum Teil wild, Wald und üppige Gerstenfelder wechseln ab, zwei, drei kleine Ortschaften sind darin verstreut, der Bach ist reißend und am Ende, wo die Berge sich zum Kranze ordnen und einen Kessel einschließen, rauschen herrliche Wasserfälle nieder, und die gefrorne Wand, ein wahres Prachtexemplar von einem Gletscher, krönt das Ganze. Hinterdux mit seinem schlichten Bade ist ein stiller friedlicher Aufenthalt. Die Passage über das 7100' hohe Duxer (oder Schmirner) Joch ist ganz mühelos und gefahrlos und namentlich in Bezug auf Aussicht höchst lohnend. Mir passierte ein kleines Abenteuer, das ich andern zur Warnung nicht verschweigen will. Ich brach mittags $\frac{1}{2}$ 2 Uhr mit einem Führer auf, der mich anstatt auf dem gewöhnlichen Wege durch das pflanzenreiche „Weidenthal“ auf die Jochhöhe führen sollte; dann wollte ich, wie ich das gewöhnlich zu thun pflege, allein weiter gehen, da man abwärts die Wege meist leicht findet, weil man sich von oben erst gehörig orientieren kann. Im Weidenthale füllte sich meine Pflanzenmappe, und ich war äußerst zufrieden, hatte sogar anfangs mein Gefallen an den losen

Nebelflocken, die von der „gefrorenen Wand“ beim weiteren Aufwärtssteigen herübergeflogen kamen, die aber nur zu bald dichter und zusammenhängender wurden und uns schließlich ganz einhüllten. Nach längerem Umherklettern glaubte der Führer das Joch erreicht zu haben. Ich nehme mein Bündel und trolle weiter. Der Nebel wird dicker, der Weg verliert sich, es beginnt zu regnen und dazwischen zu donnern. Nach längerer Zeit finde ich, immer abwärts mich haltend, ein Wasser und gehe ihm nach; komme an ein größeres und folge dem auch, bis ich eine Brücke und zugleich einen sehr betretenen Weg finde, der den Bach überschreitet. Nachdem ich den Weg links und rechts näher besehen habe, erkenne ich zu meiner unangenehmen Überraschung — ich glaubte mich nicht weit von Schmirn entfernt — den Jochweg an der Stelle, wo er das Weidenthal schneidet, auch wurde Dux auf einen Augenblick sichtbar. Nun eilte ich, während der Regen in Strömen herniedergoß, und wahrlich nicht an mir vorbei, nach Dux hernieder, auf einem Wege, der mehr und mehr einem kleinen Bache ähnlich wurde. In Dux wurde ich natürlich lachend bedauert oder bedauernd ausgelacht — wie man's nimmt. Mein Führer aber war noch nicht da, er kam erst nach fünfviertel Stunden. „Er hatte sich nimmer (nicht mehr) ausgekannt.“ Ich gab meine Sachen in die Küche zum Trocknen, hüllte mich in eine Bettdecke und fing bei „einem Kaffee“ an, meine (unversehrten) Pflanzen* einzulegen und zu bestimmen. Das wirkte wie der Trank der Helena, „stillte Kummer und jeglicher Leiden Gedächtnis“.

Meine kühne Hoffnung, am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang auf der Jochhöhe stehen zu können und dadurch mein Ungemach vollends quitt zu machen, ward leider zu Wasser. Der Nebelvorhang hob sich am nächsten Morgen nur etliche hundert Fuß, das Joch aber wurde den ganzen Vormittag nicht nebelfrei. So brach ich mittags neuerdings mit einem andern Führer auf und erreichte trotz des Nebels, der aber die Aussicht namentlich in die Tiefe nicht ganz hinderte, glücklich die Jochhöhe, von dustendem „Speif“ umwuchert (*Primula glutinosa*). Jetzt bestätigte sich auch die Ansicht des Wirtes, „daß wir gestern gar nicht am Joche gewesen seien“, denn der von der „Marter“ abwärts führende Zickzackpfad führt unfehlbar ins Schmirnthal. Moral: Ich schicke nie wieder einen Führer im Nebel fort, wenn ich des Weges nicht ganz sicher bin. — Das Schmirnthal hinab gehts äußerst lustig, immer mit dem milchgrünen Bache um die Wette. Mit Bedauern betritt man bei Stafflach die staubige Brennerstraße.

* U. a. finden sich in lehrreicher Weise *Rhododendron ferrugineum*, *hirsutum* und ihr mutmaßlicher Bastard, *R. intermedium*.

2. Das 6400' hohe Sellajoch verbindet das durch seine Holzschnitzereien weltbekannte Grödner Thal mit dem allen Geologen wohlbekannten Fassathale, dessen Dolomitsfelsen (nach Cotta) in den Alpen nirgends an relativer Höhe übertroffen werden. Das Grödner Thal zweigt vom Eisackthale (Brennerstraße) zwischen Brixen und Bozen östlich ab. Ein neuer Fahrweg führt durch das am Anfange bis auf die Sohle bewaldete, weiterhin fleißig angebaute Thal, die schmucken, weißgetünchten Häuser namentlich in dem stattlichen Hauptorte St. Ulrich verraten, daß hier Industrie und Kunstfleiß die Oberhand haben, einige kühne Dolomitvorposten erheben sich rechts, sonst aber bietet das Thal (außer der allerdings sehr interessanten Sprache der Grödner und den Niederlagen der Holzschnitzwaaren) nichts außerordentliches. Im äußersten Winkel des Thales, zu dem Weiler Plan gehörig, steht noch ein altes Wirtshaus, dessen kunstvoll geschnitzte Decke, Wände u. manchen anziehen werden. Von dort beginnt sogleich die sehr mäßige Steigung nach dem Joch hin (Plan liegt 5000', das Sellajoch 6400', Campidello im oberen Fassa 4400').* Führer ganz unnötig. Zunächst lassen die berühmten Dolomitsfelsen nicht lange auf sich warten: es erhebt sich einer dieser Recken nach dem andern, immer phantastischer, immer wilder und höher, bald scharfkantig in den Umrissen und senkrecht abstürzend, bald dom- oder pyramidenförmig, und das steigert sich von Minute zu Minute, bis endlich der ungeheure unerstiegene Dom der Marmolata (nach der neuesten Messung 11055' hoch, nach früheren Angaben nur 10500') mit dem gewaltigen Eispanzer auf dem nackten graurötlichen Felsenleibe über alle erhaben thront. Beim Absteigen erst öffnet sich der Blick in das Fassathal, und da entfaltet die Alpenwelt ihre Majestät und Pracht in der eigentümlichsten Weise, denn diese Felszacken, Hörner, Nasen, Wände, Spitzen und Scharten haben ihresgleichen nirgends, und wenn die Abendsonne ihr rötliches Licht darüber ausgießt, während das üppig grüne Thal schon im Schatten liegt, wenn lichte Wolkenstreifen sich so an einzelne Hörner legen, daß diese zu wachsen scheinen, so glaubt man mehr zu träumen als zu wachen.

Die Pflanzenwelt bleibt ebenfalls nicht zurück. Bis zur „Marter“ auf der Jochhöhe führt der Weg meist durch Alpenweiden; abwärts hält man sich von der Marter weg besser links, obwohl man rechts auch sicher hinabkommt, und man gelangt bald in den Wald. Außer Gewöhnlicherem, wie *Salix herbacea*, *retusa*, *reticulata*, *Nigritella angustifolia*, *Onobrychis sativa* Var. *montana*, *Saxifraga*- und *Hieracium*-Arten

* Die Höhenangaben, wo nicht ausdrücklich etwas anderes bemerkt ist, stammen aus „Meyers Atlas der Alpenländer“. Die botanischen Namen aus „Koch, Taschenbuch der deutschen und schweizer Flora“.

findet sich z. B. *Atragene alpina*, *Pedicularis Jacquini*, *tuberosa*, *verticillata*, *asplenifolia*, *Papaver alpinum*, *Gaya simplex*, *Athamanta cretensis*, *Potentilla nitida*, *Trifolium alpinum*, *badium*, *Astragalus alpinus*, *Gentiana punctata*, *Köleria hirsuta* und *Gnaphalium Leontopodium* („Edelweiß“), dieses bis an die obersten Höfe im Fassathale herab.

3. Schließlich möchte ich noch die Besucher von Heiligenblut, die sich nach Gastein wenden wollen, auf den Weg über das Kauriser Goldbergwerk aufmerksam machen. Gewöhnlich geht man über das Hochjoch ins Kauriser Thal und dann entweder von Bucheben über die „Stanz“ direkt nach Hofgastein oder über Lend die ganze Gastein hinauf. Jedenfalls braucht man zwei Tage, und ist man aus dem Fuschertale gekommen, so macht man den halben Weg zweimal (auf dem Hochjoch laufen die Wege aus dem Fuschertale und dem Kauriser Thale nach Heiligenblut zusammen), ist genötigt „die Gastein“ (d. h. das Gasteiner Thal) auf und ab zu passieren und braucht noch einen halben Tag für das Maßfeld, während man von Heiligenblut an einem Tage über das Goldbergwerk und durch das Maßfeld nach Wildbad Gastein gelangt. Es steht freilich eine Lamentation über die Goldbergwerkpassage im Fremdenbuche, und ein alter würdiger Herr, dessen Schwager den Weg einst gemacht und als schrecklich geschildert hatte, gab sich viel Mühe, mir abzureden,* allein ich glaubte dem Führer und dem alten Wirte in Döllach, der mir von Hoppe erzählte, und der die *Braya alpina* und andre Seltenheiten seiner Gegend so genau kannte, mehr, und hatte es nicht zu bereuen.

Man übernachtet in Döllach (anderthalb Stunden abwärts von Heiligenblut im Möllthale) und steigt dann früh zunächst das Gehänge des Möllthales hinan. Die heimatische *Biscutella laevigata* und

* Ich rate jedermann, sich in den Alpen nicht bange machen zu lassen, sondern nur den Führern und den Wirten in der Nähe der Übergänge zu glauben. Schon in Bezug auf das steinerne Meer habe ich von dem „Bangemachen“ gesprochen, und wie sich mancher den Anschein giebt, alles zu kennen und über Dinge schwätzt, die er nie gesehen. Hier noch ein Beispiel: In Gries im Sellrainthale gesellte sich ein junger kräftiger Mann in Jägertracht zu uns, der uns von der gestrigen Gemsjagd, an der er teilgenommen, erzählte. Als wir unsere Absicht ausgesprochen, durch das obere Ötthal nach dem Bintschgau zu gehen, rief er aus: „Was, Sie wollen heuer ins obere Ötthal? Da kann kein Mensch hinüber! Nehren Sie um und verlieren Sie nicht erst die Zeit, gehen Sie durch den Finstermünzpaß.“ Und nach meiner Einsprache setzte er noch ganz eifrig hinzu: „Ich wette meinen Kopf, daß Sie nicht hinüber können; denn wenn ich auch nicht im oberen Ötthale gewesen bin, so kenne ich doch das Gebirge.“ Wir glaubten dem „Gemsjäger“ nicht und hatten wohl daran gethan, denn nie waren die Jochwege im oberen Ötthale leichter und gefahrloser zu passieren als im Hochsommer 1864!

Anthyllis Vulneraria nebst Anthoxanthum odoratum sind, wie fast überall in den deutschen Centralalpen, die treuen Begleiter bis zur Schneegrenze. Dann gehts durch eine Waldschlucht und über Schafristen hinweg; die Stirnmoräne des großen Zirknitzgletschers oder vielmehr des Zirknitzkees, wie es in Salzburg heißt, wird überklettert (*Silene Pumilio*, *Geum reptans*, *Ranunculus glacialis* reichlich zwischen den Granitblöcken), weiter geht es über den etwas steilen Rücken des Gletschers hinauf (herrliche Aussicht) und über einige Schneefelder abfahrend gelangt man zu dem Goldbergwerke, von dessen Schwelle der Schnee (Anfang August) kaum weggeschmolzen war, während der „Speik“ in ganzen Rasen üppig blühte. Die gewaltigen Gletscher des nahen Hochnarren glaubt man nur einen Pistolenschuß entfernt. Nach einer Viertelstunde kamen wir an den „Neubau“, kehrten ein und wurden später noch einmal dahin zurückgetrieben durch ein Gewitter, das aus dem Kauriser Thale aufzog und sich bald mit aller Wucht über uns entlud. Dann ging es, während man das ganze Kauriser Thal entlang sehen konnte, dem berühmten „Berwalterstege“ zu, vor dem man mich so gewarnt hatte. Es ist ein eine halbe Stunde langer, fast bequemer Fußsteig, der ziemlich horizontal an einem Berggelände hinführt. Nur an vier bis fünf Stellen waren die Runsen, in denen im Frühjahr die Lawinen niedergehen, noch nicht schneefrei und es war nötig, diese 10—40' breiten Schneestreifen festen Schrittes und mit einiger Vorsicht, um nicht zu rutschen, zu überschreiten; felsige, schwindlige Partien fehlen gänzlich, wohl aber leuchtet es aller Orten gelb (*Ranunc. mont.*, *Geum mont. etc.*), rot (*Saxifr. Rudolph.*, *oppositif.*, *Primula minima*, *glutinosa*, *Stachis alpina* („Tauernflee“), *Silene acaulis*), und weiß und blau (*Gentiana bavarica*, *verna*, *acaulis*, *Ranunc. alpestris etc.*). Dann steigt man steil hinab in das bekannte Maßfeld mit seiner Wasserfülle, seinen Wasserfällen, Gletschern, Herden Alphütten &c. Am Schleierfalle, diesem ganz unvergleichlichen Wasserfalle, dem von vielen der erste Preis in den deutschen Alpen zuerkannt wird, geht man vorbei, die wilde Ache bildet den Bären- und Kessel-fall (*Doronicum austriacum* leuchtet überall im Gesträuch), und wenn man abends den mächtigen Donner des Wildbader Falles lauter und lauter brausen hört, so hat man das Bewußtsein, einen Tag verlebt zu haben, dessen Gedächtnis der Strom der Zeit nimmer verwischen wird.

(„Aus der Heimath.“ Herausgegeben von Hofmähler. 1864 Nr. 24, 1865 Nr. 14, 15, 22 u. 23.)

13. Erfahrungen auf Alpenreisen.

Vortrag, gehalten in der Museums-Gesellschaft zu Annaberg
am 19. Januar 1882.

Hochverehrte Versammlung! Es bleibt immer eine schwierige Aufgabe, für einen Museumsvortrag ein geeignetes Thema zu finden. Vor vielen Jahren hat dies einmal an dieser Stelle ein geistreicher Jurist sehr drastisch ausgeführt. Er schilderte, wie er überlegt habe, über dies und das zu sprechen, und nachdem er possierlich auseinandergesetzt, warum er eine ganze Anzahl von Themen, die ihm eine Weile passend erschienen, doch schließlich habe fallen lassen, schloß er nach einer halben Stunde mit dem Geständnisse, daß er kein passendes Thema gefunden und daß er folglich auch keinen Vortrag halten könne. Dieser Ausweg ist seitdem selbstverständlich für ein Menschenalter verschlossen, und ich war daher recht froh, als mir Freund Dr. St. mit der Aufforderung, einen Vortrag zu halten, zugleich den Wink gab: „Nachdem vor einiger Zeit von einem ‚Mitgliede des Alpenklubs unter tausend Fuß‘ die Alpen von unten betrachtet seien, wäre es nicht unpassend, sie einmal von oben zu beschauen. Mir, als dem zweitältesten sächsischen Mitgliede des deutsch-österreichischen Alpenvereins, der ich auf siebzehn Reisen nach und nach fünf Vierteljahre in den Alpen gelebt, würde das nicht schwer fallen.“ Das schon nicht; aber das verehrte Publikum hat gewiß genug an Beschreibungen der Hochalpen mit den bekannten Schilderungen von halbsbruchdrohenden Felsklettereien und von gähnenden oder tückisch verborgenen Gletscherspalten. Ich selbst habe mich schon vor länger als zwanzig Jahren hier über das steinerne Meer, die Pfandelscharte und Heiligenblut weitläufig, und vor sechzehn Jahren über das siebzehn Stunden lange Öththal wenigstens eine halbe Stunde lang verbreitet, und vor wenig Jahren hat mein Bruder beschrieben, wie man durch den Gamschlupf den Zugang zu dem Gipfel des Morteratsch bei Pontresina gewinnt. Diese Schilderung kann ich mir auch aneignen, denn ich hatte das Vergnügen, voranzukriechen.

Derartiges wollen wir demnach beiseite lassen. Ich will aber versuchen, Ihr Interesse für die Hochalpen zu erregen durch wahrheitsgetreue Darstellung verschiedenartiger Erfahrungen, die ich, oder richtiger wir, auf unsern vielen Reisen gesammelt, wenn wir wochenlang höher als der Gipfel des Fichtelberges und nicht selten höher als das Schneekoppenhaus schliefen.

Ohne Zweifel ist das Interesse an den Hochalpen gewaltig im Steigen begriffen. Der österreichische Alpenverein, der älteste auf dem Festlande, 1862 begründet, hatte schon nach zwei Jahren fast 700 Mitglieder, meist Wiener. 1865 sind bereits 41 Nichtösterreicher verzeichnet, darunter aber nur 15 Angehörige des gegenwärtigen deutschen Reiches einschließlich zweier Sachsen. Zu Anfange des vorigen Jahres aber zählte er, mittlerweile zum deutsch-österreichischen Vereine umgewandelt, 9000 Mitglieder mit 501 Sachsen. Wien hat 1300, München 900 Mitglieder, das gänzlich in den „Nichtalpen“ gelegene Leipzig hat 200, das ferne Hamburg immer noch 102. 32 000 österreichische Gulden konnte schon 1880 die Zentralkasse ausgeben für die Herstellung des wertvollen Jahrbuches, für Wege- und Hüttenbauten, Aufforstungen, meteorologische Zwecke, Führerwesen &c. Für die Erbauung und Instandhaltung zahlreicher Hütten sorgen die größeren Sektionen außerdem. (1893 zählte der Verein 28 000 Mitglieder!)

Es soll mich nicht wunder nehmen, wenn mancher dabei in Gedanken den Kopf schüttelt. Das ganze Altertum, das Mittelalter, ja noch das vorige Jahrhundert, sie wissen nichts von freiwilligen Alpenreisen. Wohl haben Cäsars Legionen die Alpen oft genug überstiegen, aber Cäsar verliert keine Silbe über die Pracht der Eiszelt des Montblanc, die sich nahe den Wegen, die ihn nach Gallien führten, aufbaut. Er und seine Nachfolger zogen diese Wege mit Sorgen, die Bergvölker beugten sich ungern unter das Joch der Römer. Erst dem Consul Terentius Varro Murena gelang es, im Jahre 9 vor Christo durch Vertragsbruch 36 000 waffenfähige Salasser gefangen zu nehmen und so den Verzweiflungskampf dieses Volkes, der ein Vierteljahrhundert gedauert, zu beenden. Nun ließ der Kaiser Augustus da, wo die Wege vom großen und kleinen Bernhard zusammenlaufen, für 3000 seiner Prätorianer eine feste Stadt erbauen, die Augusta Praetoria Salassorum, das heutige Aosta. Noch giebt der herrliche Triumphbogen vor der Stadt Kunde von dem Siege, noch wird durch ein riesiges Mauerviereck, das nur üppige Weinranken stellenweise verhüllen, die alte Prätorianerstadt umschrieben, noch gelangt man durch die Via Praetoria an die gewaltige dreithorige Porta Praetoria, aus riesigen, tadellos gefügten Quadern erbaut, und unter ihr durchschreitend, die Via principalis entlang auf das Forum, den altrömischen Markt, an dessen Seite die Frontmauer des kolossalen Theaters noch erhalten ist, ohnweit der Unterbaureste eines ungeheuer großen Amphitheaters mit den Gewölben für die wilden Tiere, neben denen wir Nonnen bei dem friedlichen Geschäfte des Heumachens antrafen. Daß die Alpen eine gewaltige Völkerscheide immer waren, wird hier besonders deutlich, wo man die Kunde von Hannibals Durchzuge lebendig erhält, und von Napoleons I.

kühnem Übergange, der ihn zum Siege von Marengo führte, zu geschweigen der Burgunden und Goten, deren Spuren namentlich in Form troziger Burgen noch sehr wohl erhalten sind.

Aber alle diese Helden und ihre Heere hatten nur Verwünschungen für die Alpen, nur Klagen über die endlosen Mühen und Gefahren des Weges, kein Wort der Bewunderung für die Blütenpracht der Alpenflora, oder für das erhabene Schauspiel der Wasserstürze, die bald die Erde erschütternd und die Luft mit Wasserstaub füllend in die Tiefe donnern, bald traumhaft von der Felsenwand als Staub- oder Schleierfälle herab-schweben. Ihre ganze Seele ist nur erfüllt von dem einen Wunsche, so schnell wie möglich hindurchzukommen durch diese Schluchten und Engen, die den Eindringling auf Tritt und Schritt bedrohen, in denen feindlicher Hinterhalt dreifach schreckensvoll werden muß. Und doch zogen sie meist Wege, auf denen heute das Posthorn lustig ertönt, auf denen schwerbepackte vierspännige Gilposten mit staunenerregender Schnelle Windung um Windung herabrollen. Jenen Pfad aber, der uns nach Aosta führte, den Theodulpaß, und alle Wege seinesgleichen, betrat man vordem nur in äußerster Lebensgefahr (so Calvin, als er seinen Versuch, Aosta zu reformieren, beinahe mit dem Leben büßen mußte) oder bei Ausübung des Schmugglergewerbes. Das freundliche Thal von Chamonix, jetzt ein Stelldichein für die ganze gebildete Welt und jährlich von 15—16000 Touristen besucht, wurde 1741 noch so gefürchtet, daß die sieben Engländer, die sich damals von Genf aus hineinwagten, bis an die Zähne bewaffnet ausbrachen, und hundert Jahre früher erwarb sich Franz von Sales seinen Heiligenschein fast schon dadurch, daß er Chamonix zu Fuße besuchte.*

* Als Thomas Platter 1534 von Basel aus seine Heimat im Wallis aufsuchen wollte, war er mit seinem Begleiter Heinrich Billig bereits bis Realp am Fuße der Furka gelangt, als aber Heinrich dort „die berg gsach, gruset im znacht, das im zwiflet, ob er morendes (morgens) über den berg welte, was gar verzagt“. Er schloß die Nacht nicht viel, und als der gedungene Führer im Morgendunkel ausglitt und fiel, „wolt er kein drit mer für sich gan und sprach zu mier (Platter): gang du in Walles, ich will wider uff Basell“. Und so mußte Platter, der „in der wildin nit von im wolt“, zurück nach dem Vierwaldstädter See und über den Brünig. Dann trennten sie sich, Billig ging über Thun zurück nach Basel, und Platter über die Grimjel ins Wallis! Thomas und Felix Platter. Bearbeitet von Heinrich Voos. Leipzig 1878. Seite 86.

In den „Briefen aus der Schweiz“ erzählt Goethe (Werke VII, 155. Cotta 1867): „Hier und da auf der ganzen Reise (im Herbst 1779) ward so viel von der Merkwürdigkeit der Savoyer Eisgebirge gesprochen, und wie wir nach Genf kamen, hörten wir, es werde immer mehr Mode, dieselben zu sehen.“ Herr de Saussure wird um Rat gefragt, ob die Reise gewagt werden könne, und da dieser sie unbedenklich findet, wagt sich Goethe von Genf über Salenche nach Chamonix und zurück über Trient nach Martinach (Martigny) im Wallis. Von da will er über die Furka nach dem Gotthard vordringen. Von Brieg schreibt er: „Sie können sich vorstellen, daß ich hier schon wieder die Leute examiniert habe,

Jeder, der einmal einsam in den Hochalpen gewandert ist, wird das begreifen. Als mir auf der zweiten Reise die heilige Pyramide des Rödarekogels im Ötthale beim Einlenken in das Thalbecken von Sölden plötzlich in ihrer vollen Größe und scheinbar ganz nahe entgegenleuchtete, da kam sie mir, obwohl ich im Sonnenscheine auf grünem Wiesenrunde sicher einherschritt, doch so drohend vor, daß ich stehen blieb und überlegte, ob es nicht vielleicht vermessen sei, an ihr hart vorbei weiter gen Bent vorzudringen. Insbesondere wirken auch die Gletscherbäche, deren trübe Fluten bei warmem Wetter ungeheuer anschwellen, häufig den Weg überschwemmen und zum Vorbeiklettern zwingen, auf den Neuling schreckenerregend. So tosen sie, daß es unmöglich ist, einem jenseits Stehenden etwas zuzurufen, auch wenn sie nur acht bis zehn Schritte breit sind.

Damals — es war anno 1862 — beherbergte der Kurat in Gurgl alljährlich nur etwa zwanzig Gäste, der Benter etwa vierzig, denn Bädeler riet, beileibe nicht ohne Führer ins obere Ötthal einzudringen. Das ist total anders geworden. Der großen Menge ist die Herrlichkeit der Hochalpen aufgegangen, Tausende kehren alljährlich wieder, sie haben nicht Ruhe, bis sie wieder um die Sommerjonnenvende Schnee unter den Füßen haben und die Wälder tief unter sich im Thale, bis sie wieder die köstliche Luft umfängt und das hehre Schweigen. Und wie auf der Fahrt nach Helgoland jedermann erst dann das Vollgefühl hat, wirklich auf freiem Meere zu sein, wenn auch die Längsten die letzte Spur des festen Landes, die Laterne des Neuwerker Leuchtturmes, nicht mehr aus den Wellen auftauchen sehen, so wollen sie auch einmal wieder einer Aussicht sich erfreuen, die umfassend ist, die kein höherer Nachbar störend unterbricht.

ob sie glauben, daß die Passage über die Furka offen ist. Denn das ist der Gedanke, mit dem ich aufstehe, schlafen gehe, mit dem ich den ganzen Tag über beschäftigt bin.“ Von Münster endlich schreibt er: „Wir haben schon verschiedene Leute vorgehabt und sie nach dem Übergange über die Furka gefragt; aber auch hier können wir nichts Bestimmtes erfahren, ob der Berg gleich nur zwei Stunden entfernt ist. Wir müssen uns also darüber beruhigen und morgen mit Anbruch des Tages selbst rekonoszierend sehen, wie sich unser Schicksal entscheidet. So gefaßt ich auch sonst bin, so muß ichs gestehen, daß mirs höchst verdrießlich wäre, wenn wir zurückgeschlagen würden. Glückt es, so sind wir morgen in Realp auf dem Gotthard und übermorgen zu Mittag auf dem Gipfel des Berges bei den Kapuzinern; mißlingts, so haben wir nur zwei Wege zur Retirade offen, wovon keiner sonderlich besser ist, als der andre. Durchs ganze Wallis zurück und den bekannten Weg über Bern auf Luzern; oder auf Brieg zurück und erst durch einen großen Umweg auf den Gotthard.“

Ein „Lied auf dem Rigi-berg gesungen“ in Schillers Musenalmanach 1798 Seite 181 ist noch von folgender Erklärung begleitet: „Der Rigi-berg ist ein Alpenberg zwischen Zug, Lucern und Schweiz, so vorteilhaft hingestellt, daß man von seinem Gipfel eine der umfassendsten Aussichten Helvetiens überblickt. Drei Seen, die von Lucern und Zug und der von Lowers bespülen seinen Fuß.“

Jetzt kehren täglich so viel Menschen an schönen Sommertagen in Bent und Gurgl zu, wie früher alljährlich, auch giebt es dort kaum noch eine Höhe, die nicht wer weiß wie oft erstiegen wäre. Was vor kaum hundert Jahren als große That gepriesen und weitläufig beschrieben wurde — eine Benedigerbesteigung, ist eine unbedeutende Sache geworden, man schämt sich in den Alpen, zu erwähnen, daß man „auch oben war“. Am auffälligsten ist dies in der Schweiz. In Zermatt erfährt man vielleicht so beiläufig an einer der großen Wirtstafeln von hundert bis zweihundert Bedecken, daß der Nachbar vor zwei Stunden vom Matterhorn zurückgekehrt ist. Von dem haarsträubenden Abstiege des Dr. Güssfeld vom Col du Lion (zwischen Breuil und Zermatt) lasen wir jüngst in der „Deutschen Rundschau“ (XXIX, 438 ff.), in Zermatt, wo wir kurz nach dem Wagnisse fünf Tage lang weilten, sprach niemand davon. Man hat täglich fünf- bis sechshundert Fremde zu versorgen!

Wollte man heute noch die Glocknerbesteiger in Heiligenblut, wie im Jahre 1862 meinen Stubengenossen (S. 207), bei der Rückkehr mit Böllerschüssen begrüßen, man müßte viel Pulver haben. Damals, vor 20 Jahren, war ganz Heiligenblut in Aufregung, und den ganzen Tag spähte man mit dem Fernrohre nach dem kühnen Manne. Zurückgekehrt sagte er mir aber schon damals: „Die Scharte ist nicht so schlimm, als man's macht“ — er meinte die zehn bis fünfzehn Schritte lange, wenige Fuß breite Scharte, von der man einerseits nach dem Pasterzenkees, andererseits nach dem Leiterkees etwa achttausend Fuß niedersieht, und die man überschreiten muß, wenn man von dem niedrigeren Gipfel, dem Kleinglockner, zur höchsten Spitze, dem Großglockner gelangen will. Jetzt hat man zwei Wege zum höchsten Gipfel und drei zur Adlersruhe. Als wir, Freund W. und ich, 1879 uns eben auf die hergerichtete Schneebank auf dem höchsten Gipfel niedergelassen hatten, sahen wir eine ganze Gesellschaft gegenüber auf dem Kleinglockner auftauchen und zur Scharte niedersteigen, die nach einer Viertelstunde neben uns saß und das Duzend voll machte, das auf der Glocknerspitze notdürftig Platz findet. Die Gesellschaft kam vom Glocknerhause den Hofmannsweg hinauf und ging nach Kals; wir kamen von Kals und gingen über den ehemals so gefürchteten Rakensteig nach Heiligenblut, woselbst man alleweile wenig Notiz von den Glocknerbesteigern nimmt, weil man selten von dort ausgeht und wieder dahin zurückkehrt.

Es ist noch kein Vierteljahrhundert, daß der Ortlergipfel für äußerst schwierig galt. Kein Mensch in Tirol wollte es glauben, als Engländer mit Schweizer Führern einen verhältnismäßig bequemen, wenn auch etwas gefährlichen Weg von Trafoi aus gefunden hatten. Zu jener Zeit dachte

auch noch kein Tiroler Führer daran, im Interesse der Touristen Wege zu den Hochgipfeln ausfindig zu machen; Gemsjäger fanden zufällig, Schafhirten aus langer Weile manchmal einen Zugang zu unerstiegenen Höhen. Das ist ganz anders geworden. Die Geschichte mit dem Ortler verdroß die Tiroler gewaltig. Sie haben bald bessere und minder gefährliche Zugänge zum Gipfel gefunden, haben auf die früher für unersteiglich gehaltene Tabarettawand eine Hütte gebaut, von der aus der Ortler an jedem wolkenfreien Sommertage, oft von zehn bis zwölf Fremden erstiegen wird. Tiroler Führer, die die ganze Schweiz, ja die Alpen der Dauphine kennen, trifft man in allen Hauptberglagern.

1864 wollten wir, Freund K. und ich, aus dem Stubaital ins Ötthal hinübersteigen. In Neustift aber schon sagte uns der Wirt, wir würden, wenn wir Glück hätten, vielleicht in der Mutterberger Alm — vier Stunden aufwärts — einen Hirten bereit finden, uns über das (langweilige) Mutterberger Joch zu bringen; über das Bildstöckel aber, das uns im Sinne lag, würde niemand mitgehen wollen. Unter sothanen Umständen kehrten wir um und gingen über die Alpe Rüthei, woselbst man keinen Führer braucht, ins Ötthal. Sechzehn Jahre später kamen wir zum dritten Male wieder, diesmal Freund W. und Dr. St., der gleich mir an der Seite seiner zarteren Hälfte wandelte. In Neustift wurde nur ein Frühstück genommen und der Wirt gar nicht gefragt: wir kannten das treffliche Bergwirthshaus zwei Stunden oberhalb in Kanalt. Dort wußten wir auch unsern bärenstarken und doch so weichmütigen Führer Tanzer, gewesenen Kaiserjäger und Erbpachter der Alpe Grabau, der uns schon einmal über ein halb Duzend Joche sicher geleitet. Er war nicht da, als wir nach ihm fragten. Der ältere Bruder wurde gerufen, und als wir dem unsere Namen genannt und den jüngeren Bruder begehrt, rief er aus: „Der kommt heut Mittag g'wiß, und der loast Sie nit aus.“ Kein Wunder, er hatte vor zwei Jahren an uns einen ganzen Jahrespacht verdient für seine Alpe, auf der Weib und Kinder und ein Knecht die funfzehn bis zwanzig Kühe besorgen, die ihm die Neustifter Bauern gegen ein bestimmtes Quantum Käse und Butter im Sommer in Pension geben. Er hatte auch mit uns das ganze obere Ötthal zum ersten Male durchwandert und war am Schlusse auf der Brennerbahn, die er bisher nur dem Namen nach kannte, nach Hause spediert worden. Seine Freude, uns wiederzusehen, drückte er zunächst durch einen mächtigen Sprung über den Regelschub aus, den wir gerade „versuchten“. Andern Tags schritt er uns voran, beladen mit allerhand zivilisiertem Proviant, oben auf etliche „Hähndeln“ in Bratpfannentoilette. Man ist nicht mehr genötigt, in der schmutzigen Mutterberger Alm entweder

über den Schweineställen oder neben den Sennern zu übernachten, die ihre Wäsche die ganze Saison herkömmlicherweise nicht wechseln, weil die Färbung derselben Zeugnis für ihren Fleiß giebt. Sennnerinnen giebt es, beiläufig bemerkt, in Tirol nicht; wohl aber im Salzburgischen und in Bayern: dort ist die Geistlichkeit nicht so rigoros, dort singt man noch „auf der Alm da giebt's ka Sünd“. Übrigens ist zur Dämpfung allzupoetischer Vorstellungen zu bemerken, daß um größere Almen vor allem die Herden von Kühen, Schafen und Schweinen die Spuren ihrer täglichen Anwesenheit zurücklassen, und daß derbe Fäuste dazu gehören, um dieses Viehzeug zu behüten und zu besorgen. Ohne Not übernachtet niemand, der es nur einmal probiert, in einer Alm. Frauen zumal gruselt's schon, wenn sie nur hineinschauen in die rauchgeschwärzten Höhlen.

Unser Ziel war die Dresdner Hütte, hart am ewigen Schnee erbaut, mit wahrhaft großartiger Aussicht und verhältnißmäßig guter Unterkunft, auch aller Gelegenheit, bürgerliche Kochkunst zu entfalten. Diesmal brauchten wir nicht zu kochen, nicht das Ofenrohr zu kehren, nicht Holz zu spalten und schließlich aufzuwaschen, wie vor zwei Jahren, da wir sechsunddreißig Stunden eingeregnet und zuletzt genötigt waren, die Führer nach Proviant gen Kanalt zu schicken. Hei wie das brodelte und duftete und schließlich schmeckte! Wenn man bedenkt, daß schon ein Stück Schwarzbrot mit Speck auch verwöhnten Leuten in diesen Höhen nach wenig Tagen trefflich mundet, wenn die von mir erfundene und oft höchst-eigenhändig bereitete Fleischsuppe da oben noch nie jemand verschmähte, noch die „Ochsenaugen“ (Eier auf Butter) meiner Fabrikation, selbst wenn sie wegen Überfluß an Butter nicht zusammengegangen waren, so kann man sich vorstellen, wie uns da oben die von unsern Frauen höchst regelrecht gebratenen Hühnchen geschmeckt haben. Oder vielmehr, das kann man sich nicht vorstellen, wenn man nie achttausend Fuß hoch diniert hat.

Wie leicht zu sehen, gewähren die vielen vom Alpenvereine erbauten Hütten große Vorteile. Sie ermöglichen es, beschwerliche, vielleicht sechzehn bis achtzehn Stunden lange Wege auf zwei Tage zu verteilen, und sie lassen dann am zweiten Tage den Touristen mit frischer Kraft an den letzten Aufstieg kommen, frühmorgens, wenn der hartgefrorene Schnee noch ohne ermüdendes Einsinken ganz leicht überschritten werden kann. So konnten unsre Frauen über das beeiste, über 3000 m hohe Bildstöckel gelangen, ein andermal gar auf die 3319 m hohe Schöntaufspitze. — leicht hinauf, ein wenig weniger leicht hinab.

Telegraph und table d'hôte wie in den Schweizer Berghotels und Hüttenwirthshäusern giebt's in unsern Vereinsthütten nicht, dafür ist es ungleich billiger. In die Büchse der Dresdner Hütte legt man, wenn

man Vereinsmitglied ist, einen halben Gulden für Nachtquartier, Holzverbrauch etc., im Theodulpasse oberhalb Zermatt zahlten wir für Nachtessen, Nachtquartier und Frühstück jeder siebenzehn Franken, im Pavillon du Montblanc oberhalb Courmayeur nahezu dasselbe, im Niffelhause lösten wir uns für einen anderthalbtägigen Aufenthalt jeder mit dreiundzwanzig Franken aus. Man kann nicht sagen, daß dies zu teuer wäre, wenn man weiß, wie äußerst beschwerlich es ist, Lebensmittel und Feuerholz auf diese Höhen zu bringen. Auf den Theodulpasß z. B. gelangt man sowohl von der schweizer als von der italienischen Seite nur über einen zerklüfteten Gletscher, der jedesmal auf anderthalb bis zwei Stunden zum Anbinden an das Seil nötigt. Freilich ohne table d'hôte, man mag wollen oder nicht, thut man's auch da nicht. Diese Nötigung, opulent leben zu müssen, der man selten entgeht, verteuert das Reisen in der Schweiz. Im übrigen haben wir, mit einer einzigen Ausnahme (der Post zu Lungern am Brünig), die Schweizer Wirtshäuser überall preiswert, oft trefflich gefunden. Doch damit komme ich Freund G. ins Gehege, und ich begeben mich deshalb schleunig wieder aufwärts.

Sehr oft begegnet man der Frage, ob denn diese Berg- und Gletscherfahrten nicht sehr gefährlich und auch äußerst beschwerlich seien? Sie läßt sich nicht so kurzerhand mit Ja oder Nein beantworten.

Mit der Gefährlichkeit hat es eine eigene Bewandnis. Jedenfalls kommen beim Fahren und Reiten in den niedern und mittlern Bergregionen verhältnismäßig mehr Menschen um als bei Hochtouren. Ich selbst bin nie ein Wagehals gewesen. Ich hatte nur das Glück, bei meiner ersten Fahrt 1861 zufällig den besten Kenner der deutschen Alpen, den Geoplastiker Franz Keil, als Nachbar auf der Fahrt von Nürnberg nach Salzburg zu haben, der mir riet, über das steinerne Meer und über die vergletscherte Pfandelscharte zu gehen. Als mir der junge kräftige Lehrer von Berchtesgaden große Angst vor dem steinernen Meere machte, fragte ich Keil nochmals auf's Gewissen, ob er mir nicht zu viel vertraue. „Gehen Sie nur,“ sagte er, „und hören Sie nicht auf das Gerede, mit dem man Sie gerade in den Alpen oft genug wird irre machen wollen.“ Der Mann war so glaubwürdig, daß ich entschlossen war, ihm zu folgen. Mein fester Glaube an das Gelingen steckte noch drei Neulinge an, wir unternahmen das Wagnis und haben's nimmer bereut. Auf den Ortler wagte ich mich, nachdem mir der beste Suldner Führer, der schneidige Peter Dangel, der mich auf die Bertainspize gebracht, versichert, ich käme hinauf. Siehe da, es ging. Ich kam die beiden Ramine auf und ab, kam über die Eiswand, wo man Stufen haut und keinen Fehltritt thun darf,

zuletzt auch über den dachfirstähnlichen Grat am Gipfel. Wenn man von so einem Ortlerführer, wie das öfter geschieht, zur Hilfe bei der Hand gefaßt wird, so hat man das Gefühl, daß man nicht fallen kann, falls nur das Handgelenk hält.

Ein interessanter Mann, dieser Peter Dangl. Ist als armer Holzfnecht aus dem Innthale nach Sulden gekommen, um für die Krüzer, denen die Hälfte des Waldes da oben gehört, Holz im Tagelohn zu fällen. Da hat er eine Suldner Erbtöchter gewonnen, die hat ihm Herz und Hand gereicht — sein Blick leuchtet noch jetzt, und er spricht mit besondrem Feuer, wenn man das Gespräch auf sie bringt und ihre prächtigen Buben. Widerwillig hat die Gemeinde den blutarmen Eindringling aufgenommen, aber bald ist er von den Führern, auch von denen, die den berühmten Julius Bayer begleitet, als Obmann gewählt worden. Da oben in den Schneefeldern — „da ist der Mann noch was wert“, da kann noch von jedermann Unbestrittenes an Umsicht und Kühnheit geleistet werden!

Über die Leistungsfähigkeit der Fremden haben diese Führer das beste Urtheil, man darf sich darauf verlassen. Schon auf der zweiten Reise sagte mir der bedächtige Schöpff: „Sie kämen auf den Similaun, Sie gehen so leicht.“ Ich dachte nicht daran, das zu wagen, hatte auch kein Geld dazu. Mangel an Mut oder richtiger an Erfahrung ließ mich noch 1868 den Benediger versäumen. Ich ging über's Lobbenthörl, und da schon sagte mir Freund K., der zusah, wie mir der alte Schafhirt Mandl in der Geschlößalm die Steigeisen anprobierte, mit väterlich warnendem Tone: „Solche Wege willst Du gehen, wo man solche Apparate braucht?“ Die Freunde, die ich später in die Schneeregion eingeführt habe, sind nach einer kleinen Probe alsbald besser ins Feuer geführt worden: Freund W. über den Lötsthalgrat, mein Bruder über das Ölgrubenjoch (woselbst ihn die beschneite Schneide zu einem seiner gelungensten Wurzelbäume begeisterte), Freund Dr. St. auf den Benediger mit Abstieg zur Salzach.

Die Führer haben ihre geheimen Merkmale, an denen sie der Fremden Geschick und Schwindelfreiheit prüfen. Zunächst sehn sie auf die Füße. Da sind ein Paar feste schwere Bergschuhe ein guter Empfehlungsbrief. Sodann bieten vorläufige Schwierigkeiten Gelegenheit zur Probe. Auf dem Kaiser Wege zum Glockner z. B. ist noch vor der Hütte, in der man übernachtet, ein felsiger, steilabfallender Grat zu überklettern. Wie zufällig sind dort jedesmal alle Führer voraus. Wer nun dort um Hülfe ruft, verrät unfehlbar seine Schwäche. Als wir beim zweiten Aufstiege zur Stüdlhütte diese Stelle wieder passirt hatten, sagte ich zum alten Groder: „Ihr Führer könntet aber einmal den Grat da etwas manierlicher machen, ein

Baar Tritte einhaun oder so etwas.“ „Nein Herr,“ war die Antwort, „das thun wir nicht, hier sehn wir, wie am Morgen dann die Herren am Glockner gehn werden!“* Sie thun wohl daran, sich zu vergewissern, wie „die Herren gehn werden“, denn das Leben der Führer ist zuerst gefährdet, wenn sie gänzlich Ungeschickte begleiten.

Manchmal werden schwierige Stellen belassen, weil sie pikant sind. So der Gamschlupf am Morteratsch, den man auf allen Bieren, den Abgrund zur Seite, durchkriechen muß; oder der Tschingeltritt, eine Felselhühnersteige im hinteren Lauterbrunner Thale. Wer diese eigentümlich interessanten, nicht gerade gefährlichen Passagen hinter sich hat, der erinnert sich ihrer gern und möchte sie nicht missen. Ich wüßte nicht, welche Pflanzen in meinem Herbarium mir lieber wären als das Zochvergißmeinnicht (*Eritrichium nanum* Schrad.) aus dem Gamschlupfe, die Veilchen (*Viola cenisia, calcarata* L.) vom Tschingeltritte und der Steinbrech (*Saxifraga Rudolphiana* Hornsch.) vom Berwallersteige nahe dem Mauriser Goldbergwerke, vor dem ich mit den Worten gewarnt wurde, „man dürfe nicht zwischen Turmspitzen gehen“, was arg übertrieben war.

Es ist übrigens dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Am zweiten Kamin am Ortler angeichts der gegenüberliegenden Eiswand haben schon viele gesagt: „Da hinunter und dort hinauf? Nimmermehr! Kehren wir um!“ Ein „plötzlich eingetretener Nebel“ ist dann gewöhnlich der Mantel, mit dem die Umkehr zugedeckt wird. Auch angeichts der Wand, an welcher der Übergangspunkt des Col du Géant in einer Höhe von 2122 m über Courmayeur gesehen wird, hat schon mancher die Überschreitung auf „gelegnere Zeit“ verschoben.

Wirkliche Gefahren drohen nur von Lawinen und vom Steinschlage. Hänge, an denen Lawinen niedergehen, und Felsrinnen, in denen Steinchen niedertanzen, die bei großer Höhe leicht die Geschwindigkeit von Pistolenkugeln erreichen können, fürchtet auch der kühnste Führer. Sonst ist nur Vorsicht allezeit und überall unentbehrlich. Übermut nahm schon oft ein schlimmes Ende. In Kals trafen wir 1874 das ganze Wirtshaus besetzt von den Freunden eines jungen Wiener's, der das Jahr zuvor auf dem Wege zum Glockner an Erschöpfung gestorben war und dem sie nun eine Gedenktafel errichtet hatten. Er hatte in lustiger Abendgesellschaft in Wien

* Als Goethe (s. o.) glücklich über die Furka nach Realp gelangt war, gestanden die Führer nachträglich, „daß heute früh, als sie gefordert wurden, erst einer gegangen sei, uns zu rekonoszieren, um zu sehen, ob wir wohl die Miene hätten, mit ihnen fortzukommen; denn sie hüteten sich sehr, alte oder schwache Leute in dieser Jahreszeit zu begleiten.“ (Briefe aus der Schweiz, Werk VII, 190. Cotta 1867.)

gewettet, er wolle, wie er gehe und stehe, nach Kals reisen, den Glockner besteigen und dann wiederkommen. Der Dr. Bürstenbinder, der in Gurgl begraben liegt, hatte sich durchaus geweigert, am Seile zu gehen; er fand infolge dessen in einer Spalte seinen Tod. Die Besteiger des Cevedale, die 1878 wenige Tage nach unsrer Ersteigung verunglückten, hatten zu dritt nur einen Führer und einen Träger, außerdem war der Ausgleitende, der die andern mit herabriß, ein Ungeübter. Auch unter den ersten Ersteigern des Matterhorns, die beim Abstiege verunglückten, war ein Neuling, der auf einen Führer stürzte und so das Unglück herbeiführte.

Was die Beschwerden betrifft, so sind sie natürlich nicht abzuleugnen; aber man irrt, wenn man glaubt, daß sie mit der Höhe immer zunehmen. Der 1780 m hohe Schafberg bei Ischl hat meiner Frau viel mehr Mühe gemacht, wie der 3034 m hohe Umbrail am Stillsfer Joche. Beim Schafberge sind vom Wolfgangsee 1200 m zu ersteigen, beim Umbrail von der vierten Cantoniera aus nur 500, und beim Schafberge kommt man erst in einigen Stunden in die Kühle der Baumgrenze, die man bei der vierten Cantoniera schon längst tief zu Füßen hat.

Die Erzählungen, daß auf großen Höhen Blut aus der Bindehaut der Augen treten solle, haben wir nirgends, auch auf dem 4172 m hohen Breithorn nicht bestätigt gefunden, ebenso wenig wußten Matterhorn- und Montblancbesteiger, die wir gesprochen, davon. Einzig das Atmen wird in großer Höhe beschwerlich. Wenn die letzten Anstiege sehr steil sind, muß man sehr oft stehen bleiben, um Luft zu schnappen.

Ohne Zweifel ist es gut, wenn man, vom Schreibpult oder Katheder kommend, erst einige kleinere Anstiege zur Einübung vornimmt, unbedingt notwendig ist es nicht. Auf die 3542 m hohe Bertainspize stieg ich, nachdem ich den Wagen, der mich in der Hauptsache nach Sulden gebracht, soeben verlassen hatte, ohne besondere Erschöpfung zu spüren. Nach einigen herzhaften Touren ist man gewöhnlich förmlich geseit gegen Müdigkeit. Wir füllten in Bent einmal einen Ruhetag mit einem Spaziergange nach dem Hochjochospize aus, das sind hinwärts vier, zurück drei, in Summa sieben Stunden.* Ich bot dort Tanzer, der uns

* Selbstverständlich wandten wir nicht bloß diese eine Methode an, Ruhetage auszufüllen. In Gurgl z. B. saßen wir fast einen ganzen herrlichen Julitag in dem im Küchengarten aus Brettern und Backsteinen erbauten „Salettel“ mit der unvergleichlichen Aussicht auf den großen Gurgler Ferner. Den Frauen glitt das unvermeidliche Strick- oder Häfelgarn durch die Finger, und sie folgten mit wohlgefälliger Teilnahme der Vorlesung der Schilderung des Öthals, wie sie Ludwig Steub in seinem lebenswürdigen Buche „Drei Sommer in Tirol“ gegeben hat.

„Still liegen und einsam sich sonnen
Ist auch eine tapfere Kunst.“ Scheffel, Avent.

begleitete, ein Stück von dem allzugroßen Lenden-Beeffsteak an, das ausnahmsweise im Hospize zu haben war. Anstatt es sofort zu verzehren, steckte er es in die Tasche mit den Worten: „Es soll mir morgen schmecken.“ Da wurden wir erst gewahr, daß es Freitag sei und daß wir folglich der im Hause des Kuraten unvermeidlichen „Fastenspeis“ aus Eiern (Fische giebt es in den Gletscherbächen leider nicht) entgangen waren. Die reine Luft, die nur einzuatmen schon ein wirklicher Genuß ist, der lebhafteste Stoffwechsel, das köstliche Wasser sind der Gesundheit und dem Wohlbefinden äußerst zuträglich. Dazu kommt für den, der sich in seinem Berufe geistig anstrengen muß, die Gelegenheit, den Geist wirklich ausruhen zu lassen. Denn tagelang ist man gezwungen, seinen Scharfsinn nur darin zu üben, nachzuforschen, wo der nächste bequeme und sichere Tritt ist, daß das Seil nicht schlappe und dergleichen. Aber gehen muß man! Bei dem Aufstiege zur Gemmi überholte uns ein beleibter, zu Pferde sitzender Herr, der, uns arme Fußgänger bedauernd, sagte: „Sehen Sie, meine Herren, wie stark Sie schon schwitzen — ich schwitze noch gar nicht.“ „Schlimm für Sie,“ sagten wir lachend. Wer weiß, ob er uns verstanden hat.

Nie leidet man im Hochgebirge an Katarrhen, mitgebrachte verschwinden nach wenigen Tagen. In der Kirche zu Gurgl hört man nach Aussage des Kuraten oft den ganzen Winter hindurch niemanden husten.

Wenn trotzdem viele nach der ersten Reise die Lust verlieren, wiederzukommen, wenn sie anstatt des gehofften Genußes vielmehr Ärger und Verdruß gehabt, anstatt der gehofften Erquickung eher Ermattung zurückbringen, so liegt das in den meisten Fällen an der verkehrten Art, wie sie zu reisen belieben. Reisen kann man's nicht nennen, es ist ein Rennen und Jagen. Im Sonnenbrande steigen sie glühende Felspfade in die Höhe. Es ist dichter Nebel und Regen, sie „müssen“ aber morgen Gott weiß wo sein, und fort geht's auf bodenlosem Wege, in Nebel und Regen und Schneegestöber hinein. Das ist ganz gewiß kein Vergnügen. Ein Spaßvogel rät im Heiligbluter Fremdenbuche denen, die ohne jede Hoffnung auf Aussicht über die Joche laufen, anstatt dessen doch lieber eine Zeit lang in's „Buckelsäckel“ — in den Rucksack, wie ihn die Bergsteiger tragen — zu schauen.

1872 saßen wir, Freund W. und ich, an einem heißem Julitage in Meiringen beim Nachmittagskaffee. Da kamen drei Landsleute ganz erhitzt vom Brünig herunter, eilig verschlangen sie ein nachträgliches Mittagbrot, sie „mußten“ noch, wie sie sagten, ins Rosenlauibad hinauf. Denn sie hatten noch viel vor, wollten auch nach Zermatt, aufs

Riffelhaus und den Gornergrat, und zwar wollten sie vom Wallis aus dazu ganze zwei Tage zum Hin- und Rückwege verwenden. Sie ließen sich natürlich nicht aufhalten, sondern kletterten nach kurzer Rast die sonnige Wand zu den Reichenbachfällen hinan. Wir folgten ihnen dann am nächsten Morgen im Schatten, wurden aber am folgenden Tage, da sie unterdes auch aufs Faulhorn gerannt waren, das wir links liegen gelassen, beim Aufstiege zur kleinen Scheideck wieder von ihnen überholt. Da waren sie aber bereits dermaßen abgetrieben, daß der eine feierlich erklärte: „Und wenn's auf dem Gornergrate wie im Himmel ist, mich bringt niemand hinauf!“ Ein ander Mal hörte ich einen Herrn ganz griesgrämig und bitterböse auf den Mönchsberg bei Salzburg schmälen. Es interessierte mich, zu erfahren, warum sich der Mönchsberg so verkehrt in einem Kopfe spiegle, der Mönchsberg, den ich und den Tausende nicht genug preisen und nicht oft genug im Leben sehen können! „Hatten Sie Nebel oben?“ frug ich. „Nein, nein, es war ganz hell und sonnig; aber denken Sie, wenn man sich todmüde gefahren, die vorige Nacht nicht geschlafen hat, und wenn man nun hungrig und durstig diese heißen Treppen mit hinauf geschleppt wird, was hat man denn da oben?“ — „Es wäre da,“ wandte ich schüchtern ein, „angezeigt gewesen, sich zuvor im kühlen Peterst Keller am Aufgange zum Mönchsberge gründlich zu erlaben und auszuruhen; gegen Abend dann, wo es kühler ist, würden Sie mühelos hinauf gekommen sein, auch die Aussicht noch viel klarer gefunden haben.“ — „Ja, dazu hatten wir keine Zeit.“ Muß sich also der herrliche Mönchsberg schmähen lassen, weil die Leute keine Zeit haben, oder sich keine Zeit nehmen, um im genußfähigen Zustande hinaufzukommen.

Es ist eben der gewöhnlichste Fehler bei Alpenreisen, daß viel zu weit gespannte Reisen den Genuß und das viel größere Interesse verkümmern, das vernünftig angelegte gewähren. Durch Erfahrung klüger geworden, kann ich folgende Formel für die Entwerfung eines zweckmäßigen Reiseplanes in den Hochalpen empfehlen: nachdem die Zeit ermittelt worden, welche die Reise erfordert, um glattweg, ohne Aufenthalt gemacht zu werden, muß die Zeit für die bequeme Ausführung etwa doppelt bemessen werden. Dann kann man bei Regenwetter ruhig still liegen, kann größere Touren teilen oder durch köstliche Ruhetage unterbrechen.

Zimmer sollte eine rechtschaffene Alpenreise auch den Hauptkamm der Alpen irgendwo durchschneiden, damit man jedesmal des unbeschreiblichen Reizes teilhaftig werde, aus den öden Schneefeldern unmittelbar durch Lärchen- und Birbenwald hinabzusteigen in die glückseligen Gefilde, in

denen die edle Kastanie und die Rebe gedeihen, wo nicht nur „fein Liebchen unter dem Nebendach“ sitzt, sondern sogar der Stellwagen streckenweise unter so poetischer Beschattung dahinrollt.

Auf's Geratewohl zu reisen lieben manche. Nirgends ist das weniger zu raten als in den Hochalpen, wenn man ihren Reichtum ausschöpfen und sich vor vielem Ärger bewahren will. Der berühmte Verfasser von „Land und Leute“, Niehl, stellt als Regel auf, man solle von den Örtlichkeiten, die man besucht, im Voraus mehr erkundet haben, als die Leute, die dort wohnen, im Durchschnitt davon wissen. Das ist in den Alpen ganz besonders nötig, denn nirgends ist man mit der nächsten Nähe unbekannter. Das Mauriser und Gasteiner Thal z. B. laufen nebeneinander, nur ein Höhenzug scheidet sie; aber von all' den Mauriser Bauerburschen, die Sonntags im Wirtshause zu Bucheben waren und die ich zum Mitgehen zu bewegen suchte, bekam ich die einmütige Antwort: „I woar no nit in der Gaschtein!“

Unkundige Leute, zumal Hochzeitreisende, werden nicht selten von gewinnfüchtigen Führern, insbesond're Maultier- und Pferdebesitzern, schmählich angeführt. Man überredet sie, bei Wind oder Wetter doch z. B. zur Maienwand zu reiten oder über die Platte bei Krinkl. Nach zwei bis drei Stunden kommen sie, wie vorauszusehen, halb erfroren und durchnäßt zurück; der Pferdetreiber aber hat sein Tagesgeschäft gemacht.

Wer mit der Frau reist, muß, wenn sie nicht eine Amazone ist, die bedeutenderen Fußwege, in denen doch der Hauptreiz liegt, vorher probiert haben, oder er muß eins der herrlichen hochalpinen Standquartiere aufsuchen, das weltbekannte Pontresina, Zermatt, Chamoniß oder Engelberg.

Es giebt aber auch bescheidnere und doch ganz köstliche Sommerfrischen in den Hochalpen, so u. a. das Tiroler St. Gertraud im Suldenthale, uns durch mehrmaligen Besuch vertraut und lieb geworden, weshalb Sie mir über dasselbe zum Schlusse noch ein paar Worte erlauben wollen.

Es liegt uns freilich nicht so nahe wie etwa Partenkirchen. Wir müssen zunächst nach München, dann ins Innthal, das längste Thal in der ganzen Alpenkette. Dies gewinnen wir entweder über den lieblichen Schliersee und das Wirtshaus zum Tazelwurm bei Audorf, oder mit der Bahn bei Ruffstein, oder mit Überschreitung der Boralpen über den Tegern- und Achensee bei Jenbach, oder über den Kochel- und Walchsee neben der Martinswand, schon oberhalb Innsbruck bei Zirl, endlich auch über den malerischen Fernpaß bei Brennbüchl, wo unser König Friedrich August, der Tirol so liebte, verunglückte. Zum Fernpasse aber gelangt man

entweder über das vielbesuchte Partenkirchen oder über das vom König Ludwig von Bayern so bevorzugte Hohenschwangau. Auch Frauen finden auf allen diesen Zugängen zum Innthale reichlich, was sie erfreut. Welchem der Vorzug gebühre, kann ich nicht sagen. Ich fand immer den, den wir gerade gewählt, am schönsten.

Man fährt nun das ganze Innthal, soweit es österreichisch ist, hinauf bis unter die Kanonen der Festung Finstermünz. Dabei kommt man ganz unvermerkt dem Hauptkamme der Alpen näher und näher. Anzeichen der Annäherung sind für den Kundigen die schluchtartigen Verengungen des Thales, in denen das tiroler Volk den Landesfeinden, insbesondere Franzosen und Bayern, mehr als einmal entsetzliche Niederlagen bereitet hat; ferner die trüben Gletscherbäche aus den engen Seitenthälern, deren beeiste Thalabschlüsse aber nur auf ganz kurze Wegstrecken sichtbar werden. Einzelne Dorfschaften liegen an so steilen Hängen, daß der Volkswitz sagt, dort müßten selber die Hühner Steigeisen tragen. Bei Finstermünz verläßt die Straße den Inn und steigt, immer nur allmählich, der Reschenscheideck zu. Bis hinan fährt man durch üppige Wiesen, auch Wald ist noch sichtbar. Nachdem ein unbedeutender, fast ganz mit Rasen bedeckter Felsriegel, der quer über das Thal läuft, von der Straße durchschnitten worden, rollt das Wägelchen auf einmal leichter. Es geht abwärts, das Wässerchen zur Rechten, das alsbald etliche flache Seen bildet, ist die der Adria zufließende Etsch — der Wiesengraben vor dem Felsriegel hingegen geht mit dem Inn zum schwarzen Meere.

Wer den Brenner kennt, wird nicht glauben wollen, daß die Reschenscheideck doch noch 127 m höher liegt, so ganz allmählich ist man aufgestiegen, und so beispiellos breit ist die Einsenkung in den Hauptkamm, die man passiert, und die sich alsbald zur sagenumwobenen Malser Heide erweitert, auf der angesichts höchster Alpenpracht mehr als eine Entscheidungsschlacht geschlagen wurde.

Nach Süden hin baut sich nämlich ein ungeheurer Felsen- und Eiswall auf, die Ortlergruppe; in der Mitte thronen Se. Majestät der Ortler selbst und J. Majestät die Königspitze, beiderseits mit hohem Gefolge. Vor derselben klimmt die Straße über das Stilfser Joch zur höchsten Höhe, die überhaupt eine fahrbare Straße in Europa erreicht. Wir verfolgen sie eine Strecke bis zu dem Schattenstriche an dem Bergmassive, der sich bei der Annäherung als die Mündung des Suldenthales entpuppt. Sie ist nicht einladend. Durch eine gräßliche Steinwüste jagt der trübe Suldenbach der Etsch zu, ein kümmerliches Sträßchen, aus freiwilligen Gaben der Touristen nicht erbaut, nein, erst begonnen, bringt uns aber über die Schwierigkeiten des Einganges hinweg und über den

Bach. Bald wird jedoch der Weg unfahrbar, holprig und fast ein wenig beschwerlich. Wir sind enttäuscht, denn auch der Ortler und die Königspitze haben sich verborgen, und unser ganzes Interesse ist auf den schlechten Weg beschränkt, der bald, durch eine Lawinenbahn zerstört, noch mühsamer wird. Das Gespräch stockt und man sieht verdrießliche Gesichter. Da auf einmal heben sich vor uns herrliche Bergumrisse vom tiefblauen Himmel ab, und ganz nahe hinter dem lichten Walde zeigt sich's glänzend weiß. Leichter geht's nun über den Bach wieder hinüber, das Ufer hinauf. Über eine Bachmure und durch eine fürchterliche Bresche, die eine Lawine in den Wald gerissen, gelangen wir zu einem Gatter, das dem Vieh, aber nicht uns den Zugang zu dem blumigen Wiesenplane sperrt, in dessen Mitte das Kirchlein und daneben natürlich auch das Wirtshaus von St. Gertraud liegt: das Wirtshaus, den trefflichen Schwestern des Kuraten gehörig, das Kirchlein hart an den Berg geschmiegt, wie aus Furcht vor den Lawinen.

Schon hat man uns bemerkt, und als wir herankommen, wird uns ein freundliches: „Ah, grüß Sie Goot! Wie geht's Ihua? Kommen Sie wieder einmal nach Sulden? Ist recht!“ aus dem Munde des hochwürdigen Kuraten Eller mit den klugen Augen, dem man's trotz seiner etwas gebückten Haltung wohl glaubt, daß es sein höchster Wunsch ist, einmal einen Bären zum Schuß zu bekommen, die im Winter noch mitunter als ungebetene Gäste, ohne die Fertigstellung des Sträßchens abzuwarten, nach Sulden kommen.

Wir sind alsbald in sauberen holzgetäfelten Stuben wohl aufgehoben und häuslich eingerichtet. Da wir zu viert acht bis zehn Tage bleiben wollen, wird diesmal das stärkste der Kälber abgethan, und nun von uns nach und nach in allen möglichen Formen, unter Beihilfe der täglich ab- und zugehenden Touristen (wir sind manchmal zehn bis sechzehn zu Tische) verspeißt. Nebenbei läuft ein Schaf, verschiedene Hühner, Eier und vor allem auch das kulinarische Hauptzeugnis des oberen Suldenthales: Stoppelrüben, so fein geschnitten und behandelt wie Sauerkraut.* Der Bäcker wohnt sieben Stunden entfernt in Glurns, und wenn das Brot einmal auszugehen droht, hat die Kathrine große Sorge, weil

* Was sich zum Lobe des Suldenthales in dieser Beziehung sagen läßt, hat uns der Kurat in folgenden Versen überliefert:

<p>„Das Thal am Ende der Welt Schiefer himmelhoch gestellt, Das auserwählte Sulden, Wo Tembl Köffelgulden</p>	<p>Einjt schlug, trägt Zürbelnüssen Mit mürrber Schal' zum Bissen, Und Rüben auch jogar: Doch das nicht alle Jahr.“</p>
---	---

Zürbelnüsse: eßbare Samen der Zürbelkiefer (*Pinus Cembra* L.). Bissen = Beißen.

der mittags abgeschickte Bote erst andern tags wiederkommen kann. Aber die Tiroler Bäcker sind auch helle! Der Gurnser hat sich's gedacht, daß bei so hellem Wetter viele Fremde in Sulden zusammengetroffen sein werden und daß das Brot knapp geworden sein wird; so treffen sich die Boten halbwegs, und der schon fühlbare Brotmangel ist unerwartet schnell gehoben.

Was thut man nun in Sulden? O viel! Berge zum Besteigen giebt's für die Männer die Menge: leichte, schwerere und allerschwerste. Zu den leichten gehört die Schöntaufspitze, schwerer ist der Cevedale, die Bertainspizze und der Ortler, noch schwieriger die Königspizze, und was ganz Apartes und Hochfeines: Thurwieserspizze und Trafoier Eiszwand. Die Frauen können täglich die üppigen, Blumentepichen gleichenden Wiesen nach den Gampenhöfen hin durch ihr Hin- und Herwandeln zieren, oder im Waldschatten Alpenrosensträuße binden und sich dabei an der köstlichen Luft erquicken. Sulden liegt, beiläufig bemerkt, 240 m höher wie die Spitze der Schneekoppe! Sie werden bald hinreichend stark und mutig sein, an den schäumenden Bachkaskaden zum Zaythale aufzusteigen, und dort dem Ortler gegenüber sich einer Aussicht erfreuen, wie sie auch in den Alpen selten ist. Wenige Tage später werden sie sich vielleicht auch nach der Schaubachhütte wagen, die gefahrlos und ohne zu große Mühe auf hochinteressantem Pfade in drei bis vier Stunden erreicht wird. „Dort hat's,“ wie man sich in Tirol ausdrückt, sogar Edelraute (*Artemisia Mutellina* Vill.) am Wege, und oben schaut man nieder auf das Sammelbecken des großen Suldenferners, der die Eisströme in sich vereinigt, die von dem Ortler, der Königspizze, Zebren, Suldenspizze, Eiszeespizze und andern Hörnern und Spizzen auf dieser Seite niedergehn. Auch sieht man das ganze Suldenthal entlang und weit darüber hinaus; die seltensten und zartesten Pflänzchen umstehn die gastliche Hütte in Hülle und Fülle, überhaupt ist das Liebliche und großartig Schauerliche hier in seltner Weise vereint; es ohne Anschauung vorzustellen ist auch der kühnsten Phantasie nicht möglich.

Unsre Frauen wagten sich noch auf die Schöntaufspizze, etliche Stagen höher gelegen, hinauf. Beim Aufstiege scheuchten wir Schneehühner aus dem Schlafe auf; zum Ärger des einen Führers, der sie fangen wollte, konnten die „Mallefiz vi-echher schon fli-eggen“. Sonnenschein und Sonntagsruhe lag über der Eiszwelt ausgebreitet, die uns da oben umgab, in deren Mitte sich nur das grüne, stille Suldenthal zungenförmig eindrängt.

Aber am wirklichen Sonntage, da ist's nicht still in Sulden. Aus dem ganzen Thale, von allen Almen strömt da alt und jung, drei bis

vier Stunden thalauf, thalab zum Kirchlein. Einem Ameisenhaufen gleicht das Wirtshaus, bis das Glöcklein schrill und eifrig mahnt, den Zug zu formieren. Denn das ist der Anfang des Sommergottesdienstes: die Kirchensahne voran, der Kurat unter einem Baldachin in der Mitte, schreitet die ganze Kirchfahrt feierlichen Schrittes mitten in die Wiesen hinein, die den Stolz und den Reichtum der Suldner ausmachen. Da an Ort und Stelle, mitten im Kranze der Berge werden die Gebete für das Gedeihen der Feldfrüchte abgehalten. Dann füllt sich das Kirchlein zum Erdriicken. Der Kurat wechselt das Gewand und macht am Altare bekannt, was die Gemeinde angeht; auch Profanes: was gefunden, was verloren, was die Regierung für Bescheid erteilt. Dann, wieder im feierlichen Gewande, celebriert er die Messe. Der Gesang der Gemeinde ist frisch, sehr frisch und wird von einer Drehorgel begleitet, die bei unsrer Anwesenheit geradezu infam verstimmt war; denn gerade der in der Melodie unendlich oft wiederkehrende Leitton war einen halben Ton zu tief, wodurch eine jedem musikalischen Ohre ganz besonders unerträgliche Akkordfolge entsteht,* über die sich meine musikalische Nachbarin, die Frau Dr. St., bis hinunter an den Gardasee täglich beklagt hat.

Dagegen befriedigte auch uns die schlichte, verständliche, halb im Dialekt vorgetragene Predigt und steigerte noch unsre Hochachtung vor dem Kuraten. Eine Stelle war nicht ohne Bezug auf unsern protestantischen Standpunkt. Es war vom Fasten die Rede: „Die Protestanten,“ so hörten wir, „glauben, bei den Katholiken heiße fasten nur kein Fleisch essen. Nein, nein, viel mehr! Wenn Du was weißt, was Deinem Nachbar schaden kann oder was ihn ärgern muß, so breite es nicht aus, behalte es bei Dir, da faste mit Deiner Zunge!“

In der That, keine üble Auslegung, die mich aber auch gemahnt, nun endlich meiner Zunge ebenfalls „Fasten“ aufzulegen.

* Melodie	a d		d e		d		a e		d e		d																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																															
Begleitung	{	a	}	{	g	}	{	fis	}	{	g	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	}	{	a	}	{	d	}	{	fis	}	{	d	

14. Auszüge von Vorträgen in der Chemnitzer Sektion des Alpenvereins ꝛ.

1. Von Galtür im obern Paznaun über den Augstenberg (3182 m) nach Schuls im untern Engadin.

(3. Februar 1888.)

Im Sommer 1887 war es gerade noch Zeit, vor dem großen Fremdenstrom nach Galtür zu gelangen, der in einem so reizvollen Thale, wie das Paznaun ist, nicht ausbleiben wird. An Anzeichen von dem erwarteten Eintritte dieses Stromes fehlte es nicht. Schon hielt der Schnellzug der Arlbergbahn am Schlosse Wiesberg. Waren wir, ich und mein Sohn, zur Zeit auch die einzigen Reisenden, die ausstiegen und das schmale Fußsteiglein im Brombeergebüsch längs des Eisenbahndammes betraten, das in wenig Minuten an den überaus malerischen Eingang des Paznaun bringt: die Scharen werden bald nachkommen und das Steiglein wird verbreitert werden. Schon hier genießt man einen herrlichen Anblick. Die dem Paznaun entströmende Trisanna bricht in enger Felschlucht zu der vom Arlberge kommenden Rosanna durch, in ansehnlicher Höhe geht die Arlbergbahn auf kühngeschwungener Brücke neben dem die Felsmassen krönenden Schlosse Wiesberg über diese Schlucht; darüber aber ragen gewaltige Wände der Lechthaler Alpen, die Parseyer Spitze und Genossen. Wir fanden wohlthuend freundliche Aufnahme in einem jüngst eröffneten Bauern-Wirtshause in See, das noch im Bau begriffene in Kappel spendete uns Forellen. In Ischl traf wir schon auf Sommerfrischler und in Galtür, dem die Wegbauer bereits bis auf eine kleine Stunde nahe gekommen waren, fanden wir den tüchtigen Führer Gottlieb Lorenz, der uns mittheilte, daß man den landläufigen Weg über den Futschölpaß links liegen lassen und über den prächtigen Augstenberg in zehn bis elf Stunden nach Schuls gelangen könne. Von diesem herrlichen Wege schweigen die Reisebücher, was wohl daraus zu erklären ist, daß, wie Lorenz versicherte, nur er und sein Bruder den Abstieg vom Augstenberg ins Val Tazna im Engadin kennen. Abends saßen wir in der Jamthalhütte hoffnungslos, denn der Regen, der sich auf der letzten, ungewöhnlich steinigen Hälfte des Weges von Galtür zur Hütte an uns herangepircht hatte, war so ausgeartet, daß Lorenz meinte: „Morgen giebt's einen Landregen, und wir werden von Glück

sagen können, wenn er uns über den Futschölpaß gelangen läßt.“ Sehr angenehm war es uns jedoch, daß zur Zeit ein österreichischer Oberleutnant mit seinen Hilfsmannschaften in der Hütte sich einquartiert hatte, der an der Neuaufnahme der Umgegend arbeitete. Der Einblick in die höchst beschwerliche entbehrungsreiche Thätigkeit eines „Mappeurs“, die ja insbesondrer auch uns Alpenkletterern zu gute kommt, erfüllte uns mit aufrichtiger Hochachtung. Das von dem Wirte zu Galtür in der Hütte unterhaltene kleine Lager von Wein, Eiern und Konserven fanden wir höchst praktisch. Gegen 3 Uhr weckte uns der Führer mit der Freudenbotschaft: „Alles klar, jeder Weg möglich.“ In einer kleinen halben Stunde waren wir zum Ausbruche gerüstet, und in geringer Entfernung von der Hütte schon zerstreute die Wahrnehmung, daß der Boden gefroren war, unsre einzige noch übrige Besorgnis, der Schnee könne, da es erst gegen Morgen hell geworden, unangenehm weich befunden werden. Bald betraten wir den nur wenig steilen und mäßig zerklüfteten Jamthaler Ferner. Nach etwa 2 $\frac{1}{2}$ Stunden hatten wir eine Firnkante erreicht, die von dem gegenüberliegenden Augstenberge durch eine flache Firnmulde getrennt ist. Wir stiegen leicht in die Mulde hinab und auf der andern Seite mit Hilfe einiger Stufen unschwer wieder hinan, und gelangten dann, auf dem flachen, wenig steilen Rücken des Augstenberges fast mühelos ansteigend, in einer Stunde zu dessen langgestrecktem, geräumigen, mit kleinen Schiefertrümmern bedeckten Gipfel (3182 m). Herrlich thront gegenüber das in der Luftlinie nur 3,5 km entfernte und nur um 214 m höhere Fluchthorn (3396 m); der zwischenliegende Futschölpaß ist so tief eingeschnitten und der Augstenberg fällt so steil gegen ihn ab, daß man auf seine Sohle nicht hinabsehen kann. Wunderbar klar war die Aussicht ringsum, erstaunlich mächtig die Massen der nahen Silvretta- und der unfernen Ortlergruppe, äußerst zierlich unter den fernem Bergen der Umriß der Jungfrau. Kein Lüftchen rührte sich und nur der milde, warme Sonnenschein trieb uns an, unsern Aufenthalt abzukürzen, da noch eine längere Firnwanderung unsrer wartete. Zu der oben erwähnten Firnschneide zurückgekehrt, umgingen wir dann, südöstlich ausbiegend, die vergletscherten südlichen Abstürze des Augstenberges auf den obersten Firnfeldern des Jamthaler Ferners und erreichten in etwa anderthalb Stunden die Mitte des Bausches, den die tiroler Grenze gegen die schweizer am oberen Ende der Badret d'Urezas macht (zwischen den mit 3106 und 3120 m bezeichneten Punkten des 15. Blattes der Dufourschen Karte). Der Urezasgletscher ist ohne alle Gefahr und mit wenig Mühe zu begehen. Das einsame Urezasthal — ein Murmeltier ließ uns auf zwanzig Schritte herankommen — das aber mit allen Reizen

eines Hochthales ausgestattet ist, vereinigt sich schon nach einer Stunde mit dem vom Futschölpasse herabziehenden Val Urschai zu dem Val Tasna, das unweit Ardez in das Innthal mündet. Mitten in sonnigen und blumenreichen Matten liegt am Ausgange des Urschaitales eine Alphütte. Wir fanden sie verschlossen, lagerten uns neben dem Brunnen ins Freie und genossen in dem wonnigen Hochgeföhle, das eine gelungene Alpenfahrt jederzeit erzeugt, den Rest unsres Proviants. Dann folgten wir dem Fußsteiglein, das am rechten Hange des Val Tasna durch Wald und Wiese abwärts führt, bis zur „Säge“, wo die Straße von Ardez nach Fettau hinaufkommt. Hier entließen wir unsern braven und tüchtigen Führer. Bald gerieten wir in den von Tarasp-Schuls ausstrahlenden Menschen- und Wagenstrom, der uns in Schuls nur durch einen glücklichen Zufall bald ein Stüblein für unsre durch die einschließliche der Rasten etwa elfstündige Wanderung immerhin ermüdeten Glieder finden ließ. Froh sahen wir, am andern Morgen an der uralten Quelle von Tarasp sitzend, zu den Bergen auf, von denen wir gestern herniederstiegen, und augenblicklich hatten wir die bekannte Inschrift: „Aere Sale Salus Aerea“ bergfrei übersetzt: „Luft und Quelle machts Auge helle.“ Der Abend fand uns einsam im einsamen Scarlthale. Auch über Santa Maria im Münsterthale zum Stillsfer Joch aufsteigend, begegneten wir keinem einzigen Fremden, bis wir die einem Taubenschlage gleichende vierte Cantoniera betraten, in der alle deutschen Dialekte durcheinander schwirrten. Am Ende fanden wir auch das früher so friedliche Sulden unangenehm überfüllt. Offenbar hatte das mit seiner Bequemlichkeit das jüngst vollendete Sträßlein gethan!

(VII. Bericht der Sektion Chemnitz des D. u. S. A.-V. auf das Jahr 1888, S. 7.)

2. Altes und Neues aus dem Zillerthale und den Dolomiten.

(26. Januar 1890.)

Zunächst stattete ich mit meinem Sohne dem Achensee einen Besuch ab, weil ich die Alpenfahrten gern an einem Seespiegel beginne. Welcher Wechsel! 1862 war ich der einzige Gast, der in dem kleinen Wirtshause zur Scholastica übernachtete, und die Bahnfahrt nach der Pertisau wurde selbstritt ausgeführt. 1871 gab es schon eine Anzahl Sommerfrischler, aber diesmal erhielten wir nachmittags 4 Uhr schon Zimmernummer 74 (die letzte) in einem Nebengebäude. Es gab abends Konzert im Speisesaale, und der große Dampfer „Josef“ führte uns über den See zur

Zahradbahn nach Jenbach. Auch das Zillertal, das früher von Mairhofen aufwärts ganz einsam war, wimmelte buchstäblich in der Richtung nach dem Pfitscher Joch von Sommergästen. In Mairhofen war „alles besetzt“. Das Wirtshaus zur Linde in der Dornaubergklamm war von älteren Damen in Beschlag genommen, in Ginzling wurden die uns nachfolgenden zum Kuraten gewiesen, und in der Dominicushütte mußten die letzten für die Nacht mit den Bänken der Gaststube vorlieb nehmen. Nur das Bad in Hinterdux hat noch keinen Teil an dieser Überfüllung, und wie der Besitzer den Bademeister in eigener Person machte, so sind auch alle übrigen Verhältnisse noch sehr einfach. Hier ist noch ein dankbares Feld für die Thätigkeit einer Sektion, das nahe genug liegt, also auch den Mitgliedern, die sich mit kleineren Touren begnügen müssen, bequem zugänglich ist. Erstlich wäre der herrliche Wasserfall, eine Viertelstunde oberhalb des Bades, mit leichter Mühe und geringen Kosten zugänglich zu machen. Gegenwärtig ist ohne Nagelschuhe, Alpstock und ziemliche Kletterei diesem Schaustücke nicht nahe zu kommen. Zweitens sollte die Frauenwand durch Schürfung eines Fußweges zugänglich gemacht werden, was einen Aufwand von etwa 60—80 Gulden erfordern würde. Sie liegt etwa eine halbe Stunde seitwärts (genau südlich) vom Schmirner Joch. Die aus dem Schmirnthale Kommenden sehen auf dem Joch und weiter auf dem Wege nach Dux wohl die Hochgipfel und den oberen Teil der gefrorenen Wand, aber wer sich die Mühe nimmt, vom Schmirner Joch (2336 m) über begraste Halden zur Frauenwand (2529 m) hinüberzugehen, gelangt auf eine Warte, von der er den zwischen Riffler und Opperer eingebetteten herrlichen Ferner der gefrorenen Wand in seiner ganzen Größe und Pracht überschaut. In einer weiteren halben Stunde gelangt man, ebenfalls über grasige Halden und an einem Bächlein absteigend, wieder auf den Jochweg, so daß der Umweg über die Frauenwand bei Begehung des Dux-Schmirner Joches nur eine gute halbe Stunde beträgt. Ein halbwegs Kundiger kann schon jetzt diesen Weg mit Hilfe der Karte von Schmirn aus leicht finden (von Dux aus ist es mühsamer); aber es wäre zu Nutz und Frommen der vielen, die nicht gern vom Weg abgehen, sehr zu wünschen, daß die Sektion Chemnitz einen „Chemnitzer Weg“ über die Frauenwand schürfen ließe. Tausende würden ihr danken, und der Name der Sektion wäre an ein würdiges Objekt geknüpft. (Sie hat's aber nicht gethan!)

Immer sich erneuernder Neuschnee vereitelte alle unsre geplanten Gletscherübergänge, anstatt über den Riffler mußten wir von Dux über den Teufelssteg ins Zemmthal, und anstatt von der Dominicushütte über den Berliner Weg und den Schwarzenstein gelangten wir über das

Pfiffcher Joch und Franzensfeste nach Taufers. Auch dort war es uns nur vergönnt, das herrliche Reinthal an einem sonnigen Tage zu schauen, der aber auch am Ende in ein gewaltiges Donnerwetter auslief, das wir in Ahornach mit Schrecken heranziehen sahen. Als wir über den Kronplatz nach St. Vigil in die Dolomiten einbrechen wollten, zwang uns Nebel, im Thale zu bleiben. Wir fanden auch St. Vigil mit Sommergästen überfüllt. Aber schon das Rauthal oberhalb St. Vigil ist einsam, und an den drei folgenden Tagen begegneten wir keinem Touristen. Etwa eine Stunde oberhalb St. Vigil gingen wohl an die vierzig Stück Gemsen an einer Wand aufwärts und gönnten uns ganze zehn Minuten den Anblick ihrer Kletterkünste. Beim Anstiege zum Antonijöchl (2453 m) am Kreuzkofl kreiste ein Lämmergeier über einem Joche rechts, und ein Murmeltier an dem Hange gegenüber ließ sich durch uns nicht in seiner Beschaulichkeit stören.

Die Bänderung der Felswände gegenüber dem Anstiege von der Klein-Jannes Alpe zum Antonijöchl sucht ihres Gleichen an Großartigkeit, und der Niederblick vom Joche nach Spezza erinnert lebhaft an die Backen des Rosengartens. Die Wanderung von dem einfachen Spezza nach St. Cassian führt über das berühmte Bildkirchlein am Heiligkreuzkofel, größtenteils über Hochwiesen, und dürfte an Prachtfülle und Abwechslung im Anblicke der Dolomitwelt, und gleichzeitig auch an — Bequemlichkeit kaum überboten werden. Von St. Cassian bestiegen wir den Sot Saß (2559 m). Von ihm läuft eine felsige Graskante nach dem durch seine malerische Aussicht berühmten Col di Lana. Jedenfalls steht die Aussicht vom Sot Saß der vom benachbarten Muvolau, der seiner bequemeren Lage halber häufiger besucht wird, nicht nach, und wir zählen die vier Stunden am Fuße des Felsgipfels zu den genußreichsten unsres Lebens. Zum bleibenden Andenken pflückten wir die dort wachsende seltene *Saussurea discolor* DC. und erquickt schritten wir, als die Sonne sich neigte, über die ausgedehnten Hochwiesen zu dem nach Buchenstein (Pieve di Livinalongo) hinabführenden Sträßchen. Unsern Weg für den andern Morgen, hinauf zur Forcella Padom (2642 m) hatten wir vom Sot Saß deutlich gesehen. Von dort gelangt man in einer Stunde hinab zum Fedajapasse (2041 m) durch eine Vegetation, deren Reichthum und Üppigkeit auch den Kenner entzückt. Hier beim Finazzer aber tauchten wir auch schon wieder ein in den aus den Großstädten sich ergießenden Strom von Touristen, die niemandem einen „Guten Morgen“ bieten, dem sie nicht „vorgestellt“ sind. Auf dem Wege zum Schlern (2565 m) über das Tierser Alpel, der nicht genug gepriesen werden kann, begegnete uns jedoch niemand, und auch im Schlernhause waren wir

infolge des nicht besonders günstigen Wetters in zwei Nächten die einzigen Gäste. Tagüber hatten wir jedoch liebe und hochinteressante Gesellschaft — weitgereiste und gebildete Leute, Sonntags die Mitglieder des Vorstandes der Bozener Sektion, unter denen uns, wie billig, der verwegene Felskletterer Sautner und seine ihm naheifernde Tochter besonders anzogen — und da uns der Schlern nicht fremd war, so war es uns auch möglich, zeitweiligen Nebeln zu trozen, ihr Spiel um die Zähne und in der Klamm zu beobachten und die Aussicht, wie sie stückweise frei wurde, zu genießen. Schließlich zeigte sich uns am zweiten Morgen nach einem wunderbar farbenprächtigen Sonnenaufgange das Schlerngespenst (vergl. Mitteilungen des Alpenvereins 1889, Seite 211), und so nahm meine fünfundzwanzigste Alpenfahrt mit dem herrlichen Abstiege nach Böls ein ganz erfreuliches Ende.

(IX. Bericht der Sektion Ghemnitz des D. u. S. A.-V. auf das Jahr 1890, S. 8.)

3. Das Brockengespenst auf dem Schlern

wurde von mir und meinem Sohne am 12. August 1889 eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang beobachtet. Wir waren im Morgenrauen auf den Gipfel des Schlern, den sogenannten Bez gestiegen, und das allezeit herrliche Schauspiel des Sonnenaufganges hatte sich in besonders ergreifender Pracht vor uns entfaltet, indem die Sonne, aus schmaler dunkler Wolkenbank endlich hervorbrechend, uns den ganzen Zauber der Mythologie von der rosenfingerigen Eos bis zu den feurigen Sonnenrossen leibhaftig vor die Augen malte. Im Begriffe, zum Schlernhause zurückzukehren, hüllte uns zeitweilig leichter Nebel, im Gebirge bezeichnend „Rauch“ genannt, ein; um das Schauspiel der wieder frei werdenden Aussicht wiederholt zu genießen, gingen wir langsam entlang des Rückens, der sich vom Bez einem Walle gleich nach Süden zieht. Da dieser Wall auf eine längere Strecke ziemlich eben hinläuft, so vermochte der Wind nicht nur die Nebel zeitweilig in das anstoßende, nach Westen zu liegende Felskar zu treiben, sondern er strich sie auch glatt, und nun erblickten wir auf dem ebenen, halbdunklen Nebelgrunde zu unserer Rechten zweimal in kurzen Zwischenpausen und jedesmal auf 10—20 Sec. unsere, infolge des noch tiefen Standes der Sonne, langgezogenen Schattenbilder, den Kopf mit einem heiligenscheinartigen, in matten Farben leuchtenden Ringe umgeben, der vom Kopfe etwa 2—3 Durchmesser desselben entfernt und von ungefähr halber Breite eines solchen war. Es war offenbar dieselbe Erscheinung,

die auf dem Brocken schon öfter beobachtet wurde und die unter dem Namen des „Brockengespenstes“ bekannt ist. Sie ist aber doch, wie es scheint, recht selten, denn ich habe sie nicht nur als „Schlerngespenst“, sondern überhaupt (gerade am Schlusse meiner 25. Wanderung in den Alpen) zum ersten Male beobachtet, und es ist vielleicht noch gar nicht bekannt, daß der Schlern neben den vielen „Schlernhexen“ (roten Alpen-Grasnellen, *Armeria alpina* Willd.) auch ein freilich nur selten sichtbares „Gespenst“ beherbergt.

(Mitteilungen des D. u. S. N.-B. 1889 Nr. 17.)

Diese Mitteilung veranlaßte eine ganze Reihe ähnlicher Berichte, die aber alle hervorheben, daß die Erscheinung in den Alpen selten beobachtet wird.

15. Übersicht über meine Alpenreisen.

Aufenthalte von 2—4 Tagen sind gesperrt, längere fett gedruckt.

1861. Walhalla. München. Salzburg. Berchtesgaden. Königsee. Über die Buchauer Scharte (2346 m) des steinernen Meeres nach Zell am See. Fuschertal. Pfandelscharte (2676 m). Heiligenblut (nochmals Pasterze). Hochthor (2606 m). Mauriser Thal. Stanz (2109 m). Wildbad Gastein (Maßfeld). Lend. Paß Lueg. Salzburg.

1862. Tegern- und Achensee. Zillertal. Duxer Joch (2236 m). Innsbruck. Zirl (Höhenberg). Selrain. Rüthei. Öß. Sölden. Gurgl (Muthberg (2659 m). Zwieselstein. Bent. Hochjoch (2790 m). Meran. Bozen. Gardasee. Sarchathal. Trient. Bozen. Meran. Reischenscheideck. Landed. Paß Fernstein. Reute. Ammergau. Peißenberg. Starnberger See.

1863. München. Salzburg. Königsee. Über die Weißbacher Scharte (2262 m) des steinernen Meeres nach Zell a. S. Krimler Tauern (2635 m). Bruned. Lienz (Kerschbaumer Alpe). Heiligenblut (Gamsgrube 2560 m). Döllach. Kleine Zirknitzcharte (2700 m). Gastein. Gamskarfogel (2413 m). Kleinarlthal. Werfen. Annaberg. Zwieselalpe (1584 m). Zschl. Wolfgangsee. Salzburg.

1864. Starnberger, Kochel- und Walchsee. Mittenwald. Innsbruck. Neustift. Axams. Selrain. Rüthei (1969 m). Öß. Gurgl. Kamoljoch (3182 m). Bent. Niederjoch (3000 m). Meran. Bozen. Grödenthal. Sellajoch (2230 m). Fassathal. Neumarkt. Garda- und Ledrosee. Sarchathal. Trient. Brigen. Bruned. Krimler Tauern (2635 m). Platte. Zillertal. Ruffstein. München.

1865 (mit Frau). München. Salzburg. Königsee. Ramsau. Hirschbühl. Zellersee. Ferleiten (Käferthal). Lend. Gastein (Maßfeld). Salzburg. St. Gilgen. Schasberg (1780 m). Zschl. Gmunden. Welsberg. Passau. München. Walhalla.

1868. Schlier- und Spizingssee. Zalep. Brandenberger Thal. Wörgl. Salve (1829 m). Paß Thurn. Welber Tauern (2446 m). Gschlöß. Lobbenthörl (2776 m). Matrey. Matreyer Thörl (2664 m). Kals. Lienz. Spital. Radstädter Tauern (1783 m). Salzburg.

1871 (mit Frau). Starnberger See. Peißenberg. Oberammergau (Passionspiel). Partenkirchen. Gibsee. Thörlswand (1893 m). Vermos. Paß Fernstein. Imst. Ö. Sölden. Vent. Hochjoch (2790 m). Staben. Meran (Josefsberg). Bozen. Gardasee. Sarchathal. Trient. Brenner. Innsbruck (Lanser Köpfe). Jenbach. Achen- und Tegernsee. München. Walhalla.

1872. Bodensee. Zuger und Vierwaldstädter See. Pilatus (2123 m). Brünig. Meiringen. Große und kleine Scheideck. Lauterbrunn. Lötchthalgrat (3217 m). Brieg. Bellalp (2052 m). Eggischhorn (2941 m). Wiesch. Furka (2436 m). Wasen. Susten (2262 m). Meiringen. Interlaken. Jochpaß (2208 m). Engelberg. Surnen (2305 m). Flüen. Zürich. Bodensee. Augsburg.

1873 (mit Frau). Bodensee. Ragaz. Wallen- und Zürichersee. Vierwaldstädter See. **Engelberg** (Widderfeld 2354 m). Jochpaß (2208 m). Engstlenalp. Große und kleine Scheideck. Interlaken. Brünig. Luzern. Zürich. Lindau.

1874. Zillerthal. Pfitscher Joch (2234 m). Sterzing. Waidbruck (Vogelweidhof). Ritten. Bozen. Eggenthal. Caressapass. Vigo. Pordoipass (2252 m). Pieve d'Andraz. Strada di tre Sassi. Ampezzo. Toblach. Lienz. Kals (Hütte auf der Banitscharte 2800 m). Matreyer Thörl. Matrey. Prager Hütte. Benediger (3672 m) Abstieg nach Neukirch. Zell am See. Hirschbühl. Berchtesgaden. Salzburg.

1875. Rempten. Füssen. Hohenschwangau. Plansee. Vermos. Fernstein. Imst. Pizthal. Ölgrubenjoch (3008 m). Gepatschhaus. Weissseejoch (2944 m). Reichen Scheideck (Finstermünzpaß). Mals. St. Gertrud. Stillfer Joch. Umbrail (3034 m). Bormio. Val Violapass (2675 m). Berninapass (2331 m). Pontrefina. Morteratsch (3754 m). Maloja. Comersee. Castajegna. Duanapass (2700 m). Averserthal. Via mala. Thußis. Schynpass. Lenzer Haide. Chur. Ragaz. Bodensee.

1876 (mit Frau). Starnberger, Kochel- und Walchsee. Scharnitz. Zirl. Landed. Finstermünz. Mals. **St. Gertrud** (Vertainspizze 3542 m, Ortler 3905 m). Stillfer Joch. Umbrail (3034 m). Bormio. Veltlin. Comersee. Mailand. Langer See. Gotthard (2000 m). Vierwaldstädter See. Rigi (1800 m). Zug. Zürich. Friedrichshafen. Augsburg.

1877. Duxer Joch (2336 m). Gschnitz. Siminggrübel (2800 m). Kanalt. Bildstöckl (3128 m). Sölden. Pizthaler Jöchl (3000 m). Mittelberg. Taufersjoch (3200 m). Vent. Hochjoch. Kreuzspizze (3454 m). Kamolkogel (3545 m). Kamoljoch. Gurgl. Eisjoch (3030 m). Pfoßenthal. Bozen. Brenner.

1878 (mit Frau). Starnberger See, Peißenberg. Füssen. Hohenschwangau. Reute. Vermos. Fernpass. Finstermünz. **St. Gertrud** (Hintere Schöntauspizze 3319 m, Cevedale 3773 m). Meran. Gardasee. Sarchathal. Trient. Bozen. Brenner.

1879. Salzburg. Hallein. Berchtesgaden. Königsee. Über die Ramsleiter Scharte (2191 m) des steinernen Meeres nach Zell a. S. Kaprun. Kaiser Thörl (2664 m). Rudolfschütte. Kaiser Tauern (2560 m). Kals. Matreyer Thörl

(2192 m). Großglockner (3792 m). Leiterthal. Heiligenblut (Pasterze). Döllach. Kleine Zirknischarte (2699 m). Maßfeld. Gastein. Salzburg.

1880 (mit Frau). Schliersee. Tazelwurm. Audorf. Ruffstein. Hall i. T. Kanalt. Bildstöckl (3128 m). Sölden. Gurgl. Kamoljoch (3182 m). Bent. Kreuzspitze (3454 m) mit Abstieg nach dem Hochjoch. Naturns. Lana. Tiffens. Mals. Eppan. Kaltern. Montigl. Branzoll. Bozen. Grödenenthal. Grödenjochl (2240 m). Corvara. Alpe Incija. Pieve d'Andraz. Strada di tre Sassi. Cortina. Toblach. Franzensfeste. Matrey. München.

1881. Luzern. Wajen. Susten (2262 m). Gießbach. Interlaken. Gemmi (2302 m). Leuf. Bisp. **Zermatt**. Cima di Jazzi (3818 m). Theodulpaß (3322 m). Breithorn (4171 m). Breuil. Aosta. Courmayeur. Col du Geant (3362 m). Chamonix. Mont Brevent (2525 m). Col de Balm (2204 m). Martigny. Laujanne. Genf. Freiburg. Bern. Biel. Petersinsel. Schafhausen. Lindau.

1882 (mit Frau). Ruffstein. Giselaabahn. Zell am See. **Fischerbad** (Kühlarföpsl 2264 m). Ferleiten. Lend. Gastein (Maßfeld). Salzburg.

1883. Ruffstein. Silz. **Rühtei**. Finsterthaljoch (2650). Längenfeld. Sölden. Hochjoch (2790 m). Weißfugel (3741 m). Kurzras. Datschjochl (2785 m). Schlanders. **St. Gertrud**. Schöntauspizze (3319 m). Zufallhütte. Saentjoch (3018 m). Rabbi. Malé. Proveis. Gles. Mendel. Bozen. Brenner.

1884. Ruffstein. Thierberg. Hintersteinersee. Elmau. St. Johann i. T. Taxenbach. Kolm Saigurn. Pochartscharte (2238 m). **Wildbad Gastein** (Radhausberg. Redsee). Salzburg.

1885. München. Brenner. Brigen. Bahrn. **Itzes** (Schlern 2561 m). Mahlknechtjoch (2213 m). Campidello. Fedajapaß (2041 m). Caprile. Agordo. Ceredapaß (1372 m). Primör. **San Martino**. Kollepaß (2032 m). Cavalese. Neumarkt. Bozen. Lana. Mitterbad im Ultenthal. Laugenspiß (2429 m). Fondo. Mendel. Bozen. Brenner. Schwaz.

1886 (mit Frau). Salzburg. Giselaabahn. Brenner. Bozen. Meran. **St. Gertrud** (Schöneck 3123 m, Schaubachhütte, Schöntauspizze 3319 m). Trafoi. Mals. Reischenscheideck. Landeck. Innsbruck. Giselaabahn. Zell am See. Schmittenhöhe (1935 m). Bischofshofen. Hallstadt. Traunkirchen. Linz. Pilsen. Marienbad.

1887. Tegernsee. Gindelalp. Schliersee. Wendelstein (1849 m). Brannenburg. Innsbruck. Landeck. Galtür. Stuttgarter Hütte. Augstenberg (3230 m). Tarasp=Schuls. Skarl. Costainas (2251 m). St. Maria im Münsterthal. Wormser Joch. Umbrail (3034 m). Stilfser Joch. Franzenshöhe. Gomagoi. **St. Gertrud**. (Payerhütte 3100 m, Rosimboden, Kuhberg). Cevedale (3795 m). Abstieg nach der Zufallhütte. Martellthal. Latjch. Meran. Kreuzjoch (1900 m). Sarntheim. Bozen. Brenner. München. Regensburg. Kehlheim.

1888. Starnberger, Kochelsee. Herzogenstand. Heimgarten (1789 m). Gar-misch. Mittenwald. Seefeld. Zirl. Brenner. Blumau. Tiers. Grasleitenhütte. Grasleitenpaß (2400 m). Vigo. Lusiapaß. Paneveggio. Kollepaß. **San Martino** (Bal di Canali). Venedig. Feltre. Agordo. Durampaß (1635 m).

Donte di Zoldo. Forcella d'Ambrizzola (2300 m). Cortina. Misurinasee. S.andro.
(Toblach). Fischleinthal. Toblinger Kiedel (2391 m). Toblach. Franzensfeste.
Brenner.

1889. Kufstein. Achenjee. Zillertal. Mairhofen (Stillup). **Bad Dur**
(Frauenwand 2520 m). Finkenbergl. Pfitscher Joch (2231 m). Sterzing. Franzens-
feste. **Taufers** (Reinthal). St. Vigil. Klein Fannesalpe. Antonijöchl (2453 m).
Spezza. Kreuzkirchl. St. Cassian. Sot Saß (2559 m). Buchenstein. Forcella
Padom (2642 m). Fedajapaß. Campidello. Thierjer Alpl. Schlern (2565 m).
Böls. Brenner. München.

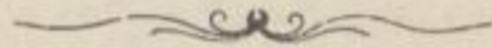
1890 (mit Frau). **Bahn** bei Brixen. München.

1891 (mit Frau). **Leoni** am Starnberger See. Garmisch. Fernpaß
Innsbruck. München.

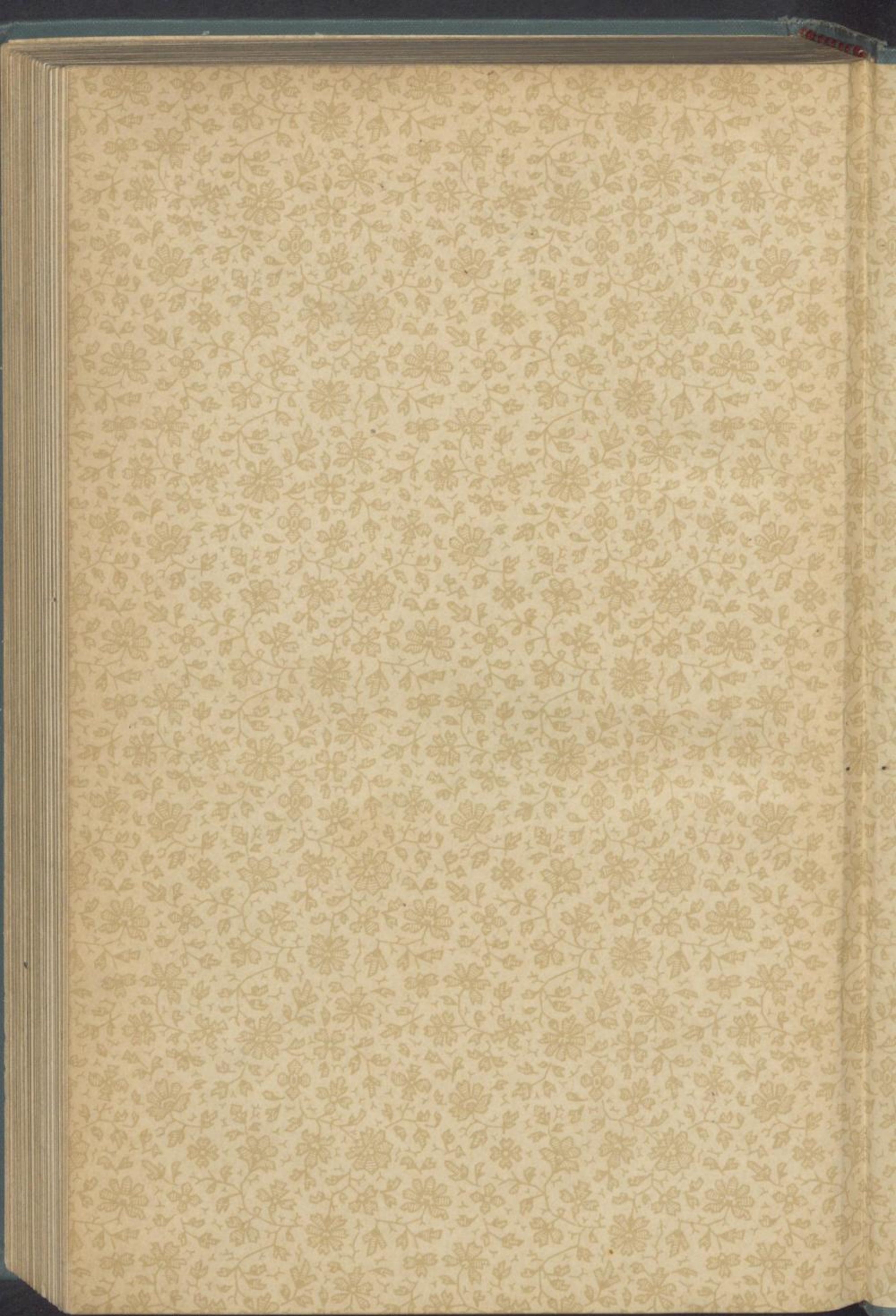
1892 (mit Frau). **Taufers** (Reinthal. Mühlbachthal. Speißboden 2519 m)
Bozen. Meran. Bahn. München.

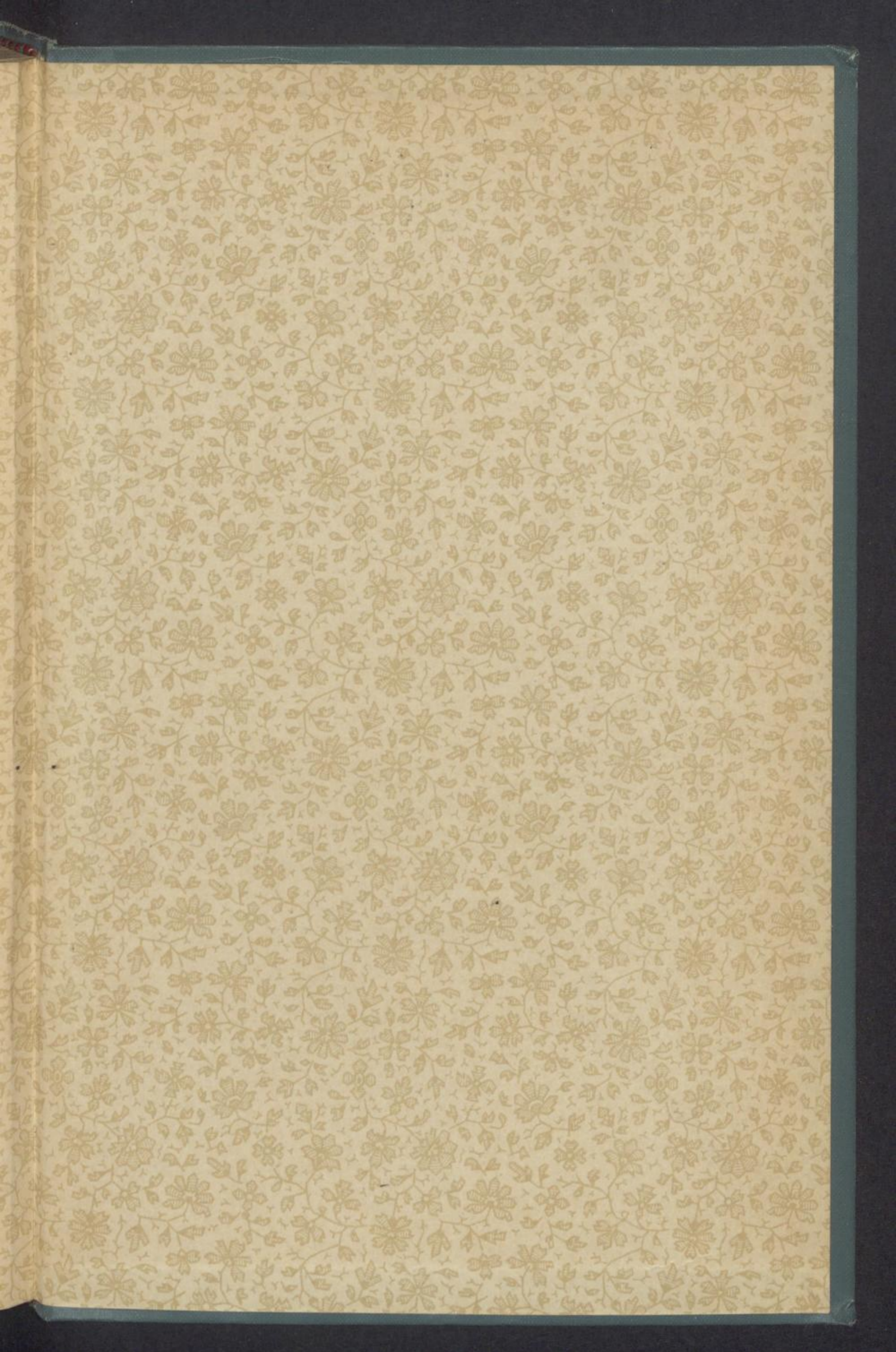
1893 (mit Frau). **Altprags** (Dürenstein 2836 m. Fischleinthal). **Bahn.**
Innsbruck. München.

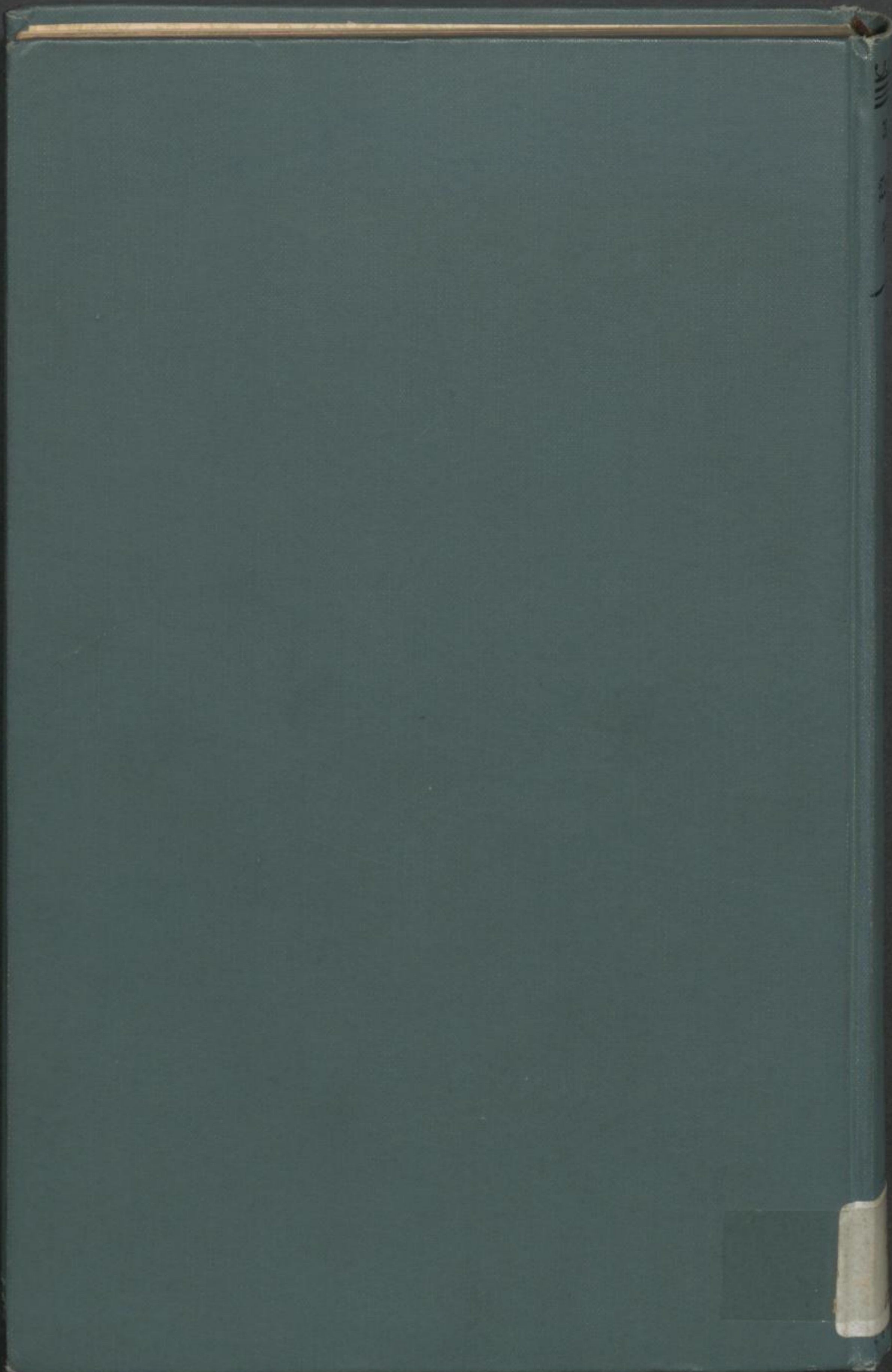
Die Reisen dauerten regelmäßig vier Wochen. Wie viel sich seit
den in den ersten Abschnitten geschilderten Fahrten inzwischen verändert
hat, wird denen, die selbst an Ort und Stelle waren, nicht entgehen.
Der Abstand im Vergleiche mit der Gegenwart ist nahezu wieder so groß,
wie er uns erschien, als wir 1880 in Gurgl Steub's Schilderung seines
Abstiegs über das Niederjoch lasen (S. 242) und mit unsern damaligen
Erfahrungen verglichen.











Handwritten markings on the spine, possibly including a number like '111'.

